










794

794

THE FRICK COLLECTI





Digitized by the Internet Archive  
in 2023 with funding from  
Kahle/Austin Foundation

<https://archive.org/details/spanien0000maxv>



*SPANIEN*



Mit 8 Tafeln in farbigem Lichtdruck, 8 in Kupfertiefdruck und 505 Textillustrationen zeitgenössischer Gemälde, Kupferstiche, Bauwerke, Möbel, Geräte, Ornamente nach Originalen in öffentlichen und privaten Sammlungen.

Von diesem Werke wurden 300 in der Presse numerierte, vom Verfasser signierte Exemplare in Ganzleder und Ganzpergament gebunden als Liebhaberausgabe hergestellt.

*Copyright by Askanischer Verlag Berlin 1924. Dieses Werk wurde in der Buchdruckerei „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin gedruckt und in der Buchbinderei des Askanischen Verlages in Berlin gebunden.*









Titian

Charles V.

MAX VON BOEHN

# SPANIEN

GESCHICHTE / KULTUR  
KUNST



B E R L I N

---

IM ASKANISCHEN VERLAG CARL ALBERT KINDLE

1 9 2 4





Charles V.

MAX VON BOEHN

# SPANIEN

GESCHICHTE / KULTUR  
KUNST



B E R L I N

---

IM ASKANISCHEN VERLAG CARL ALBERT KINDLE

1 9 2 4





# INHALTSVERZEICHNIS

## Erstes Kapitel. *Die Urzeit, die Römer* . . . . . S. 1—42

Der Name Spanien — Jenseits der Pyrenäen beginnt Afrika — Die Bevölkerung — Fünf Spanier bilden sieben politische Parteien — Ligurer, Iberer, Kelten — Keltiberer — Prähistorische Kunst auf spanischem Boden — Höhlenmalerei — Dolmen — Despoblados — Kyklopen Bauten — Toros de Guisando — Zusammentreffen von Sage und Denkmal — Der Reichtum an Metallen — Die Tarschisch Fahrer — Einfluß Mykenäs — Phönizier — Griechen — Das Grabmal des phönizischen Herakles in Barcelona — Der Tempel des Melkarth in Cadiz — Karthago — Die Statuen vom Cerro de los Santos — Die Büste von Elche — Rom's Einbruch — Sagunt — Kommunismus der Ureinwohner — Sammelstädte — Sitten und Gebräuche — Die Greuel der Römer — Viriathus — Der Bürgerkrieg auf spanischem Boden — Sertorius — Spanische Zeitrechnung — Lateinische Sprache und Kultur — Der Bergbau — Die Römerbauten: Tempel, Theater, Brücken, Aquädukte — Mosaiken — Beginn des Christentums — Die Apostel Paulus und Jakobus — Die Märtyrer.

## Zweites Kapitel. *Die Westgoten* . . . . . S. 43—73

Die Ausbeutung durch die Römer — Einbruch der Barbaren — Die Westgoten — Die Vandalen — Ulfilas — Der Arianismus — Innere Zustände des Wahlreiches — Der Meuchelmord eine Regierungsform — Die konfessionellen Gegensätze — Romanisierung von Land und Volk — Einfluß des Westgotischen auf die Sprache — Intoleranz gegen die Juden — Denkmäler westgotischer Kunst — Der Schatz von Guarrazar.

## Drittes Kapitel. *Die Mauren* . . . . . S. 75—135

Die Schlacht am Guadalete — Der Islam — König Roderich — Araber und Berber — Die Maragotos — Die Omajjaden und ihre Dynastie — Der Zerfall des maurischen Reiches — Uneinigkeit unter Arabern und unter Christen — Granada — Einfluß der spanisch-maurischen Kultur auf Europa — Staatsverfassung und Leben — Stellung der Christen — Kriege gegen die Ungläubigen — Bodenkultur — Bewässerungssystem — Die Industrie — Der Handel — Die Schule — Die Wissenschaften — Vorurteile des Abendlandes — Die Dichtkunst — Einfluß auf die spanische Sprache — Die Baukunst — Die Moschee in Cordova — Die Alhambra — Der Alcazar in Sevilla — Das Ornament — Die Kleinkunst.



**Viertes Kapitel. *Die Reconquista* . . . . . S. 137—249**

Pelayo — Die Höhle von Covadonga — Rittertum und Kirche — Zwietracht unter den Christen — Mord und Totschlag in den Königshäusern — Günstlingswirtschaft — Der Klerus — Die Cortes von Arragonien — Peter der Grausame — Alfons der Weise — Der Adel — Der Cid — Die Ritterorden — Lord James Douglas — Die Frauen — Der Glaube nur Vorwand — Die Juden — Die Conversos — Der gesamte hohe Adel von jüdischem Blut — Die städtischen Fueros — Die Finanzen — Ackerbau und Viehzucht — Industrie und Handel — Seeraub — Die Zerrüttung aller Verhältnisse — Die „Katholischen Könige“ — „Tanto monta“ — Vereinheitlichung von Wirtschaft und Verwaltung — Die Inquisition — Ihr Verfahren — Anklage bedeutet Verurteilung — Die Tortur — Die „Aussöhnung“ — Auto de fé — Die Austreibung der Juden — Columbus und die Entdeckung Amerikas — Johanna die Wahnsinnige — Die spanische Sprache — Alfons der Weise — Das Epos — Der Cid — Die Romanze — Don Juan Manuel — Uebersetzungen — Das Katalanische — Ramón Lull — Juan II. — Enrique de Villena — Das Drama — La Celestina — Die Kunst — Protomudejar — Der Festungsstil — Die Cluniacenser — Die Cistercienser — Die Kathedralbauten — Die Grabdenkmäler — Der maurische Einfluß — Die Platereske — Die Skulptur — Die Malerei — Die Gesellschaft — Turniere und Stiergefechte — Luxus.

**Fünftes Kapitel. *Spanien unter dem Hause Habsburg* S. 251—340**

„Es gibt keine Pyrenäen mehr“ — Umschwung aller Verhältnisse — Die Politik der Habsburger — Karl I., der deutsche Kaiser Karl V. — Verschiebung der sozialen Verhältnisse — Die Morikos — Das „Gnadenedikt“ Philipps III. — Der Klerus — Die Rolle der Inquisition — Der Prozeß Carranza — König Philipp II. — Warum König Philipp III. sterben mußte — König Karl II. — Das Verhältnis zu den amerikanischen Kolonien — Goldeinfuhr und Geldentwertung — Verfall von Landwirtschaft und Industrie — Die verkehrte Handelspolitik — Finanzpolitik — Die Marine — Der Erwerb der amerikanischen Kolonien ein Verhängnis für Spanien — Die Rolle von Inquisition und Zensur im geistigen Leben — Pflege der Wissenschaften — S. Ignaz von Loyola — Marienverehrung — Die heilige Therese von Jesus — Die Schelmenromane — Cervantes Don Quixote — Der Gongorismus — Das Theater — Lope de Vega — Calderon — Die Kunst — Die Platereske — Die Renaissance — Der Escorial — Die Kathedrale in Valladolid — Die Plastik — Die Malerei — El Greco — Velazquez, Murillo, Zurbaran — Das gesellige Leben — Der Hof — Die Granden.

**Sechstes Kapitel. *Spanien unter dem Hause Bourbon*. S. 341—453**

König Karl II. — Der spanische Erbfolgekrieg — Das Haus Bourbon — Der aufgeklärte Despotismus — Die Kirche — Ihr Besitz und ihr Einfluß — Die Inquisition — Wissenschaft Verbrechen, Unwissenheit Tugend — Die Schule

Die Vertreibung der Jesuiten — Reformen — Geistige Stagnation — Der trostlose wirtschaftliche Zustand — Kolonisierung der Sierra Morena — Belebung der Industrie — Verkehr — Folgen des bourbonischen Familienpaktes — Marine und Heer — König Philipp V. — Die Königin Isabella Farnese — Farinelli — Ferdinand VI. — Karl III. — Karl IV. — Don Manuel Godoy der Friedensfürst — Die Reaktion — Ferdinand VII. — Der Dos de Mayo in Madrid — Eine neue Aera der spanischen Geschichte beginnt — Spanien in Aufruhr — König Josef „el rey intruso“ — Der Volkskrieg — Die Franzosen bei der „Schwesternation“ — Plündern, Morden, Brandstiften der französischen Kulturträger — Zwei Regierungen — Die Verfassung vom Jahre 1812 — Schwanken zwischen Anarchie und Absolutismus — Der Streit um die Thronfolge — Der Karlistenkrieg — Die Heirat der Königin Isabella — Die Akademien — Der Churriguerismus — Narciso Tomé — Die Malerei — Goya — Das Kunsthandwerk — Geselliges Leben — Der Stierkampf.

---

*Das Wappen auf der Vorderseite des Einbandes und auf dem Haupttitel ist das Allianzwappen der katholischen Könige, mit ihrem Wahlspruch „Tanto Monta“ Arragon como Castilla (Kastilien gilt ebensoviel wie Arragonien) und ihren Symbolen dem Zügel und dem Pfeilbündel. Das Medaillon auf der Rückseite des Einbandes stellt die Halbfiguren der katholischen Könige dar und stammt von der Fassade der Escuelas Menores in Salamanca. Die Einfassung des Titels ist einer spanischen Handschrift des dreizehnten Jahrhunderts entnommen, der Rahmen der Kapiteltitel entstammt des Torquato Torio de la Riva Herrero, Arte de escribir. Madrid 1798.*

## Verzeichnis der Tafeln

<i>König Karl I. von Spanien als deutscher Kaiser Karl V., nach dem Gemälde von Tizian . . . . .</i>	<i>gegenüber dem Titel</i>
<i>König Philipp II. von Spanien. Gemälde von Alonso Sanchez Coello im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin . . . . .</i>	16
<i>Die Frauenbüste aus Elche. Original im Louvre in Paris . . . . .</i>	32
<i>S. Antonius von Padua. Gemälde von Murillo im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin. . . . .</i>	Seite 48
<i>Das Banner der Almohaden aus der Schlacht von Las Navas de Tolosa. 1212. Original im Kloster Las Huelgas bei Burgos . . . . .</i>	80
<i>Kaiserin Isabella, Gemahlin Karls V., geb. Infantin von Portugal. Gemälde von Tizian im Prado in Madrid . . . . .</i>	112
<i>Die heilige Agnes. Gemälde von Alonso Cano im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin . . . . .</i>	128
<i>Königin Isabella, dritte Gemahlin Philipps II., Tochter König Heinrichs II. von Frankreich. Gemälde von Pantoja de la Cruz im Prado in Madrid . . . . .</i>	176
<i>Infantin Maria Anna von Spanien, Gemahlin Kaiser Ferdinands III., Tochter König Philipps III. Gemälde von Velazquez im Kaiser-Friedrich-Museum . . . . .</i>	192
<i>Königin Isabella, erste Gemahlin König Philipps IV., Tochter König Heinrichs IV. von Frankreich. Gemälde von Velazquez im Prado in Madrid . . . . .</i>	208
<i>Madonna mit dem Kind. Gemälde von Murillo in der Gemälde-Galerie zu Dresden . . . . .</i>	224
<i>Königin Marianne, zweite Gemahlin König Philipps IV., geb. Erzherzogin von Oesterreich. Gemälde von Velazquez im Schlosse zu Schönbrunn . . . . .</i>	240
<i>Der Herzog von Ossuna und seine Familie. Gemälde von Goya im Prado zu Madrid . . . . .</i>	272
<i>Andalusierin. Schabkunstblatt von Landseer . . . . .</i>	320
<i>Die nackte Maja. Gemälde von Goya im Prado in Madrid . . . . .</i>	336
<i>Lola Montez. Schabkunstblatt von Middleton . . . . .</i>	384





ERSTES KAPITEL

*DIE URZEIT*

*DIE RÖMER*





*Cadiz vom Meere aus*

Spanien! Schon der Name ist ein Rätsel. Das ursprüngliche Wort *Spania*, durch den lybisch-iberischen Anlaut *i* zu *Ispania* verändert, wurde von den Römern den Karthagern entlehnt und von ihnen mit der Zutat des *H* zu *Hispania* umgemodelt. Erklärt ist es nicht, die Etymologie bleibt dunkel. Diese Eigenschaft des Namens teilen Natur und Geschichte des Landes, das alle, die sich mit ihm beschäftigen, vor ein Geheimnis nach dem andern stellt. Schon die geographische Zugehörigkeit zu Europa ist eine Anomalie. Ein unwegsames Hochgebirge schnürt die Pyrenäenhalbinsel vom Kontinent so gut wie ganz ab und überläßt nur an seinen äußersten Enden schmale Saumpfade dem Verkehr. Das Land scheint Europa den Rücken zuzukehren und sich dem südlich vorgelagerten Erdteil Afrika zuzuwenden. Wenn witzige Franzosen gesagt haben: „Jenseits der Pyrenäen beginnt Afrika“, so wollten sie boshaft sein; aber im Spott liegt die Wahrheit. Die Gestaltung des Bodens wie Fauna und Flora weisen die Zusammengehörigkeit mit dem schwarzen Erdteil überzeugend nach, und es besteht bei den Geologen längst kein Zweifel mehr darüber, daß Spanien in unvordenklicher Zeit mit Nordafrika zusammenhing. Von dort kam auch die Bevölkerung: Ligurer und Iberer, die ältesten Einwohner, von denen wir Kenntnis haben, stammen aus der Berberei. Nach Ausweis der Schädelformen gehörten sie der gleichen Rasse an wie die Lybier. In den heutigen Basken glaubt man die letzten Nachkommen des einstigen Urvolkes zu erkennen. Aber es sind nicht nur Körperbau und Sprache der Basken die in die Urzeit hinaufweisen; die modernen Spanier haben in ihrer Gesamtheit wesentliche Charakterzüge ihrer afrikanischen Abkunft behalten. Sie bewahrten





### *Der große Plafond der Höhle von Altamira*

*Nach Cartailhac und Breuil. Caverne d'Altamira*

den Typus der äußeren Erscheinung, wie die bräunliche Färbung der Haut, und sie sind psychologisch die getreuen Abbilder ihrer Voreltern geblieben. Noch immer wohnt ihnen eine starke Abneigung gegen die Kultur inne, noch immer werden ihre Entschlüsse von Fanatismus und Leidenschaft diktiert, und ihr politisches Leben leidet noch heute unter der Erbschaft der alten Stammesfeindschaften, welche die Entwicklung aufhält, indem sie an Stelle der Einigkeit eine Zersplitterung in kleinste Teile begünstigt. Wenn fünf Spanier beisammen sind, repräsentieren sie sieben politische Parteien. Phönizier, Römer, Germanen, Araber haben ihr Blut mit dem der Ureinwohner gemischt, das heutige Volkstum aber wird nicht durch sie bestimmt, sondern hat sich von alters her beinahe unverfälscht erhalten. Wer die langen Jahrhunderte der spanischen Geschichte unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, dem werden sie merkwürdige Aufschlüsse gewähren. Blut und Boden haben immer wieder die gleichen Erscheinungen gleichzeitig, unsoziale, fast anarchische Zustände, Unfähigkeit zu geordneter Staatenbildung und Neigung zu kulturlosem Kommunismus.

Die ältesten Bewohner der Halbinsel, die Ligurer, waren, wie die Ortsnamen beweisen, über ganz Spanien verbreitet und scheinen sich sogar weit über die Pyrenäen hinaus angesiedelt zu haben. Aus dem besten Teil ihrer Wohnsitze, der Süd- und Ostküste, wurden sie durch das hamitische Volk der Iberer verdrängt. Dieses wurde an der Ueberschreitung der Pyrenäen durch die Gallier gehindert und nahm nun auch im Zurückfluten außer der Küste das westliche Tiefland und die unwirtlichen Hochebenen des Binnenlandes ein. Hier stießen die Iberer auf die Kelten, die, aus dem Norden kommend, den Westen und das Tafelland eingenommen hatten. Die keltischen Stämme wurden in die entlegensten



### *Stehender Bison*

*Gemälde in der Höhle von Altamira. Nach Cartailhac und Breuil*

und unwirtlichsten Gegenden der Halbinsel zurückgedrängt nach Algarve und Galizien, während die in das bisher keltische Land eindringenden Iberer Namen und Charakter der Keltiberer annahmen. Als solche haben sie sich gefürchtet gemacht und selbst den Römern, dem kriegerischsten Volke des Altertums, Respekt eingeflößt. Hannibal vermied jeden feindlichen Konflikt mit ihnen; sie haben die Cimbern abgeschlagen, und während die römische Republik nur zehn Jahre brauchte, um sich Gallien zu unterwerfen, hat sie zweihundert Jahre kämpfen müssen, ehe sie Spanien unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatte.

Fehlt es für die älteste Zeit auch an der schriftlichen Ueberlieferung, so sprechen dafür die erhaltenen Denkmale um so lauter und sie zeugen schon in prähistorischen Zeiten von hoher Kunst. In der vierten Eiszeit des Quartärs, die nach ungefähre Schätzung etwa 50 000 Jahre zurückliegt, wurde Nordafrika, Spanien und Südfrankreich von einer Menschenrasse bewohnt, deren Typus wir vielleicht in dem von Hauser entdeckten *Homo Aurignacensis* oder der sogenannten Rasse von Cro-Magnon erkennen dürfen. Sie muß, wenn auch vielleicht noch mit tierischen Zügen, dem heutigen Europäer immerhin ähnlich gesehen haben, und sie besaß eine Kunstübung, der gegenüber jede Kritik versagt, um dem größten Erstaunen und der reinsten Bewunderung Platz zu machen. Man hat im Laufe

des letzten halben Jahrhunderts am Nord- und Südabhang der Pyrenäen eine Anzahl Höhlen entdeckt, die, wie die gefundenen Reste beweisen, in der Diluvialzeit bewohnt waren. Ihre Wände und ihre Decken sind mit Gemälden bedeckt, die lebensgroße Tiere mit überraschender Naturwahrheit darstellen. Unter ihnen nimmt die Höhle von Altamira über Santillana bei Santander den höchsten Rang ein. Man hat sie in verzeihlicher Uebertreibung die sixtinische Kapelle der prähistorischen Kunst genannt. Sie liegt im Kreidekalk, ist etwa 280 Meter lang und besitzt außer dem Loch, das den Eingang gewährt, keine natürliche Lichtquelle. Um so erstaunlicher und um so unbegreiflicher sind die Fresken, die sie enthält. Sie sind in ganz leichten Umrissen entworfen beziehungsweise eingeritzt, die Modellierung ist mit Kohle und Ocker erreicht. In einem Falle ist eine Unebenheit der Decke mit so glücklicher Hand für die Darstellung benutzt worden, daß man durchaus keine primitive, sondern eine bereits hochentwickelte Kunst vor sich zu haben glaubt. Die Künstler haben sich die Wiedergabe von Tieren vorgesetzt: Auerochsen, Pferde, Hirsche, Eber; wo man Menschen zu erkennen meint, sind ihre Gestalten nicht leicht zu verstehen. Die Tiere dagegen verraten eine Beobachtungsgabe, ein zeichnerisches Können und eine Technik, die beispiellos sind, so daß man die Bilder mit Recht Wunderwerke einer lebendig realistischen Tiermalerei genannt hat. Der sogenannte große Plafond zeigt ein Gewimmel von Tierfiguren in den verschiedensten Stellungen und Bewegungen, unter sich zwar ohne Zusammenhang, in der Auffassung aber von der packendsten Lebenswahrheit. Cartailhac und Breuil, welche die ersten waren, die diese Kunstwerke einer wissenschaftlichen Prüfung unterzogen, haben auch schon darauf hingewiesen, daß man in den Künstlern keine Anfänger, in ihren Schöpfungen keinen Zufall sehen darf. Sie müssen nicht nur eine gewisse Tradition gekannt haben, sie mußten Gelegenheit finden, sich üben zu können, anders wäre die Sicherheit der Hand, die spielende Bewältigung der größten Schwierigkeiten in der Wiedergabe der zusammenstürzenden oder sich aufrichtenden Körper gar nicht zu verstehen. Und alles das müssen sie im Dunklen oder bei sehr unzureichender Beleuchtung ausgeführt haben, kauern oder auf dem Rücken liegend. Man hat auch das Handwerkszeug gefunden: Muscheln, die als Farbtuben dienten, mit Brauneisenstein, Roteisenstein, gelbem Ocker, schwarzer Manganerde, weißem Kalk, in einzelnen Höhlen mehr wie 10 Kilo an Materialien.

Am Anfang der Zeit steht diese hohe Kunst seltsam und völlig allein. Noch kennt die Menschheit keine Wohnbauten und nur dürftige Werkzeuge aus zurechtgeschlagenen Steinen; die Malerei aber fand schon eine Stätte unter ihnen. Die Höhle von Altamira ist durch die Qualität der künstlerischen Leistungen ihrer Be-





*Stilisierte menschliche Figuren in den Felsmalereien von Andalusien und Murcia*

Aus Hoernes. *Urgeschichte der bildenden Kunst*

wohner die hervorragende, aber sie ist nicht die einzige. In der Grotte bei Hornos de la Peña hat man vorzügliche Zeichnungen von Pferden, Auerochsen und anderen Tieren gefunden; in Castillo bei Puente Viesgo sieht man Elefanten, Hirschkühe, Stiere und, was man als eine besondere Merkwürdigkeit betrachten muß, bildliche Darstellungen, die durch die Abkürzung und Vereinfachung ihrer Formen geradezu schriftähnlichen Charakter erhalten haben. Am nächsten stehen den Fresken von Altamira Zeichnungen von Rindern und Pferden an einer Felswand zu Albarracin bei Teruel, während die bemalten Felsen von Cogul bei Lerida, die außer Rindern und Steinböcken einen Tanz von neun halbbekleideten Frauen um einen nackten Mann darstellen, in dem Interesse, daß sie beanspruchen, weit über sie hinausgehen. Die Tracht der Frauen erinnert nämlich stark an die mykenische Frauenkleidung, eine Reminiszenz, die um so schwerer ins Gewicht fällt, als sie die erste in einer langen Reihe ähnlicher Momente ist. Die Felsmalereien im Osten der Pyrenäenhalbinsel weist Breuil dem Jung Paläolithikum der Madeleine-Kultur zu; die Felszeichnungen im Süden, besonders jene der Höhle von La Pileta bei Malaga und jene der andalusischen Sierren gehören wahrscheinlich dem Alt-Neolithikum an. Sie weichen von den anderen dadurch ab, daß sie schematischer gefaßt sind und man versucht ist, ihre abkürzende Art als Neigung zur Bilderschrift zu betrachten. Die Jagdbilder von Alpera bei Albacete, ähnliche zu Garcibuey bei Salamanca, an freien Felswänden ausgeführt, gehen im Reichtum der Figuren, in der Art wie menschliche Handlungen wiedergegeben und Gruppen



### *Tanzende Frauen*

*Felsmalerei von Cogul, Prov. Lerida*

*Nach Hoernes. Urgeschichte der bild. Kunst*

gebildet werden über die Grenzen paläolithischer Kunstübung hinaus. Sie zeigen Analogien mit Zeichnungen in Höhlen des Atlasgebirges.

Ungezählte Jahrtausende trennen diese Kunst von den ältesten Denkmälern der Architektur und der Plastik, welche sich auf spanischem Boden finden. Auch sie reichen weit in prähistorische Zeiten hinauf, sie bieten aber so viele Ähnlichkeiten mit Monumenten des Ostens, daß ihre Abstammung aus einer Wurzel sichtbar wird und man das Gefühl hat, allmählich von der bloßen Vermutung weg auf den tragfesten Boden glau-

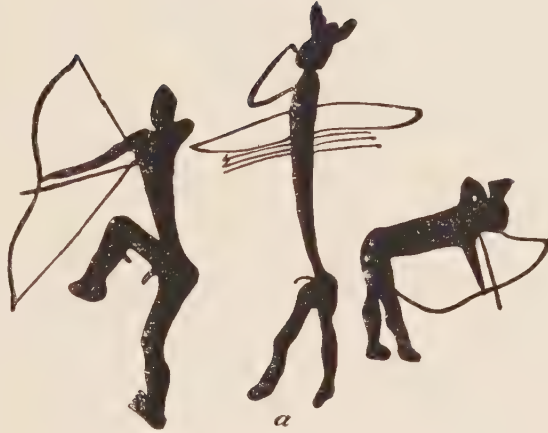
hafter Ueberlieferung zu gelangen. Die frühesten Kunstbauten sind die sogenannten Dolmen, freistehende Kammern und Steintische, die man auf einem langen schmalen Streifen am Südabhang der Pyrenäen, vom Mittelmeer bis zum Meerbusen von Biscaya und von dort durch Galizien bis nach Portugal hinein antrifft. Sie sind aus gewaltigen Steinen aufgetürmt; einzelne wiegen bis zu 10000 Kilo, meist im Naturzustand gelassen, vielfach aber auch an den Flächen bearbeitet. Welchem Zweck sie gedient haben können, ist ebensowenig gewiß, wie die Zeit, der sie angehören. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß ihre Bestimmung mit irgendwelchen religiösen Vorstellungen zusammenhing. Einige der unter den Westgoten in Toledo abgehaltenen Konzile wenden sich mit tadelnden Verordnungen gegen die „Steinanbeter“ und aus diesem Grunde hat man sicher auch gelegentlich christliche Kirchen, wie z. B. S. Cruz zu Cangas de Onis in Asturien oder S. Miguel zu Arrichinaga bei Bilbao um die gewaltigen Felsbrocken ehemaliger Dolmen herumgebaut. Ähnliche Bauten finden sich in Europa bis nach Skandinavien und sind entlang der Nordküste Afrikas über Arabien und Persien bis nach Indien zu verfolgen. Der gewaltigste Bau und vielleicht der bedeutendste in seiner Art ist die Höhle von Mengas bei Antequera unfern von Malaga. Sie ist ein Saal 32 Fuß lang, 7 breit und 8 hoch, dessen Wände und Decke aus glatt behauenen Felsstücken bestehen, fünf riesige Platten bilden die Decke, die durch drei ebensolche Pfeiler gestützt wird. Sie ist mit Erde bedeckt und hat wohl als Grabkammer gedient. Weniger umfängliche Bauten, vom Volke antas genannt, trifft man am häufigsten in Portugal. Sie bestehen aus sechs bis sieben aufrechtgestellten

Steinen mit einem flachen als Decke darüber, eine Reihe von Pfeilern pflegt zu ihnen hinzuführen.

Einen Schritt weiter und wir gelangen zu deutlich erkennbaren Wohnstätten, die auf die gleiche primitive Art und Weise hergestellt sind. In Spanien Desplados, in Portugal Citanias genannt, sind sie nicht selten; Briteiros in Portugal ist wohl der bekannteste dieser Orte. Man erkennt Häuser und Straßen und findet kleine Kuppelgräber, die genau so konstruiert sind wie

die größeren Gegenstücke in Mykenä und Orchomenos, sie erreichen die Wölbung durch Vorkragung der Steine. Stadtmauern aus rohen Bruchsteinen geschichtet, sogenannte Kyklopen-Mauern, sind wenigstens streckenweise in Tarragona, Gerona, Olerdula erhalten; eine doppelte Umwallung kyklopischer Art zeigt die Akropolis von S. Cristobal südlich von Logrosan und S. Gregorio in den Granitbergen von S. Cruz. Eine riesige Arbeitsleistung ist hier vollbracht, bestehen die Blöcke der Burgmauer von Tarragona doch aus Stücken, die fünf bis sechs Meter dick und drei bis zehn Meter hoch sind. Gewaltige Kräfte sind angewendet worden, um zuweilen einen Zweck zu erreichen, der den Aufwand gar nicht zu lohnen scheint, Castillo de Ibro in Andalusien, von hohen kyklopischen Mauern umgeben, mißt nur 16:16 Meter. Bei diesen Bauwerken liegen die rohen Blöcke ohne Zwischenlagen von Kalk oder Mörtel in unregelmäßigen Schichten aufeinander; im nächsten Stadium werden die Mauern zwar auch noch aus rohen Feldsteinen aufgeführt, aber doch schon mit Lehmverband, wie in der Ibererstadt bei Valderebollo oder auf dem Cerro del Bu unfern Toledo.

Der Zusammenhang mit dem Osten ist nicht zu verkennen, noch deutlicher spricht er sich in den Werken der prähistorischen Skulptur aus. Der schöne Stein von Sabroso, den man für einen Opferstein ansieht, zeigt die gleiche Bearbeitung, wie sie in Mykenä üblich war, vor allem aber sind die berühmten, so lange völlig rätselhaften Toros de Guisando als das Verbindungsglied erkannt worden, welches Spanien kulturell dem Osten angliedert. Es handelt sich um riesige Steinfiguren aus Granit, deren zoologischer Charakter indessen so wenig bestimmt ist, daß man



### *Bogenschützen*

*Felsmalerei in Alpera, Prov. Albacete  
Nach Hoernes. Urgeschichte der bild. Kunst*





*Rote Felsmalereien aus Südspanien*

*Nach Hoernes. Urgeschichte der bild. Kunst*

sie ebensogut oder besser als Eber ansprechen könnte, nur die Vorliebe des Spaniers für den Stier hat ihnen im Volksmunde den Namen Toro gelassen. Insgesamt sind jetzt über tausend Exemplare an etwa fünfzig verschiedenen Orten nachgewiesen. Einige tragen Inschriften, teils in iberischen, teils in römischen Charakteren, aber sie sind erst zu einer Zeit angebracht worden, als die Statuen schon ihrem ursprünglichen Zweck entfremdet waren. Im Cerro de Guisando bei Avila war noch vor nicht langer Zeit die Doppelreihe erhalten, die sicher als Einfassung des Weges zu einem Heiligtum oder einem Grabdenkmal der Vorzeit diente. Der Gebrauch, derartige Alleen aufzustellen, ist in Aegypten nachzuweisen und im fernen Osten, und die primitive Kunst Spaniens tut auch den weiteren Schritt, aus der Verbindung von Tierleib und Menschenkopf die Sphinx

zu bilden. Die berühmte Bicha de Balazote, gefunden bei Albacete, läßt den chaldäisch-orientalischen Einfluß deutlich erkennen. Sie kniet auf den Vorderfüßen und wendet ihren menschlich gebildeten Kopf zur Seite. Man denkt an die kretischen Sphinxen, die in dem Minoischen Palast in Haghia Triada zu Tage kamen. Die Sphinx von Bocairente im Museum zu Valencia steht dem archaischen Löwen nahe, den man in Delos ausgegraben hat, alle Elemente dieser frühen Kunst weisen nach Hellas. So roh und ungefüge die Formgebung ist, der Steinmetz ringt mit der Bewältigung eines spröden Materials; noch unendlich viel schwerfälliger sind jedoch die menschlichen Figuren, die sich aus dieser Frühzeit erhalten haben, sie scheinen nicht nur damals, sondern noch auf lange hinaus den iberischen Bildhauern fast unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet zu haben. Dahin gehören die Statuen lusitanischer Krieger, die man in Montalegre fand; zwei von ihnen sind vor dem Palast von Ajuda aufgestellt. Aus Granit, überlebensgroß, stellen sie Erstlingsversuche dar, mit dem Problem der menschlichen Gestalt fertig zu werden. Das Resultat ist bescheiden; man muß viel guten Willen besitzen, um aus dem ungefügen Klotz die Umrisse von Körper,



*Hirschjagd am Felsschuttdach von Alpera, Südostspanien*

*Nach Hoernes. Urgeschichte der bildenden Kunst*

Kleidung und Bewaffnung herauszuerkennen. Ein wenig vorgeschrittener sind die Flachreliefs von Ossuna, die Krieger mit Schild und Schwert darstellen. Man darf ihnen das jetzt verlorene Basrelief aus Peñalva de Castro anreihen, das durch seinen Gegenstand fesselt. Es unternimmt einen Stierkampf wiederzugeben und wird dadurch der früheste Zeuge einer Kunst, die seit Jahrtausenden die Pulse aller echten Spanier höher schlagen läßt. In wie ungewöhnlichem Grade der Stier schon in der allerältesten Zeit ein Liebling der spanischen Bevölkerung war, beweisen die unzähligen Ex-voto und die Münzen; dreißig spanische Städte führen ihn als Kennzeichen ihres Geldes. Die Ueberlieferung wollte wissen, daß die Pyrenäenhalbinsel die Einführung dieses wertvollen Haustiers dem Herkules verdanke. Auf dem Grunde dieser Tradition, die dem Altertum entstammt, ruht wohl die Tatsache, daß hellenische Seefahrer von den Inseln des ägäischen Meeres her den Kultus des Stieres nach Spanien verpflanzten. Die berühmten Stierköpfe, die man

in Costig auf der Insel Majorka gefunden hat, weisen auf Mykene als ihr Stamm-land hin; dort hat Schliemann ähnliche Stücke entdeckt.

An diesem Punkte treffen sich gewissermaßen zwei Ströme. Die dunkle, in Sagen gehüllte schriftliche Ueberlieferung gewinnt an Glaubwürdigkeit durch die Denkmale der primitiven Kunst, die der Boden hergibt. Aus dem Zusammenstellen, dem Vergleich beider ergibt sich dann als Gewißheit, daß Nachrichten, die bloße Legende schienen, doch einen starken tatsächlichen Kern enthalten. Es ist wie eine halbverwischte Schrift, die, in das rechte Licht gebracht, plötzlich wieder deutlich wird. Im Altertum war den Völkern des Ostens der ferne Westen um so interessanter, je unbekannter er ihnen war. Je geringer ihr positives Wissen von ihm blieb, um so lebhafter beschäftigte er ihre Phantasie. Die Bibel phantasiert von dem Gold- und Silberland Tarschisch, die Griechen suchten an den Pforten des Okeanos die Gärten der Hesperiden mit ihren goldenen Äpfeln. Bei Homer, der das Elysion und den Eingang zum Tartaros hierher verlegt, dämmert schon eine dunkle Ahnung des Landes auf, Hesiod berichtet von Geryon, dem Rinderreichen, dem Herkules die Tiere raubt, um sie nach Spanien hinüberzuführen, in Platos Atlantis endlich leben diese uralten Erinnerungen fort, um sich zu einem schönen Bilde zu verdichten.

Der Reiz, den das Land ausübte, beruhte fast ausschließlich auf dem Reichtum seines Bodens an Metallen. In der Provinz Almeria und den Minen von Huelva sind Spuren neolithischen Bergbaus gefunden worden. Die Kenntnis von den Schätzen an Silber, Kupfer und Zinn, die Spanien besaß, muß sich weit verbreitet haben, denn bereits im dritten Jahrtausend vor Christi Geburt sind die Seefahrer des Ostens auf dem Wege nach Tartessus, um diese begehrten Waren dort einzuhandeln. Die Stadt Tartessus lag an der Mündung des Guadalquivir, ihr Gebiet umfaßte das heutige Andalusien und besaß eine spät neolithische Kultur, die nach Ausweis der Funde in der Provinz Almeria einer gleichartigen des Orients parallel geht. Zwar haben sich die Seefahrer, die nach den märchenhaften Reichtümern des fernen Westens unterwegs waren, gehütet, die Wahrheit über ihre Erfahrungen bekannt werden zu lassen, sie haben im Gegenteil alles getan, um die anderen abzuschrecken und sich unliebsame Konkurrenz fern zu halten, aber sie haben doch nicht zu hindern vermocht, daß Nachrichten über ihr Reiseziel sich ausbreiteten und wahrscheinlich sogar höchst übertriebene Gestalt annahmen. So folgen die Phönizier den Schiffen aus der Aegäis fast unmittelbar. Als Salomo regierte, um das Jahr 1000 vor Chr., fuhren phönizische Schiffe, die sogenannten großen Tarschisch-Fahrer, bereits regelmäßig nach Tartessus um Gold, Silber, Blei, Eisen und Zinn in Empfang zu nehmen. Als Stapelplatz für ihren Handel





### *Hausruine und Straßenpflaster in Briteiros*

*Nach Cartailhac. Ages préhistoriques de l'Espagne*

gründeten die Phönizier an einer besonders günstigen Stelle der Südküste Gadir das heutige Cadix, das nach Timaios 1100 vor Chr. schon bestand, also vor Karthago. Vielleicht haben die Phönizier hier die Bekanntschaft mit der Buchstabenschrift gemacht. Die Turdetaner schrieben ihrer Literatur ein Alter von 6000 Jahren zu, müssen ihre literarischen Erzeugnisse also wohl schon haben schriftlich niederlegen können. Erhalten ist nichts von ihr. Die iberischen Schriftzüge sind mit der kretischen Linearschrift verwandt, tartessischen Ursprungs sind anscheinend die seltsamen Zeichen auf den Münzen einiger antiker Städte, die in der Nachbarschaft des heutigen Gibraltar lagen.

Wenn Spanien von seinen fremdländischen Besuchern auch mehr an Elementen der Kultur empfing, wie es gab, eine Wechselwirkung läßt sich doch feststellen. In der Metalltechnik des Ostens ist ein starker Einfluß Iberiens nicht zu verkennen. Das mykenische Schwert stammt seiner Form nach, gleich gut geeignet zum Hieb wie zum Stich, aus Spanien, und noch Jahrhunderte später haben die Römer es als Waffe ihren Legionen gegeben. In der Keramik dagegen herrscht der Einfluß Mykenäs vor. Als die Eingeborenen begannen, ihre plumpen mit der Hand geformten Gefäße, die in ihren ältesten Stücken noch keinerlei Verzierung aufweisen, zugunsten gefälligerer Formen aufzugeben, da sind sie bei der mykenischen Töpferkunst in die Lehre gegangen.

Während Strabo berichtet, daß die Phönizier in Turdetanien gegen zweihundert Städte gegründet hätten, sind die Griechen erst in der Spätzeit zur Anlage von Kolonien geschritten. Sie schrieben zwar die Anlage der spanischen

Hafenstädte an der Ostküste den troischen Helden zu, in Wirklichkeit sind aber nur Emporiae, das heutige Ampurias, und Rhode, heute Rosas, sicher von griechischen Auswanderern kolonisiert worden. Die kleineren Kolonien Artemision, Heme-roseopion und Alonai sind neben den erstgenannten nur von untergeordneter Bedeutung. Wie früh sich die griechische und phönizische Einflußsphäre auch auf Spanien ausdehnten und wie lange sie auch beide gewährt haben, erhalten im sichtbaren Kunstbesitz ist erstaunlich wenig. Selbst Inschriften und Münzen dieser Völker sind nur in einer Minderzahl erhalten. Daran mag freilich auch die Gleichgültigkeit der Einwohner Schuld tragen, die gewohnt waren und noch sind, Antiken, soweit sie von Metall sind, zum Guß von Kirchenglocken zu verwenden. Zu einer Zeit allerdings haben die spanischen Gelehrten diesen Mangel an Denkmälern aus einer der interessantesten Perioden ihrer Geschichte doch drückend empfunden, und irgend ein findiger Kopf hat ihm durch eine geniale Fälschung abzuhelpen gesucht. Da konnte man denn Dank dieser mehr genialen als glücklichen Tätigkeit im Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Tarragona das Grabmal des phönizischen Herakles entdecken, dessen ägyptische Hieroglyphen-Inschrift die Bedeutung dieses Fundes in das rechte Licht setzte. Einzelne Gelehrte von Ruf sind darauf hineingefallen, aber es hat natürlich nur kurze Zeit gedauert, bis der plumpe Schwindel aufgedeckt war. In der Tat ist es im Vergleich mit der schriftlichen Ueberlieferung geradezu überraschend, wie gering die Reste des phönizischen Altertums in Spanien sind. Von dem Tempel des Melkarth-Herakles, den sie auf einer Insel bei Cadiz errichteten, werden wahre Wunder erzählt. Er enthielt einen Olivenbaum von reinem Gold mit Früchten aus Smaragden, auf seinen beiden Altären ging das Feuer nie aus. Er ist vom Erdboden verschwunden. Bei ungewöhnlich niedrigem Stande der Ebbe zeigt man auf einer jetzt unter Wasser liegenden Insel Substruktionen, die für Unterbauten dieses berühmten Heiligtums angesehen werden. Selbst phönizische Inschriften sind von der größten Seltenheit; es war ein Ereignis, als an der Stadtmauer von Cadiz eine solche gefunden wurde. 1887 deckte man auf dem Festlande vor den Toren der Stadt eine phönizische Nekropole auf. Sie barg unter anderem einen großen Marmorsarkophag aus dem fünften Jahrhundert vor Chr. mit der härtigen Figur des Verstorbenen auf dem Deckel, im übrigen aber wartet Cadiz noch auf seinen Schliemann. In den spanischen Bergwerken haben die Phönizier unverkennbare Spuren zurückgelassen, in den Stollen von Herrerias, Czlona, Cartagena, Canjayar bei Granada und sonstwo fand man Bleibarren aus ihrer Zeit.

An die Stelle der originalen phönizischen Kultur trat eine solche zweiter Hand, als Karthago sich um das Jahr 500 vor Chr. der Stadt Cadiz bemächtigte



### *Kyklopen und Römer-Mauern in Tarragona*

*Nach Junghändel. Baukunst Spaniens*

und sie zum Ausgangspunkt der Eroberung Andalusiens machte. Hamilkar Barkas zerstörte Tartessos und sicherte Cadix dadurch den Vorrang als Handelshafen. Er drang an der Küste entlang nach dem Norden vor und gründete Barcelona, sein Schwiegersohn Hasdrubal an vorzüglich geeignetem Platze Neu-Karthago, das heutige Cartagena. Das spanische Kolonialreich sollte Karthago den Verlust von Sizilien und Sardinien ersetzen. Karthago schätzte an seinen spanischen Besitzungen nicht nur die großen Reichtümer, die ihm der Boden zur Verfügung stellte, sondern auch die rauhe Bevölkerung, die ihre größte Befriedigung in Kampf und Streit fand und Scharen von Söldnern in die Heere der Barkiden sandte. Die karthagische Herrschaft hat künstlerisch höchst wertvolle Spuren hinterlassen. Die Münzen, die Hamilkar Barkas und seine Nachfolger in Cartagena schlagen ließen, stellen sich in der Schönheit ihrer Zeichnung und Prägung den berühmten Münzen der Griechenstädte Siziliens ebenbürtig an die Seite. In der Gräberstadt von Carmona sind Stelen gefunden worden, die unter dem Einfluß karthagischer Kunst stehen, auch die Reliefs von Tajo Montero ober Estepa lassen an sie denken. Das wunderbarste Denkmal aber, das wahrscheinlich in diese Zeit gehört, in seiner Bedeutung längst erkannt, wenn auch seiner Herkunft nach noch lange nicht erklärt, sind die Statuen vom Cerro de los Santos, einer bergigen Gegend zwischen



Elche und Alicante, nahe bei Yecla und Montealegre Hier bestand ein uraltes Heiligtum, das, wie Inschriften beweisen, noch zu Römerzeiten von Gläubigen besucht wurde. Diese Statuen gehörten zu einem Tempel, von dem noch beträchtliche Reste zu erkennen sind. Sie sind aus Kalkstein gefertigt, der am Orte gebrochen wird, und stellen bekleidete Frauen in aufrechter Haltung dar, ein Gefäß in beiden Händen tragend. Lange in der üblichen spanischen Art vernachlässigt und der Unwissenheit und Gleichgültigkeit der Einwohner überlassen, erregten sie die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt erst, als eine Anzahl dieser Skulpturen in das Museum von Madrid gelangte. Seit der Zeit haben sie nicht aufgehört, die Gemüter zu beschäftigen, denn ihr Stil gibt Rätsel auf, die, wenn überhaupt, jedenfalls nicht leicht zu lösen sind. Kein Zweifel, daß es sich um eine primitive Kunst handelt, bei der Hände am Werk waren, die wenig geschickt waren und nur geringe Uebung besaßen. Die Einflüsse aber, die sich geltend machen, sind so mannigfaltig und vielseitig, es ist aus ihrem Zusammenkommen etwas so Eigenartiges hervorgegangen, daß diese Statuen nicht so bald aufhören werden, das Interesse in Anspruch zu nehmen. Unverkennbare Züge weisen nach dem Osten, nach Phönizien, nach Cypern, ebenso deutliche nach Hellas, und aus all diesen Momenten ist ein Typus entstanden, dessen hieratische Strenge zwar manche Analogien findet, der in seiner Gesamtheit aber doch etwas darstellt, was es zum zweiten Male nicht gibt: spanische Kunst auf griechisch-phönizischer Grundlage. Der erste Eindruck ist unzweifelhaft barbarisch, wozu schon der geradezu abenteuerliche Schmuck beiträgt, der das Plump und Schwerfällige der Arbeit in das Groteske steigert. Gerade dieser Schmuck ist ein bodenständiges Element; schon Strabo rügte die Größe und Ueberfülle der Schmuckstücke, deren sich die iberischen Frauen bedienten, eine Geschmacksrichtung, die den heutigen Andalusierinnen nicht fremd geblieben ist. Daß dieser Stil imstande war, auch ein großes Kunstwerk hervorzubringen, hat der Fund einer Frauenbüste gezeigt, die 1897 in Elche an den Tag kam und vom Louvre erworben wurde. Sie ist aus weichem Kalkstein gefertigt und trägt noch Spuren früherer Bemalung, die Augen waren aus anderem Material eingesetzt und sind herausgefallen. Frappant ist der Kontrast zwischen den einfachen großen Formen des Gesichts und dem bizarren Putz, der den Kopf umgibt. Original griechischer strenger Stil in einer seltsam fremdartigen Hülle! Der Ausdruck der schönen Züge ist ernst, rätselvoll, die großen mandelförmigen Augen sanft geschnitten, Nase und Lippen schmal, fest, energisch. Man versteht wohl, daß die französischen Kenner angesichts dieses mysteriösen Frauenkopfes in Versuchung waren, ihn „Salammbô“ zu taufen! Man setzt die Büste in das erste Drittel des fünften Jahrhunderts vor Chr.



*Philip II*







*Philip II*





*Der schöne Stein von Sabroso bei Briteiros*

*Nach P. Paris. Espagne primitive*

In den griechischen Kolonien der Pyrenäen-Halbinsel, die von Phokäern aus Marseille, von Samiern und Zakynthiern besiedelt waren, sah man die Fortschritte Karthagos mit Mißgunst und Furcht. Unfähig dieser Macht aus eigenen Kräften zu widerstehen, wendeten sie sich an Rom und suchten bei dem Senat Schutz. Dieser Schutz wurde auch zugesagt, ohne daß die Römer imstande gewesen wären, ihn den Betroffenen auch ernstlich zu Teil werden zu lassen. Aus diesem Konflikt ging die Einmischung Roms in die spanischen Verhältnisse hervor, die schließlich zur Eroberung der Halbinsel geführt und Geschichte und Kultur auf das nachhaltigste beeinflußt hat. Hannibal, der zum Kriege mit Rom bereit war und nur nach einem Vorwand suchte, um ihn zu beginnen, schritt 219 vor Chr. zur Einnahme von Sagunt, das damals noch eine Hafenstadt war. Roms Hilfe bestand in schönen Worten, und nach einer Belagerung von acht Monaten, die von beiden Seiten mit unerhörter Hartnäckigkeit betrieben worden war, fiel die Stadt in die Hände des karthagischen Feldherrn. Schließlich steckten die Einwohner ihre Häuser in Brand und stürzten sich in die Flammen, dem Eroberer nichts als einen Haufen rauchender Trümmer übrig lassend. Sie haben damit eine lange Reihe ganz ähnlicher Ereignisse begonnen; die Belagerungen von Astapa, Calagurris, Numantia, Gerona, Tarragona und anderer spanischer Städte beweisen, daß die Spanier nichts von ihrer wilden Entschlossenheit und Starrköpfigkeit eingebüßt haben. Die Römer, die der unglücklichen Stadt nicht hatten helfen können, haben sie wenigstens wieder aufgebaut. Man erkennt noch in der Konstruktion der Mauern die römischen



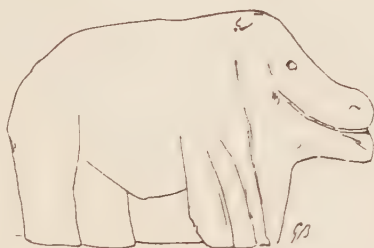
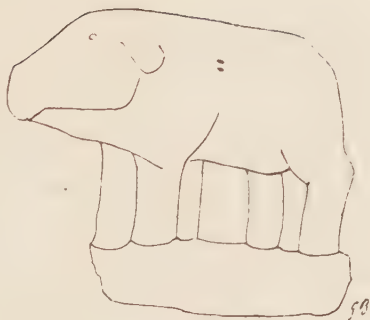
Werkstücke, sechs bis sieben Fuß lange Quadern, an den Kanten sorgfältig behauen, in regelmäßigen horizontalen Schichten übereinander gelagert und mit hakenartig einspringenden Ansätzen fest untereinander verknüpft. Alles übrige ist verschwunden bis auf die Reste des römischen Theaters, das einst für viertausend Zuschauer berechnet war. Von den in Spanien befindlichen ist es noch am besten erhalten, aber was könnte es erst sein, hätte man die Steine nicht zum Bau des Klosters S. Miguel de los Reyes vor Valencia benutzt? Noch im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts diente es dem Marschall Suchet als Steinbruch, um die Mauern der Zitadelle zu verstärken.

Die Römer spielten den Krieg gegen Karthago nach der Pyrenäenhalbinsel hinüber, um ihren Gegner an seiner verwundbarsten Stelle zu treffen. Das ist ihnen auch gelungen; schon drei Jahre nachdem Publius Cornelius Scipio der Sohn im Jahre 209 vor Chr. Cartagena eingenommen hatte, gaben die Karthager Spanien auf. Damit war es allerdings noch lange nicht in römischem Besitz; nun stand Rom erst vor der Aufgabe, die Halbinsel seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen. Bei dem Charakter der Eingeborenen hat das rund zweihundert Jahre gedauert, denn noch Augustus mußte sieben Jahre gegen die in Kantabrien und Asturien wohnhaften Stämme zu Felde ziehen und wenn man auch die Unterwerfung im Jahre 19 vor Chr. für vollzogen hielt, so gab es doch im Norden und Nordwesten Spaniens Gebiete, bis zu denen die römische Herrschaft sich nicht erstreckt hat.

Vergegenwärtigt man sich den Kulturzustand des Landes in dem Augenblick, in dem die Römer seinen Boden betraten, so wird man auf eine große Ungleichheit stoßen. Turdetanien, das heutige Andalusien, und die griechischen oder phönizisch-karthagischen Kolonien des Westens mit den ihnen benachbarten Küstenstrichen besaßen eine fortgeschrittene Kultur, die Hochebenen des Innern mit den Bergländern, welche sie einschließen, das Ebrotal, der Norden überhaupt, waren von einem Menschenschlag bewohnt, der nicht nur auf einer noch sehr niederen Stufe der Kultur stand, der direkt kulturfeindlich war. Die römischen und griechischen Autoren, die die ersten zuverlässigen Nachrichten gaben, und erst mit Polybios und Poseidonios tritt Spanien ja in das helle Licht wissenschaftlicher Forschung, können sich in abschreckenden Schilderungen gar nicht genug tun. Land und Leute stießen sie ab und erfüllten die gebildeten Römer mit Grauen, dem eine gewisse schauernde Neugier beigemischt war. Die äußerliche Erscheinung der Eingeborenen nahm nicht für sie ein, sie waren klein, mager, sehnig, jeder Anstrengung gewachsen. Sie wuschen sich Körper und Zähne mit abgestandenem Urin und kleideten sich in dunkle Stoffe von Schafwolle, das schwarze keltiberische sagum wurde sehr bald der Mantel der römischen Legionen. Dieses sehr zweck-

mäßige Kleidungsstück wurde mit Fibeln gehalten und geschlossen, von denen sich fast zahllose gefunden haben und noch finden. Die Häuptlinge der einzelnen Stämme zeichneten sich durch Armbänder und Halsringe aus, wie sich denn Gold und Silberschmuck in Niederlassungen findet, deren ehemalige Bewohner auf der Kulturstufe des neolithischen Zeitalters stehen geblieben waren und mit dem Schmelzen der Metalle und Gußverfahren noch kaum vertraut gewesen zu sein scheinen. An der Kleidung der Frauen fiel schon den ältesten Berichterstatlern außer der Vorliebe für die schwarze Farbe der Schleier auf, mit dem sie den Kopf bedeckten. Artemidor von Ephesos schildert bereits um das Jahr 100 vor Chr. die Mantille, wie die Spanierinnen sie noch heute tragen. Auf den frühesten Münzen ist die Iberia als ein verschleiertes Weib personifiziert. Außer dem Wunsch nach Körperschmuck müssen sie nur geringe Bedürfnisse gekannt haben. Der Hausrat war außerordentlich primitiv, in Numantia fand sich kein Gegenstand fremder Herkunft, die Einwohner müssen Handel also entweder nicht gekannt oder nicht geduldet haben. Die Nahrung war sehr einfach. Avienus schildert die Kelten des Tafellandes als ein rohes Hirtenvolk, das von Milch und Käse lebt. Diese Bedürfnislosigkeit hing eng mit dem Kommunismus zusammen, der bei einzelnen Stämmen, zum Beispiel den Vaccäern, herrschte. Nach Diodor war bei ihnen alles Land gemeinsamer Besitz und die Ernte wurde geteilt. In der Gegend, in der dieser Stamm einst angesiedelt war, besteht diese Art des Agrar-Kommunismus noch heute, nur Haus und Garten sind Eigentum, das Ackerland wird alle zwei bis drei Jahre neu verteilt.

Die Wohnungen lagen zerstreut, in Puig de Malavella bei Gerona sind Reste von Pfahlbauten zutage gekommen. Jeder iberische Stamm besaß für den Kriegsfall eine Art von Sammelstadt, die, wenn es nötig wurde, nicht nur die Menschen, sondern auch ihren wertvollsten Besitz an Vieh aufnehmen mußte. Diese Volks-



*Toros aus Avila, Murça  
und Pelourhino*

*Nach P. Paris. Espagne primitive*

burgen waren stark befestigt, und man wählte für sie gern eine Lage auf schwer zugänglichem Berge, wofür das berühmte Numantia ein vorzügliches Beispiel ist. Es teilt diese Eigenschaft aber mit den anderen iberischen Städten, die uns bekannt geworden sind. So entdeckte der Marquès de Cerralbo im oberen Tal des Jalón bei Monreal de Ariza eine große von doppelten Mauern umgebene Ibererstadt, die er Arcobriga nannte. Außer diesen Sammelplätzen für den Notfall muß es noch kleinere feste Plätze gegeben haben, die Castros, in der Regel an einer Flußgabelung, und zahlreiche Burgen. In den Siegesbulletins der römischen Feldherren erscheinen wenigstens die eroberten Städte in Spanien immer nur nach Hunderten; Cato will vierhundert, Scipio dreihundert Städte eingenommen haben. Unter diesen Städten, deren Größe in Rom ja nicht nachgeprüft werden konnte, verstanden sie in echt romanischer Großmäuligkeit, Napoléon I. ist nicht umsonst bei ihnen in die Schule gegangen, jeden kleinen Zufluchtsort, in den die umherziehenden Hirten sich und ihre Heerden flüchten konnten. Das Land der Keltiberer war traurig und schon damals stark entwaldet. Adolf Schulten nennt die kastilische Hochebene sehr hübsch „öde wie eine Mondlandschaft“. Das Klima war nicht besser wie jetzt: glühende Hitze im Sommer, eisige Kälte im Winter und Stürme von entsetzlicher Gewalt. Dieser Umgebung scheinen die Sitten entsprochen zu haben, sie waren, dürfen wir den Berichterstatlern glauben, und man darf nicht vergessen, daß in der Ueberlieferung ausschließlich Gegner zu Worte kommen, von großer Roheit. Sie kannten die Einzelehe. Wenn die Männer auch gewohnt waren, alle unangenehmen und schweren Arbeiten in Haus und Wirtschaft den Frauen zu überlassen, so hatten dafür die Mädchen das Recht, sich den tapfersten Jüngling als Mann auswählen zu dürfen. Strabo, Appian, Diodorus Siculus wissen viel von den Reigentänzen der Männer zu berichten, die eine starke Beinmuskulatur erforderten. Das iberische Tripudium, so wie Hannibal es bei dem Leichenbegängnis des Gracchus ausführte, war ein Kriegstanz, den die Eingeborenen als einen Hohn auf die Römer betrachteten; sie tanzten in voller Rüstung und schlugen den Takt dazu auf ihrem Schilde. In Galizien, Asturien, Katalonien haben sich diese nur von Männern ausgeführten Kontretänze in der Jota, der Sardaña unter anderem bis jetzt erhalten, ein Stück der Urzeit mitten im modernen Leben.

Allgemein war der Stierkult in Iberien, daneben hat man den Mond und die Gestirne verehrt, denn man glaubte, daß die Götter bei nächtlicher Weile zusammenkämen. Wir kennen die Namen von etwa hundert iberischen Gottheiten, aber sie scheinen alle nur eine lokale Bedeutung gehabt zu haben, eine Art religiöser Betätigung, der die Spanier durch die Jahrhunderte ihrer Geschichte treu geblieben sind. Noch heute hat jede Stadt und jedes Städtchen ihren ganz be-





*Prähistorische Stierfigur (Eber?)*

*Madrid, Archäologisches Museum*

sonderen und nur ihr eigentümlichen Heiligen. Sehr verbreitet scheint der Kultus eines Kriegsgottes gewesen zu sein. Das darf man aus der Häufigkeit schließen, mit der Münzen und Fibeln mit seinem Bild gefunden werden. In Ganzfiguren erscheint er zu Pferde mit einer Lanze in der Hand; der bekannte „Jinete de Palencia“ ist nicht nur das größte, sondern auch das beste bekannte Exemplar der ganzen Gattung. Bei Gelegenheit der Gottesverehrung hören wir von Tier- und Menschenopfern. Am Zusammenfluß des Jalón und der Najima existiert noch ein Opferstein, den man dem letzteren Zwecke zuschreibt. Jedenfalls haben die Iberer ohne weiteres Kannibalismus geübt. Als die Numantiner in immer größere Bedrängnis gerieten, da aßen sie erst die Toten, dann schlachteten sie die Kranken und Schwachen, um sie zu verzehren. War einer der ihren in rühmlichem Kampfe gefallen, so ließen sie die Leiche von Geiern fressen, war er dagegen eines natürlichen Todes gestorben, wurde der Körper verbrannt. In den keltiberischen Nekropolen, die der Marquès de Cerralbo ausgegraben hat, fand er Aschenurnen neben einer Stele, welche die dem Toten mitgegebenen Waffen bedeckte. Die Gastfreundschaft hielten sie trotz ihrer Abneigung gegen Stammesfremde hoch, ein Manneswort galt, und sie haben zu ihrem größten Schaden den Eiden römischer Feldherren Vertrauen geschenkt, trotzdem sie unausgesetzt von ihnen verraten worden sind.

Von Charakter wild und unbändig, waren und blieben die Keltiberer ein Schrecken römischer Staatsmänner, Feldherren und Schriftsteller. In Belgeda ist es vorgekommen, daß die kriegslustige Jugend die alten Männer, die zum Frieden mahnten, mitsamt dem Rathaus, in dem sie sich versammelt hatten, verbrannten. Keltiberer, die man als Sklaven verkauft hatte und übers Meer verschicken wollte, bohrten die Schiffe an und zogen es vor, lieber mit der Besatzung zu ertrinken, als ihre Freiheit zu verlieren. Ihr Unabhängigkeitssinn war zu einer Höhe entwickelt, daß er sie politisch völlig unfähig machte. Sie waren außerstande, sich unterordnen, ja auch nur anschließen zu können; jeder ihrer Stämme, jede Stadt, jedes Dorf hütete eifersüchtig seine Selbständigkeit und blickte auf die Nachbarn mit Haß und Feindseligkeit, nie haben sie untereinander Frieden halten können. Diese politische Zersplitterung, die es nicht zu gegenseitigen Bündnissen kommen ließ, war für die Römer von wesentlichem Nutzen; ohne diese verhängnisvolle Eigenschaft der Eingeborenen wären die Römer vielleicht nie dazu gelangt, die Halbinsel zu unterwerfen. Auch so ist es ihnen noch schwer genug geworden. Der zügellose Freiheitsdrang der Spanier nötigte die Republik dazu, auf der Pyrenäenhalbinsel ein stehendes Heer unterhalten zu müssen, eine Anstrengung, die ihr bis dahin noch von keinem Lande, das sie erobert hatte, zugemutet worden war. Als die Römer, von Gallien aus einrückend, zuerst daran gingen, das Ebrotal zu gewinnen, machten sie die Bekanntschaft mit einer Art der Kriegführung, wie sie ihnen noch nicht vorgekommen war. Die römischen Legionen standen ihren Mann, wenn sie, in Schlachtordnung aufgestellt, sich einem Feinde gegenüber sahen, der ebenso zu kämpfen gewohnt war wie sie, hier aber wurden sie des Gegners nie recht ansichtig. Sie wußten ihn unausgesetzt auf ihrer Ferse, er quälte, belästigte und verfolgte sie, legte ihnen Hinterhalte und überfiel sie, drängte sie in Schluchten und Abgründe, zu einer regelrechten Schlacht aber, wie die Römer es gewohnt waren, stellte er sich nicht. Und dabei war der Kriegsschauplatz eine rauhe unwirtliche Gegend, und je armseliger und elender die Landschaft war, um so zäher und verzweifelter wurde sie verteidigt. Es bedurfte mehrerer Jahrzehnte, bis Numantia, „im traurigsten Teil der traurigen kastilischen Hochebene gelegen,“ erobert werden konnte.

Allen gehäuften Schwierigkeiten zum Trotz hat Rom nicht nachgelassen in seinen Anstrengungen, ehe es Spanien nicht unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte, denn im Hintergrunde winkte als köstlicher Lohn der Besitz der reichen Metallschätze des angegriffenen Landes. Das Gold seiner Flüsse, das Silber seiner Bergwerke lockte, binnen zwanzig Jahren haben drei keltiberische Städte, Cauca, Ocilis und Numantia, gegen 66 Millionen Frances in den römischen Staatsschatz



*Die Sphinx aus Balazote (La Bicha de Balazote) im Museum zu Madrid*

*Aus P. Paris, Espagne primitive*



abgeführt, während die Summen, die in der gleichen Zeit in die Taschen der römischen Beamten flossen, nie gezählt worden sind. Die römischen Feldherren sind gern nach Spanien gegangen, weil sie mit Recht hoffen durften, sich hier unmäßig bereichern zu können, und die Legionen sind ihnen ebenso gern gefolgt, denn auch ihnen stand die Plünderung der reichen spanischen Städte als lohnendes Ziel vor Augen. Der erbitterte Widerstand, dem die Römer bei der Verfolgung ihrer habsüchtigen Zwecke begegneten, hat die Führer gereizt und hat wohl die Schuld daran, daß die Kriegführung auf römischer Seite Formen annahm, die jeder Gesittung Hohn sprachen. Lucullus, Galba und andere der römischen Feldherren und Prätores haben sich Schandtaten und Ruchlosigkeiten gegen die Eingeborenen erlaubt, die nur mit den Greueln verglichen werden können, die sich die französischen Heere Napoléons I. in diesem Lande zuschulden kommen ließen. In Lutia zum Beispiel ließen die Römer vierhundert waffenfähigen jungen Männern die Hände abhauen, in Cauca schlachtete Lucullus die ganze wehrlose Bevölkerung hin. Immer wieder werden den Stämmen oder Städten, die sich gutwillig unterwerfen wollen, die schwersten Bedingungen auferlegt: Tributzahlung, Stellung von Geiseln, Ablieferung der Waffen, und wenn sie alle Bedingungen erfüllt haben, so brechen die Römer die Verhandlungen ab, und die schändlich Betrogenen sehen zu spät ein, daß sie mit Gegnern ohne Ehre und Treue zu tun haben. In einer kaum verständlichen Vertrauensseligkeit haben die Spanier sich immer wieder dazu verleiten lassen, den Versprechungen ihrer römischen Feinde zu glauben. Galba ließ die Lusitaner zusammenkommen, weil er ihnen Land zuteilen wollte. Nachdem er ihnen hatte die Waffen abnehmen lassen, wurden sie ohne Erbarmen niedergemetzelt, eine Schändlichkeit, die wenigstens ihre Früchte trug, denn Viriathus, einer der wenigen, die diesem Blutbade entrannen, wurde der Rächer seines hingerordeten Stammes. Anfänglich nur ein einfacher Viehhirt, schwang er sich zum Führer seines Volkes auf, besiegte eins der römischen Heere nach dem andern und konnte sich schließlich als König betrachten. Die Römer, die im offenen Felde nichts gegen ihn ausrichten konnten, mußten ihn widerwillig anerkennen, bis sie die Gelegenheit ersahen, ihn durch die Hand eiferstüchtiger Unterbefehlshaber meuchelmörderisch beiseite zu bringen. Immer haben die Spanier durch ihren Mangel an Disziplin ihren Gegnern geholfen. Nie verstanden sie die Erfolge, die sie errungen hatten, auch zu benutzen; ihre Heere liefen auseinander, so daß der Feind, selbst wenn er geschlagen war, das letzte Wort behielt. Die Eroberung Spaniens durch die Römer ist ein trauriges und widerwärtiges Schauspiel. Aller Heldenmut, mit dem die Angegriffenen sich zur Wehr setzten, konnte ihr Schicksal nicht aufhalten; sie waren nur fähig, sich zu opfern, unfähig, sich zu behaupten.

Alle individuellen Vorzüge, die sie besaßen, wogen leicht gegen den Mangel an Gemeinsinn, mit dem sie behaftet waren.

Die Genugtuung zu erkennen, daß die Kriege auf der Pyrenäenhalbinsel es waren, die der römischen Republik selbst den Untergang bereiteten, ist den um den Besitz ihrer Scholle kämpfenden Spaniern nicht zuteil geworden. Und doch waren es die keltiberischen Kriege,

die die militärische und politische Unfähigkeit des aristokratischen Klüngels an den Tag brachten, der damals in Rom regierte. Die römische Verfassung mußte Aenderungen unterworfen werden, die gewissermaßen das Präludium der kommenden Monarchie bilden. Die Oligarchie hat abgewirtschaftet, und für Polybios bedeutet der Beginn des letzten keltiberischen Krieges im Jahre 153 vor Chr. den Anfang einer neuen Epoche in der Geschichte der Stadt. Er sieht in diesem Moment die Wendung zum Schlimmen, den Anfang einer neuen und verderbten Zeit. Ein kurzer, rasch vorübergehender Lichtblick in dieser Epoche ist das Wirken des Tiberius Sempronius Gracchus, der die Befriedung und Unterwerfung Spaniens durch Anwendung politischer Mittel, nicht durch Waffengewalt anstrebte. Im Gegensatz zu den Erpressungen der Feldherren und Verwaltungsbeamten empfahl er sich der einheimischen Bevölkerung durch Steuernachlässe, die er verordnete, wie überhaupt alle von diesem großen Demagogen getroffenen Maßregeln verraten, wie er sich bestrebte, Rücksicht auf die Eigenart des Volkes zu nehmen, mit dem er zu tun hatte.

Spanien war noch nicht einmal unbestrittener Besitz Roms, da wurde es schon zum Schauplatz des Bürgerkrieges der großen politischen Parteien, die um den Besitz der Macht stritten. Im Kriege zwischen Marius und Sulla warf sich Sertorius, ein Unterfeldherr des Marius, zum Herrn Spaniens auf. Trotzdem er nicht einmal von Geburt Spanier war, er stammte aus Nursia im Sabinerland, wußte er durch sein geschicktes Verhalten die Keltiberer auf seine Seite zu bringen, und auf sie gestützt, hat er neun Jahre hindurch, von 80 bis 72 vor Chr., die legale römische Regierung in Schach gehalten. Er führte den Guerillakrieg mit der Meisterschaft eines geborenen Spaniers und besiegte eines der römischen Heere nach dem anderen. In seiner Residenz Evora bildete er einen Senat aus römischen Emigranten, in Huesca gründete er eine Hochschule für die Söhne vornehmer Spanier,



*Basrelief aus Penalva de Castro*

*Nach P. Paris. Espagne primitive*

die ihm, auf diese bequeme Weise vereint, gleichzeitig als Geiseln für das Wohlerverhalten ihrer Väter dienten; er schaltete in Spanien wie ein legitimer Regent. Da die Römer mit ihm so wenig fertig werden konnten wie mit Viriathus, so griffen sie zu dem gleichen Mittel, ihn zu verderben, sie ließen ihn durch einen Gefährten im Jahre 72 vor Chr. in Osca ermorden. Dem Mörder sind sie den ausbedungenen Lohn schuldig geblieben. Noch einmal wurde Spanien zum Kriegsschauplatz des Bürgerkrieges, als Cäsar und Pompejus ein Menschenalter darauf um die Weltherrschaft rangen. Das erste öffentliche Amt, das Cäsar überhaupt erhielt, führte ihn im Jahre 69 vor Chr. als Quästor nach Spanien, im Jahre 61 vor Chr. kehrte er als Proprätor dorthin zurück, denn er war so verschuldet, daß er danach trachten mußte, seine Verhältnisse mit spanischem Golde zu ordnen. Am 17. März 45 vor Chr. focht er bei Munda gegen die Söhne des Pompejus. Der Entscheidungskampf zwischen den beiden großen Ehrgeizigen fiel zugunsten Cäsars aus; aber er hatte auch seine ganzen Talente als Feldherr und seinen ganzen persönlichen Mut als Mann aufwenden müssen, um nicht zu unterliegen.

Ströme römischen Blutes hatten den spanischen Boden gedüngt, nun begann er endlich Rom Früchte zu tragen, Spanien wurde im Westen die festeste Stütze der lateinischen Gesittung und Kultur. Man besitzt für diesen Zeitpunkt sogar ein festes Datum. Die Steuerreform, die mit einer Neueinteilung des Grund und Bodens verbunden war, sah den Zustand als maßgebend an, der am 1. Januar des Jahres 38 vor Chr. bestanden hatte. Dieses Datum bezeichnet den Beginn der spanischen Zeitrechnung. Man richtete sich nicht nach der römischen Zählung, die mit Gründung der Stadt Rom begann, man nahm auch später nicht das Jahr der Geburt Christi als erstes an, sondern behielt eine spanische Zeitrechnung bei, die erst viele Jahrhunderte später (1383) zugunsten der in der Christenheit allgemein üblichen aufgegeben wurde.

Kaiser Augustus, dem es beschieden war, Spanien den Frieden zu bringen, nahm im Jahre 27 vor Chr. die erste Einteilung in Provinzen vor. Er teilte die Halbinsel in drei große Bezirke, die kaiserlichen Provinzen Tarraconensis und Lusitania, die von Legaten regiert wurden, und die Senatorialprovinz Baetica, die einem Prokonsul unterstand. Als Hauptstädte dienten Tarragona, Merida für Lusitanien und abwechselnd Cartagena oder Cordova für Andalusien. Die drei römischen Legionen, die in Spanien in Garnison lagen, hielten sich im Norden auf, wo Leon ihr Standquartier bildete, später genügte eine Legion. Vespasian knüpfte die Bevölkerung verwaltungstechnisch noch enger an Rom, indem er der ganzen Halbinsel das Jus Latii, das lateinische Bürgerrecht verlieh; Antoninus Pius und Caracalla haben dann die letzte Konsequenz gezogen, und um sie stärker





*Bronzener Stierkopf aus Costig im Museum zu Madrid*

*Nach P. Paris. Espagne primitive*

zur Besteuerung heranziehen zu können, allen frei geborenen Spaniern ohne Ausnahme das römische Bürgerrecht oktroyiert. Unter Diocletian machte die Zunahme der Bevölkerung eine Einteilung in sieben Provinzen nötig, denn nachdem es den Römern endlich gelungen war, in Spanien festen Fuß zu fassen, machte die Kultur des Landes die größten Fortschritte. Die Städte wurden Zentren der Gesittung, die Römer wurden das Ferment der neuen Kultur, denn sie waren das fremde Element, das die alten Feindschaften beseitigte und die Stämme amalgamierte. Während es früher keine Straßen in Spanien gegeben hatte, verband jetzt die große wohlgehaltene Straße, die von der Porta Aurelia in Rom ausging und durch Oberitalien, Gallien, Katalonien und Valencia bis Cordova und Sevilla führte, die gesamte Provinz mit der außerspanischen Welt und die einzelnen Teile des Landes, die sich bis dahin nur feindlich gegenüber gestanden hatten, friedlich miteinander.



### *Iberische Fibel mit Reiter*

*Aus P. Paris. Espagne primitive*

Zuerst machte die Sprache der Eroberer ihren Einfluß geltend. Die Turdetaner hatten schon zu Strabos Zeit ihre Muttersprache vergessen und bedienten sich des Lateinischen im Umgang und im schriftlichen Verkehr. Langsamer ging dieser Wechsel bei den Keltiberern vor sich. Im Norden wurde noch lange neben der lateinischen die iberische Sprache gesprochen und geschrieben, der „patrius sermo“ wurde nach dem Zeugnis des Tacitus neben dem römischen nicht vergessen und blieb noch langen Geschlechtern der Eingeborenen das heimische Idiom. Schließlich war der Prozeß doch nicht aufzuhalten, die gebildetere Sprache blieb, wie natürlich, die Siegerin. Das Erbteil, das die Römer Spanien hinterlassen haben, fällt bei der Beurteilung des heutigen Kastilianisch schwer ins Gewicht. Von allen Völkern, welche im Laufe der Jahrhunderte über die Pyrenäenhalbinsel herrschten, ist der Anteil der Römer an der Bildung der heutigen spanischen Schriftsprache der stärkste; der Wortschatz des Spanischen entstammt zur Hälfte dem Lateinischen. Dieses Schwergewicht der Sprache kommt schon in dem Prozentsatz der erhaltenen antiken Inschriften zur Geltung. Während phönizische, griechische und iberische Inschriften zu den größten Seltenheiten innerhalb der Grenzen Spaniens gehören, zählte Emil Hübner mehr wie fünftausend römische, die sich über alle Gebiete des sozialen Lebens erstrecken. Die Annahme der Sprache erlaubte den Spaniern auch eine rege Anteilnahme an dem geistigen Leben des römischen Volkes. Hyginus, die beiden Seneca, Lucanus, Pomponius Mela, Columella waren geborene Spanier aus der Provinz Baetica, Martial stammte aus Bilbilis, dem heutigen Calatayud, Quintilian aus Calahorra. Wie lebhaft das Interesse der Spanier an der schönen Literatur war, welch sonder-



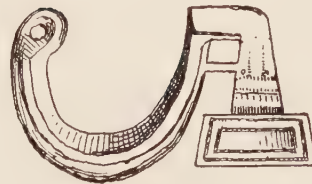
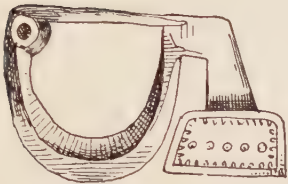
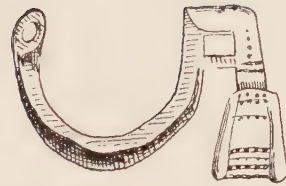
*Frauenstatue vom Cerro de los Santos im Museum zu Madrid*

*Nach P. Paris. Espagne primitive*



bare Formen es allerdings auch annehmen konnte, dafür ist die kleine Geschichte ein Beweis, die der jüngere Plinius berichtet. Er kannte einen Mann, der sich so für den Livius begeistert hatte, daß er zu Fuß von Cadiz nach Rom reiste, nur um diesen seinen Lieblingsschriftsteller von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Als er diesen Wunsch erfüllt hatte, machte er kehrt und ging wieder nach Hause. Den original spanischen Einschlag in den Werken dieser Autoren nachzuweisen, möchte Willkür scheinen, sonst könnte man ihn vielleicht in der epigrammatisch zugespitzten Sprache des Philosophen Seneca erkennen oder wäre versucht, die deklamatorischen Tragödien, die man ihm zuschreibt, mit ähnlichen Produkten spanischer Tragiker aus den Zeiten der Habsburger zusammenzustellen. Martial war trotz seiner römischen Lehrjahre ein Vollblutspanier; er hat es schließlich in Rom nicht mehr ausgehalten, sondern ist aus der Hauptstadt der Welt nach seinem geliebten Bilbilis zurückgekehrt, wo er auch gestorben ist.

Je länger die friedlichen Beziehungen Spaniens zu Rom dauerten, je inniger wurden sie. Kaiser Augustus hielt sich ein ganzes Jahr in Tarragona auf, und man vermutet, er habe von hier aus das berühmte Edikt erlassen „daß alle Welt geschätzt werde“. Die Einwohner der Stadt errichteten ihm einen Tempel und einen Altar und erwiesen dem noch Lebenden göttliche Ehren, den Gestorbenen vergaßen sie, und Hadrian mußte den verfallenen Tempel seines Vorgängers schon wieder herstellen. Heute ist der Tempel und das wenige, was von ihm übrig blieb, in den Substruktionen der Kathedrale verschwunden. So lange hatte Rom in die inneren Verhältnisse der Pyrenäenhalbinsel eingegriffen, es war nur gerecht, daß diese den Spieß umkehrte. Es waren spanische Truppen, die im Jahre 68 den Galba und im nächsten Jahre den Otho zum Kaiser ausriefen und der damaligen Welt Kaiser nach spanischem Geschmack aufdrängten. Sie haben mit ihren Wahlen nicht viel Glück gehabt, während die Imperatoren spanischer Geburt und spanischen Geblüts zu den besten gehörten, die den Thron inne gehabt haben. Trajan war in Italica geboren, der erste Provinziale, der den kaiserlichen Purpur trug, und von Hadrian ist es zweifelhaft, ob er ebenfalls in Italica zur Welt kam oder nur als Sohn einer Mutter, die aus Cadix stammte, in Rom geboren wurde; Theodosius der Große stammte aus Coea. Alle drei haben viel für das Land ihrer Geburt getan. Hadrian, der auf seinen ständigen Reisen einen ganzen Winter in Tarragona blieb, wird auf einigen seiner Münzen Restitutor Hispaniae genannt. Die Kaiser aus dem flavischen Haus Vespasian, Titus, Domitian haben, wie die Inschriften aus ihrer Regierungszeit beweisen, in Spanien eine umfassende Verwaltungstätigkeit ausgeübt und in alle Verhältnisse tatkräftig eingegriffen. Ihre Sorge und ihr Eifer begreifen sich, denn Spanien war zu jener Zeit die reichste Provinz des römischen



### *Iberische Fibeln im Museum zu St. Germain*

*Nach P. Paris. Espagne primitive*

Weltreiches. Die Viehzucht wurde mit Eifer betrieben; asturische Rennpferde holten sich im römischen Circus die ersten Preise; der Ackerbau blühte; spanisches Weißbrot war nach Plinius in Rom sehr geschätzt; der Bergbau warf glänzende Erträge ab; die Industrie mit den Waffenfabriken in Calatayud, den Leinengeweben von Jativa, den Geschirren Tarragonas, den Wollenstoffen Kataloniens lieferte Erzeugnisse, die den besten Ruf genossen. Wirtschaftlich war das Hauptaugenmerk auf die Ausbeutung der Bergwerke gerichtet; überall erkennt man noch die Halden aus römischer Zeit; gegen vierhundert Minen sind noch in dem Zustande erhalten, in dem Phönizier und Römer sie verließen. Einmal war der Bergbau zu Zeiten der Römer schon Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende alt, sodaß ein Erliegen der Stollen nicht Wunder nehmen kann; die Silberminen von Castulo und Cartagena sind zuletzt nur noch auf Blei ausgebeutet worden, dann aber war das Verfahren, das man anwendete, an den Kupferminen von Rio Tinto ist es deutlich zu erkennen, technisch höchst unvollkommen. Die Verwaltung der Bergwerke war mustergültig. Eine Bronzetafel aus dem jetzt portugiesischen Minenbezirk von Aljustrel, die dem ersten Jahrhundert nach Chr. entstammt, enthält die eingehendsten Vorschriften über alle Fragen, die mit der Bewirtschaftung zusammenhängen. Sie läßt auch den Schluß zu, daß man schon damals dem Arbeitnehmer gegenüber das verwerfliche Trucksystem anwandte, ihn nämlich nicht mit Geld sondern mit Ware zu bezahlen, ein Verfahren, daß dem Arbeitgeber doppelte und dreifache Gewinne sichert. Soweit die Minen edle Metalle lieferten, sind sie wohl an Ort und Stelle ausgemünzt worden. Die antiken Münzen sind wichtige Zeugen für das politische und soziale Leben der damaligen Zeit; sie gewähren über die Zustände der Pyrenäen-

Halbinsel manchen interessanten Aufschluß. Die Keltiberer, die einen so großen Reichtum an wertvollen Metallen besaßen, haben kein Geld gekannt, erst die Römer haben Münzen mit keltiberischen Inschriften geprägt, weil sie ihnen für den Zweck der Tributerhebung notwendig waren. Das erklärt auch, warum die keltiberischen Münzen den römischen so genau nachgebildet sind; bis auf die Schriftzüge sind sie nahezu gleich; erst lange nach dem Jahre 193 vor Chr. ersetzen lateinische Charaktere die keltiberischen der ersten Prägung. Neben den Inschriften gehören die Münzen zu den Denkmälern der römischen Periode, die am häufigsten erhalten sind. Ihre Fundorte lassen die Ausbreitung der römischen Einflußsphäre sehr deutlich erkennen. In der Provinz Baetica, dem heutigen Andalusien, sind sie am häufigsten, dann folgen die Bezirke von Tarragona und Cartagena, das heutige Valencia und Murcia, schließlich die südlichen Gegenden Lusitaniens; in dem eigentlichen Keltiberien, Kastilien, Asturien und Galizien findet man sie nur noch vereinzelt.

Parallel dazu geht die Erhaltung der römischen Bauwerke. Die Reste der römischen Architektur sind über die ganze Halbinsel zerstreut, und man muß sich bei der so außerordentlich soliden Bauart, der die Römer sich befleißigten, wundern, daß nicht mehr davon erhalten ist und selbst das wenige in mehr oder weniger fragmentarischem Zustande. Die Länge der Zeit allein würde das Verschwinden auch nicht genügend erklären, es mußten Jahrhunderte innerer Kriege hinzukommen und vor allem eine Gleichgültigkeit der Einwohner, die selbst in der Neuzeit nicht abgenommen hat. Römerbauten waren willkommene Steinbrüche, die späteren Geschlechtern das Bauen erleichterten. So wurde der Aquädukt in Cordova niedergelegt, um das Kloster San Jeronimo damit zu bauen; das Theater in Antequera, das 1544 noch tadellos erhalten war, wurde abgetragen, um aus seinen Steinen das Kloster San Juan de Dios zu errichten; das Amphitheater in Italica gab die Quadern her zum Bau der Straße von Sevilla nach Badajoz, und hatte man solche Bequemlichkeiten einmal nicht vor seiner Tür, so schickte man weit weg, um das gute alte Baumaterial holen zu lassen; Merida und seine Römerbauten wurden der Steinbruch für Sevilla und Cordova. Cadix, das in der römischen Epoche die berühmteste Stadt der Halbinsel war, der Aufenthaltsort der reichsten Kaufleute, das Balbus, wie es hieß, ganz aus Marmor neu gebaut hatte, bewahrt kein äußeres Zeichen seines alten Glanzes; ohne Spuren zu hinterlassen ist die römische Epoche, wie die phönizische, an dem Orte vorübergegangen. Nur ein Ruhm ist ihm geblieben. Die weltstädtischen Genußmenschen Roms feierten die „improbæ Gaditanæ“, anmutige Halbweltlerinnen, deren lüsterne Tänze die Sinne aufpeitschten, eine Tingeltangel-Kunst, die schon damals ihre Liebhaber fand. Man ist sehr geneigt,

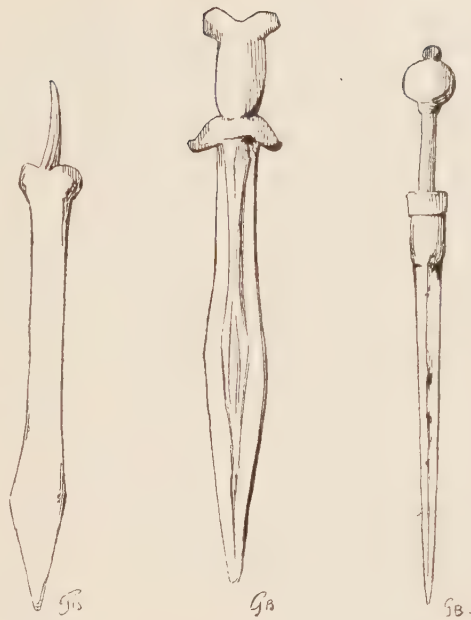




*Die Frauenbüste von Eche*



in gewissen Tänzen der heutigen Andalusier, dem Fandango, der Malagueña und anderen Nachkommen jener antiken Tänze zu sehen, nur knüpft ihr Ruhm sich nicht mehr an den Namen von Cadiz. Die meiste Beachtung verdienen die römischen Nutzbauten, die Brücken und Aquädukte, und ihnen hat die Nachwelt auch nicht so übel mitgespielt wie Tempeln und Theatern, mit denen spätere Geschlechter nichts mehr anzufangen wußten. Zwei der großen Wasserleitungen dienen heute noch ihrem ursprünglichen Zwecke, die beiden großen Aquädukte von Tarragona und Segovia, beide ganz aus Quadern errichtet und beide wahrscheinlich aus der Zeit des Augustus. Der in Segovia setzt mit 119 Bogen von Berg zu Berg; die Pfeiler wechseln in der Höhe von 7 bis zu 28



*Iberische Schwerter im Museum zu Madrid*

*Aus P. Paris. Espagne primitive*

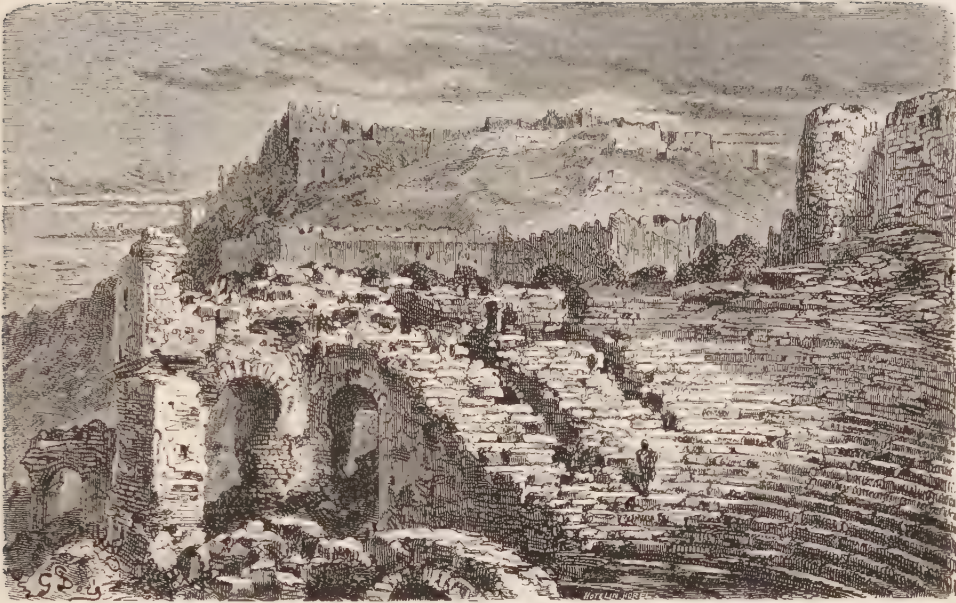
Meter; derjenige in Tarragona in zwei Stockwerken aufgeführt, zählt unten 11, oben 25 Bogen, deren Gesamthöhe 25 Meter erreicht. Beide sind, als die arabische Flut sich über Spanien ergoß, bei Belagerungen teilweise zerstört worden; sie waren aber so solide konstruiert, daß selbst ein mehrere Jahrhunderte währender Ruin den aufrecht gebliebenen Resten nichts geschadet hat. Den in Segovia ließen die katholischen Könige wiederherstellen, den in Tarragona erst vierhundert Jahre später der Erzbischof Valdivielso am Ende des 18. Jahrhunderts. Die Aquädukte Meridas, einst fünf an der Zahl, sind nur in Ruinen erhalten; sie bestanden aus Gußmauerwerk, beiderseits mit Ziegeln verblendet; von einem stehen noch 37 Pfeiler von 27 Meter Höhe, auch in ihren Trümmern noch so großartig, daß der Volksmund sie nur als „Los Milagros“ kennt. Technisch von ähnlicher Bedeutung ist ein unterirdisch angelegter Kanal von 400 Meter Länge, den der Fluß Sil bei Montefurado in Galizien durchfließt.

Die römischen Brücken sind nicht viel zahlreicher und sie sind ebenso gut erhalten. Außer der kleinen Brücke die bei Oña über den Ebro führt, besitzt Spanien drei großartige Flußübergänge bei Toledo, Salamanca und Merida. Die Brücke von Alcantara über den Tajo ist eines der bedeutendsten Römerwerke der

Halbinsel, im Jahre 105 nach Chr. auf Kosten von elf lusitanischen Gemeinden erbaut. Sie besteht aus Granitquadern, die ohne Mörtel aufeinander gelagert sind und setzt mit 6 großen Bogen über den Strom. Die mittleren Pfeiler haben eine Höhe von 58 Meter über dem Wasserspiegel, die Bogen, die sie verbinden, eine Spannweite von 45 Meter. Die gesamte Länge beträgt 188 Meter, die Breite 8 Meter. Die Brücke, die bei Merida den Guadiana quert, ist wahrscheinlich zur Zeit des Kaiser Augustus errichtet worden. Sie ist 1 Kilometer lang, zählt 64 Bogen von 10 Meter Höhe, die Breite ist nur 6 Meter. Von der Brücke, die in Salamanca über dem Tornos führt, sind nur die 45 Bogen antik, die sich auf der Stadtseite befinden, die 12 übrigen sind eine Erneuerung aus späterer Zeit und auf Befehl Philipp II. ausgeführt worden. Die Brücken haben das Schicksal der Aquädukte geteilt; sie sind in den ewigen Kriegen und Belagerungen zerstört worden, immer wieder, noch im spanischen Unabhängigkeitskriege gegen Napoléon I. und sie danken es nur ihrer Notwendigkeit, wenn sie wieder hergestellt wurden.

Tempelbauten sind in Spanien gar nicht oder nur in den kümmerlichsten Resten erhalten, nur Evora, im ehemaligen Lusitanien hat einen römischen Tempel, einen Pseudoperiptros mit 6 korinthischen Säulen in der Front bewahrt. Seinen Namen Dianatempel verdankt er der Phantasie. Soweit sonst noch Tempel vorhanden waren und sie müssen doch zahlreich gewesen sein, und es waren hochberühmte darunter, wie jener in Denia, der nach dem Muster des großen Dianentempels in Ephesus erbaut sein sollte, sind sie dem Erdboden gleichgemacht und nur die verstreuten Säulen aus alter Zeit zeugen für ihr einstiges Vorhandensein. In Merida sind 16 intakte korinthische Säulen eines ehemaligen Tempels in dem Palast der Grafen de los Corbos verbaut; der Rest ist verschwunden. Auch die römischen Grabdenkmäler, die vermutlich in den spanischen Städten nicht weniger zahlreich vorhanden gewesen sein werden, als sie es in Italien waren und noch sind, fehlen beinahe völlig. Das bekannteste, weil größte, ist das heute „Thurm der Scipionen“ genannte Bauwerk an der Straße von Tarragona nach Barcelona. Es steht von allen Seiten frei und hat eine Höhe von 8 Meter; an der Front ist es mit den Reliefgestalten zweier gefangener Krieger geschmückt, die als Telamonen dienen. Die Taufe auf die in Spanien gefallenen Brüder Gnaeus und Publius Cornelius Scipio den Älteren ist völlig willkürlich, denn die Errichtung fällt erst in die Zeit des Augustus, wenn sie nicht noch später, an das Ende des ersten Jahrhunderts vor Chr. zu setzen ist. Die früher vorhandene Inschrift ist erst von Cardinal Ximenez entfernt worden. In Fabara, einem abgelegenen kleinen Städtchen an der Eisenbahn von Barcelona nach Zaragoza findet sich ein wohlerhaltenes Mausoleum aus römischer Zeit. Römische Necropolen sind bei Ossuna und Carmona





### *Das Theater in Sagunt*

*Nach einer Zeichnung von G. Dore*

bloßgelegt worden, und einzelnen Grabsteinen begegnet man in den Museen und hier und da noch an Ort und Stelle. So sieht man an der Straße von Irun nach Renteria einen hohen Granitblock mit dem in sehr rohen Umrissen eingegrabenen Relief eines Reiters; es ist der Grabstein eines kantabrischen Legionärs aus dem ersten Jahrhundert nach Chr. Aehnliche, wenn auch von geringerem Umfang, bewahrt das Museum in Leon, das damals die Garnison der asturischen Kavallerie war. Die Inschrift eines Grabsteins aus Merida hält die Erinnerung an eine Kinderärztin fest; vielleicht nicht die erste ihrer Art, aber sicher die erste von der wir Kunde haben; auf einem Grabstein, der im Hofe des erzbischöflichen Palastes in Tarragona eingemauert ist, beklagt sich der Tote in Versen über sein mißgünstiges Geschick, das ihn, der seinem Beruf nach ein Wagenlenker war, am Fieber sterben ließ, statt im Circus, was ihm viel lieber gewesen wäre. Der Pyrenäenhalbinsel fehlen auch die Triumphbogen, mit denen die Architektur des kaiserlichen Rom doch auch außerhalb Italiens so hervorragende Leistungen vollbrachte; nur Theater- und Circusbauten sind wenigstens in ihren Resten noch an vielen Orten zu erkennen. Wie die moderne französische Kultur, da wo sie sich niederläßt, stets mit der Gründung eines Bordells beginnt, als dem wesentlichsten Moment gallischer Zivilisation, so war das Erste, was die Römer kolonisations-

begannen, die Erbauung eines Theaters. Das besterhaltene war jenes in Sagunt, von dem schon die Rede war, in Tarragona, Merida, Italica, Toledo, selbst an Orten von minderer Bedeutung, wie Clunia, Termantia, Bilbilis und anderen, finden sich ihre Ruinen neben denen von Amphitheatern, die oft genug für Naumachien eingerichtet waren. Ihre großen Abmessungen, der Circus in Merida faßt etwa zwanzig- bis dreißigtausend Menschen, deutet darauf hin, daß sie darauf berechnet waren, die Bevölkerung der ganzen Umgegend ebenfalls aufzunehmen.

Schon in seiner Schilderung des spanischen Krieges sagt Hirtius von den Städten, sie seien Dank ihrer günstigen Lage und ihrer starken Befestigungen vom Gegner nur sehr schwer einzunehmen. Die Römer haben, nachdem sie einmal in den Besitz des Landes gelangt waren, die vorhandenen Festungen verstärkt und durch neue vermehrt. Die Städte sicherten sie durch Mauern, das flache Land und die Küste durch ganze Reihen kleinerer Burgen; Kastilien hat ja von ihrer großen Zahl seinen Namen erhalten. Bereits durch Hannibal war die ganze Süd- und Ostküste von Cadiz bis Sagunt mit Wachttürmen besetzt worden, die man nach der Angabe des Plinius *torres speculas Hannibalis* nannte. Die Römer behielten sie bei und benützten sie zur Uebernmittlung von Nachrichten durch Signale von Feuer oder Rauch. Sie blieben als Schutz gegen die Seeräuber das ganze Mittelalter hindurch in Gebrauch und gewähren heute noch höchst malerische Bilder. Einzelne finden sich auch, wie der sogenannte Torre de Hercules bei La Coruña im Norden, er ist ein Wacht- oder Leuchtturm aus der Zeit des Kaiser Trajan. Es gibt aber noch ganze Städte im Besitze ihrer alt-römischen Befestigungen. Von Tarragona und seinen kyklopischen Mauern, auf denen die Römer fortbauten, war schon die Rede. Berühmt sind Leon, Lugo und Astorga durch ihre wohl erhaltenen römischen Ringmauern. Sie stammen wahrscheinlich alle drei aus der gleichen Zeit, dem dritten Jahrhundert nach Chr., und bieten vorzügliche Beispiele römischer Befestigungskunst aus der Kaiserzeit. Leon zählt dreißig, Lugo noch fünfundachtzig halbrunde Türme. Caceres hat noch seine Römermauern mit ihren alten Toren und Türmen, ebenso Coria, dessen Umwallung aus Granitquadern aufgetürmt ist, ohne Mörtel, 30 Fuß hoch und 19 Fuß dick.

Die Menge der kleineren Altertümer aus römischer Zeit ist natürlich sehr groß, aber ihr Kunstwert ist recht gering und erhebt sich nirgends über den mittleren Durchschnitt römischer Provinzkunst. Da sind Gesimse, Kapitäle, Altäre, Flachreliefs, Statuen, Büsten, Vasen und dergleichen, aber auch dieses Material ist im Laufe der Jahrhunderte bei der Gleichgültigkeit und Unwissenheit der Einwohner vertan und verschleudert worden, und was sich davon in die öffent-



### *Ruinen eines Aquädukts in Merida*

*Aus Uhde, Baudenkmäler*

lichen und privaten Sammlungen rettete, ist verstümmelt und fragmentiert. Noch ein Glück, wenn die Kirche diese Reste in Schutz nahm; in Merida zum Beispiel errichtete man der H. Eulalia eine Säule, indem man einfach drei Rundaltäre aufeinander stellte. Das merkwürdigste Stück ist wohl der große Silberschild des Kaiser Theodosius, der 1847 in Almendralejo bei Merida gefunden wurde. Es handelt sich um eine silberne Scheibe von 72 Zentimeter Durchmesser, die der Kaiser bei den Zirkusspielen des Jahres 388 als Ehrengeschenk bestimmte, ein Rennpreis, wenn man so will. Sie stellt in Flachrelief den Kaiser auf dem Thron dar, zu beiden Seiten seine Söhne Arcadius und Honorius, die er zu Mitregenten seines Riesenreiches angenommen hatte. Der ältere von beiden, Arcadius, war wie der Vater in Cauca zur Welt gekommen, also von Geburt Spanier. Ob die Arbeit in Spanien ausgeführt wurde, steht dahin, stilistisch gehört sie der Verfallzeit der römischen Kunst an. Es sind auf spanischem Boden viele schöne und künstlerisch bedeutsame Mosaikfußböden zutage gekommen, aber ihnen hat die Indolenz der Eingeborenen am übelsten mitgespielt. Man kennt aus Ampurias ein Mosaik mit dem Opfer der Iphigenie, aus Merida Apoll und die neun Musen, aus Cartama die zwölf Arbeiten des Herkules, aus Eleche Galathea und ihr Gefolge von Tritonen und noch manche andere, aber man könnte noch mehrere anführen, die nach ihrer Entdeckung der Zerstörung und Verwahrlosung anheimfielen. Es kommt vor, wie noch jetzt in Merida, daß die Besitzer sie wieder mit Erde bedecken, damit sie der Unbequemlichkeit überhoben sind, sie neugierigen Fremden zeigen zu müssen.

Die römische Epoche ist für Spanien auch dadurch von besonderer Bedeutung für die Kultur des Landes geworden, als sie die Einführung des Christentums auf der Pyrenäenhalbinsel mit ansah. Diese Periode der spanischen Geschichte ist von den eingeborenen Autoren mit einer ganz besonderen Vorliebe behandelt



worden, wenn sie sich auch damit begnügten, die wenigen feststehenden Tatsachen mit einem vollen Kranz von Legenden zu umranken. Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, durch diesen Nebel hindurch noch das Wahre vom Erfundenen zu unterscheiden. Nach den Angaben des Clemens von Rom habe der Apostel Paulus in eigener Person Spanien aufgesucht. Da er im Römerbrief zweimal die bestimmte Absicht ausspricht, Spanien besuchen zu wollen, so ist eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß diese Reise auch wirklich stattgefunden hat. Die Tradition läßt ihn in Cadix landen und von hier aus Reisen nach Sevilla und Ecija unternehmen. Er soll nicht weniger als sieben Bistümer gegründet haben, für welche die Apostel nach seiner Rückkunft Bischöfe ordiniert hätten. Die Legende hat sich weit lieber mit dem Apostel Jakobus beschäftigt, den die Sage als den eigentlichen Bekehrer Spaniens betrachtet. Auf seiner Missionsreise erschien ihm im Jahre 41 in Zaragoza die heilige Jungfrau, an einem Platze, der noch heute den Mittelpunkt der Verehrung zahlloser Wallfahrer bildet. Auf dem sogenannten Sternfelde „Campus stellae“ fand der Apostel, nachdem er im heiligen Lande den Märtyrertod durch das Schwert erlitten hatte, angeblich sein Grab. Dieses soll nach langer Vergessenheit durch den Bischof Theodimir von Iria wieder entdeckt worden sein, ein glänzender Stern soll ihm dazu geholfen haben, daher angeblich der Name. Diese Legende, von der schüchterne Anfänge im vierten Jahrhundert kund werden, gewinnt erst im siebenten Jahrhundert greifbare Gestalt und stammt in ihrer vollen Ausarbeitung überhaupt erst aus dem zwölften Jahrhundert. In dieser Zeit wurde dann Santiago di Compostella eine Stätte der Andacht, die an Glanz und Bedeutung mit Jerusalem und Rom erfolgreich wetteiferte, für Spanien diese beiden älteren Heiligtümer an Wichtigkeit sogar weit übertraf. Der wahrscheinliche Hergang dürfte der sein, daß das Christentum durch die Juden nach Spanien gekommen ist. Die ersten Juden kamen wohl im Gefolge der Phönizier, und als sie sich nach der Zerstörung Jerusalems über die damals bekannte Welt zerstreuten, bildeten sich auch auf spanischem Boden größere Gemeinden. Wie überall breitete sich der neue Glaube am schnellsten unter den niederen Ständen aus. Er brachte in den spanischen Charakter ein Element des Fanatismus, das auf religiösem Gebiet bis dahin nicht vorhanden gewesen war. Die Eingeborenen müssen zur Zeit der Eroberung durch die Römer religiös sogar ziemlich indifferent gewesen sein, die römischen Kulte verschmolzen ohne weiteres mit den einheimischen, Diana nahm den Platz der iberischen Mondgöttin ein und genoß große Verehrung. Das spanische Christentum aber hatte nicht so bald Wurzel geschlagen, als es sich auch sofort aus einer Religion der Liebe in ein Bekenntnis des Hasses umwandelte.

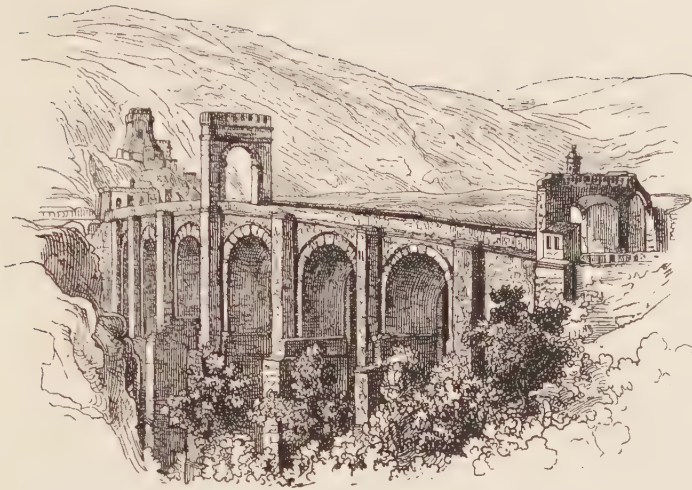




*Der Aquädukt in Segovia*  
*Nach Jughändel, Die Baukunst Spaniens*

Die harten Seelen der Eingeborenen nahmen es auf wie einen Ersatz für das Gefühl der Abneigung, mit dem sie sich einst untereinander betrachtet hatten und mit dem sie dann in jahrhundertlangem Ringen den Römern gegenüber getreten waren. Dieser uralte Stammeshaß, der nur geschlummert hatte, erwachte wieder und fand im Christentum willkommene Nahrung für seine Betätigung. Hatte dieses Haßgefühl früher nach politischen und sozialen Vorwänden gesucht, um eine Rechtfertigung vor sich selbst zu finden, so war ihm nun die christliche Lehre der freudig und gern ergriffene Anlaß, die Andersgläubigen verabscheuen und verfolgen zu dürfen. Die Religion des Spaniers borgte vom Christentum nur den Namen, er hat immer nur den Fanatismus und blinde Leidenschaft gekannt, nie die Liebe, auf die es doch gegründet war. Es bestand kaum, da tobte sich die fromme Wut bereits in blutigen Verfolgungen aller Andersdenkenden aus. Die Anhänger des athanasianischen Bekenntnisses bedrängten Arianer und Donatisten, ja das auf seine Rechtgläubigkeit so stolze Spanien hat den Vorzug, der abendländischen Kirche die erste große Ketzerei der Priscillianisten beschert zu haben. Indessen hatte das Kirchenregiment schon feste Formen angenommen. Auf dem Konzil zu Elvira in Spanien tagten im Jahr 305 bereits siebzehn spanische Bischöfe und vierundzwanzig Presbyter, an dem Konzil von Sardica im Jahre 343 nahmen sechs spanische Bischöfe teil, und auf dem Konzil zu Nicäa führte Bischof Osio von Cordova den Vorsitz. Am Ende des vierten Jahrhunderts besaß Spanien schon vier Erzbischöfe. Es konnte einer so festgefügtten Organisation nicht schwer werden, sich der Gegner in den eigenen Reihen zu erwehren, die Priscillianisten wurden mit Feuer und Schwert ausgerottet. Die Christianisierung ging sehr einfach vonstatten, man wandelte die Tempel in Kirchen um. In Cordova wurde aus dem Venustempel die Kathedrale, in Merida aus dem Marstempel eine Kirche der H. Eulalia, deren Pracht Prudentius zu einer schönen Hymne begeisterte. Ganz glatt verlief die Angelegenheit in Denia, wo die Pallas-Statue im Tempel, ohne ihren Platz zu wechseln und ohne ihre Attribute zu ändern, in die H. Paula umgetauft wurde.

Es versteht sich fast von selbst, daß die große Christenverfolgung, die unter dem Kaiser Diocletian ausbrach und in den Jahren 304 bis 305 von Dacian ins Werk gesetzt wurde, das Feuer nicht erstickte, sondern zu heller Glut anblies. Der störrische Sinn der Spanier versteifte sich nun erst recht auf sein Bekenntnis. Im Augenblick, in dem es verboten wurde, gewann es neuen Reiz für ihn, und das Jahr, in dem das spanische Konzil zu Illiberis den Bilderdienst ausdrücklich untersagte, beschenkte die spanische Kirche mit so zahlreichen Märtyrern, daß die auf dem Konzil versammelten Väter sich ihre Verordnung hätten ersparen können; sie wurde alsbald ad absurdum geführt. Dieser Christenverfolgung ent-



### *Die römische Brücke von Alcántara*

*Aus Caveda, Die Baukunst in Spanien*

stammen die beinahe zahllosen Lokalheiligen und Schutzpatrone der spanischen Städte, sie traten an die Stelle der früheren Kulte und haben den Götzendienst der Ureinwohner über die Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung hinaus bis heute erhalten. Von diesen Märtyrern Diocletians verehrt Toledo die H. Leocadia, Barcelona die H. Eulalia, Merida eine weibliche Heilige gleichen Namens, Avila einen H. Vincenz mit seinen Schwestern Sabina und Cristeta, Sevilla die Heiligen Justina und Rufina, Tarragona die H. Thekla, Valencia wieder einen H. Vincenz, Alcalá die heiligen Kinder Justus und Pastor und so weiter. Der H. Laurentius, der in Huesca geboren war, wurde 261 von Kaiser Valentinian zum Märtyrer gemacht. Man briet ihn auf langsamem Feuer, und wenn man dem Spanier Prudentius glauben will, so hielt er diese Operation mit einer beneidenswerten Kaltblütigkeit aus. Er forderte selbst die Henker auf, ihn umzudrehen, denn auf der einen Seite sei er nunmehr gar, und dann lud er sie höhnisch ein, von seinem Fleisch zu essen. Den H. Cucufat, der in Barcelona verehrt wird, traf ein ähnliches Schicksal. Dacian ließ ihn ebenfalls auf dem Rost braten, wie die Legende wissen will, mit Essig und Oel, und da er nicht sterben wollte, wurde er schließlich enthauptet.

Uebrigens hat Spanien auch die ersten christlichen Dichter hervorgebracht, welche in lateinischer Sprache schrieben, den Juvencus, Eugenius und den berühmtesten von ihnen, Prudentius, der in Zaragoza das Licht der Welt erblickte. Unter den Resten des spätrömischen Altertums in Spanien sind die Sarkophage aus der christlichen Zeit nicht selten, ihre Verbringung in Kirchen hat sie meist ge-





*Der silberne Diskus Theodosius d. Gr.*

*Nach Didron, Annales archéol., Bd. 24*

rettet. In der Krypta von S. Engracia in Zaragoza befinden sich zwei solche Marmorsarkophage mit den Resten der Heiligen und ihrer Gefährtinnen; man hat sie leider mit Oelfarbe angestrichen. Am Hochaltar der Kathedrale von Gerona sind vier altchristliche Sarkophage eingemauert mit Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament, die Kirche zu Husillos in Kastilien besitzt einen Sarkophag mit dem Opfer Abrahams, die Kathedrale von Astorga einen solchen mit der Aufweckung des Lazarus. Diese Darstellung war sehr beliebt, in Layos bei Toledo hat man gleich zwei Sarkophage mit der gleichen Szene gefunden. Da sie sämtlich der Spätzeit angehören, so ist ihr künstlerischer Wert geringer als ihr antiquarischer.





ZWEITES KAPITEL

*DIE*  
*WESTGOTEN*





### *Toledo vom Tajo aus*

*Links oben der Alcazar, rechts das Castell S. Servando*

„Man kann die Spanier besiegen, aber nicht unterwerfen“, rief Augustus unmutig aus, als er seine Legionen immer aufs neue gegen unbotmäßige Stämme ins Feld führen mußte. In einem gewissen Sinne ist das selbst in den Jahrhunderten eingetroffen, während derer die römische Herrschaft ernstlich garnicht angegriffen wurde. Die Stämme im Norden und Nordwesten gehorchten den Römern nur, weil diese klug genug waren, diesen Gehorsam nicht auf harte Proben zu stellen; an Unfrieden hat es aber nie gefehlt. Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts plünderte ein ehemaliger Soldat Maternus mit seiner Bande jahrelang ungestraft die spanischen Provinzen, und es bedurfte großer Anstrengungen der Behörden, um ihm das Räuberhandwerk zu legen. Man darf nicht vergessen, daß ein Hauptgrund dauernder Unzufriedenheit in der römischen Verwaltung lag, bei der ein Mißbrauch der Amtsgewalt herkömmlich war und blieb. Jeder römische Beamte betrachtete seine Stellung nur als Mittel der persönlichen Bereicherung. Das war schon unter der Republik so gewesen, das blieb so unter den Kaisern. Die Provinzen und darin teilte Spanien ja nur das Schicksal der andern Länder, die Rom im Laufe der Zeit untertan geworden waren, wurden bis aufs Blut ausgesogen und verarmten nach und nach völlig. Was der schamlosen, jahrhunderte-



lang fortgesetzten pekuniären Ausbeutung etwa noch nicht gelang, das vollendete die verhängnisvolle Entwicklung der inneren sozialen Zustände. Das Bauerntum, von den Latifundienbesitzern in eine immer größer werdende Bedrängnis gebracht, konnte sich auf seiner Scholle nicht halten und verfiel wirtschaftlich dem Bankerott, während das Bürgertum unter den Lasten erlag, die ihm der Staat ohne Rücksicht auf die Möglichkeit des Tragenkönnens aufbürdete. Der römische Staat war schon lange an der Wurzel faul, ehe auch nur ein Barbar die Hand erhob, um ihn zu fällen. Die inneren politischen Verhältnisse haben das Auseinanderfallen des Weltreichs weiter begünstigt; Thronstreitigkeiten ohne Ende, Kaiser und Gegenkaiser erleichterten äußeren Gegnern ihre Aufgabe. Spanien ist verhältnismäßig am längsten unter den Provinzen des Weltreichs von den Ueberfällen der Barbaren verschont geblieben. Einzelne Einfälle plündernder Raubscharen wußten die kampfgewöhnten Bewohner der nördlichen Grenzgebiete abzuwehren, und erst unter der Regierung des Honorius nahmen die Vorstöße der Germanen an Heftigkeit wie an Häufigkeit zu. Der Regierungsantritt Constantins, der sich im Jahre 407 zum Gegenkaiser aufwarf, Britannien und Gallien in Besitz nahm und seinen Sohn Constans zum Caesar Hispaniens ernannte, bezeichnet das Ende der römischen Herrschaft auf der Pyrenäenhalbinsel. Nun gelang es Vandalen, Alanen und markomannischen Sueven, in Spanien einzudringen und sesshaft zu werden. Ihr Ziel war höher gesteckt als vorübergehender Raub und Plünderung; sie wollten Grund und Boden, sie wollten feste Wohnsitze nach langer Wanderung. Die Sueven und die asdingischen Vandalen siedelten sich im Nordwesten, in den Landschaften Galiziens an; die Alanen nahmen Lusitanien in Besitz, die silingischen Vandalen Andalusien. Tarragona und sein Gebiet blieb den Römern. Der Kaiser hatte die Barbaren nicht hindern können. Er mußte gute Miene 'zu dem bösen Spiel machen und wahrte wenigstens das Gesicht, indem er die unwillkommenen Gäste als „Bundesgenossen“ anzusehen vorgab. Viele Jahre hindurch war es von jetzt an die Aufgabe der römischen Staatskunst, diese verschiedenartigen „Bundesgenossen“ gegeneinander aufzuhetzen und ein Volk einen Stamm gegen den andern auszuspielen. In dieser Diplomatie waren die Römer Meister; den endgültigen Zerfall ihrer Monarchie haben sie durch diese kleinen Künste von Lug und Trug und Doppelzüngigkeit doch nicht aufhalten können.

Im Jahre 415 betreten die Westgoten zum ersten Mal Spanien, das ihnen die nächsten Jahrhunderte gehören sollte. Dieses Volk hatte damals schon lange Jahre der Wanderschaft hinter sich. Alarich hatte sie aus der Balkanhalbinsel nach Italien geführt, und als es ihnen auch dort nicht gelang, Wohnsitze zu erwerben, war Ataulf mit ihnen nach Alarichs frühem Tode nach Gallien gezogen. 415



*Der Palast der westgotischen Könige in Toledo*

*Miniatur aus dem Codex Vigilanus im Escorial*

erschieden sie in Spanien und bekämpften als Bundesgenossen Roms die anderen Barbarenvölker. Nachdem der Gotenkönig Wallia die ganze Halbinsel wieder in römischen Besitz gebracht hatte, zog er mit seinen Scharen nach Gallien zurück, dessen südliche reich angebaute und fruchtbare Landstriche ihm und seinen Volksgenossen lockender erscheinen mochten als Spanien. Er gründete hier ein Reich, dessen Hauptstadt Toulouse wurde und das als solches gerade ein Jahrhundert bestand. Septimanie galt den Westgoten für ein irdisches Paradies, und es gelang den Römern nicht, diese unbequemen Verbündeten auf gütlichem Wege wieder los zu werden. Beide Völker waren aufeinander angewiesen und mußten beisammen bleiben, ob sie wollten oder nicht. Diese Zwangslage machte der Einfall der Hunnen ganz offenbar. Attila war mit den unzählbaren Massen seiner Völker in Gallien eingebrochen und würde mühelos das ganze Land überrannt und zu einer Wüste gemacht haben, wären ihm nicht auf den katalaunischen Feldern bei Troyes, die vereinigten Heere der Römer und der Westgoten, die Aëtius bestimmt hatte sich ihm anzuschließen, entgegengetreten. Es gelang ihnen, dem furchtbaren Hunnenkönig eine vernichtende Niederlage beizubringen, und wenn damals die

spät-römisch-christliche Kultur nicht unterging, sondern durch dieses gewaltige Ringen gerettet wurde, so verdankte die gesittete Menschheit das allein dem germanischen Heldentum der Westgoten.

Inzwischen hatten die Vandalen das südliche Spanien, das sie kaum zwei Jahrzehnte besetzt gehalten haben, wieder verlassen. Im Jahr 429 war Genseric mit seinem Volke, das man auf etwa fünfzig- bis achtzigtausend Seelen schätzt, nach Afrika aufgebrochen und hatte in Karthago ein neues Reich begründet. Sie haben dem Lande, das sie verließen, nichts hinterlassen wie den Namen, wenigstens hat man etymologisch immer Andalusien mit Vandalusia — Vandalenland erklären, wollen. Aber selbst dieses bescheidene Erbe ist mit Grund angefochten worden, da der Name Andalusien erst unter den Mauren gebräuchlich wird und sich mit Hilfe des Arabischen mühelos verstehen läßt. Die Soldaten Tarik's nannten erst nur die ehemalige römische Provinz Baetica und bald die ganze Halbinsel al - Andalus einen Namen, den sie der Stadt entlehnten, bei der sie landeten, dem heutigen Tarifa, damals Traducta genannt, von wo die Vandalen nach Afrika übergesetzt waren. Diesem Ort hatten sie ihren Namen gelassen, und erst die unwissenden Berber dehnten ihn auf das Land aus. Das von den Vandalen aufgegebene Andalusien wurde von Westgoten besetzt und besiedelt, sodaß sich das westgotische Reich, das die Grenzen Septimaniens längst überschritten hatte, zu einer gewissen Zeit von der Loire bis zur Straße von Gibraltar erstreckte. Das war unter der Regierung des König Eurich 466 bis 484. Diesem Herrscher war die glänzendste Machtstellung beschieden, welche das Geschick den Westgoten überhaupt aufgespart hatte; im Abendlande konnte sich kein anderer Fürst mit ihm vergleichen. Während seiner Regierung aber tritt schon ein Moment hervor, das bestimmt war, die innern Verhältnisse des westgotischen Reiches auf lange hinaus in unheilvoller Weise zu beeinflussen: der religiöse Fanatismus. Er wurzelte tief im Charakter des Volkes, leitet man doch den Ausdruck bigott von visigot ab.

Die Westgoten waren dem Christentum durch ihren Bischof Ulfilas gewonnen worden und hatten es, für sie verhängnisvoll genug, in der Form des arianischen Bekenntnisses angenommen. Gallien und Spanien aber waren römisch-katholisch und bekannten sich zu der Auffassung des Athanasius. Das ergab zwischen dem herrschenden und dem beherrschten Volke einen Zwiespalt, der vielleicht überhaupt nicht auszugleichen war, aus dem es jedenfalls den Westgoten nicht beschieden gewesen ist, einen Ausweg zu finden. König Eurich begann mit Verfolgungen aller nicht arianischen Christen, durch die er natürlich nichts anderes erreichte, als sich die überwiegende Mehrzahl seiner Untertanen zu Feinden zu machen. Nun bedurfte es weiter nichts, als daß der rivalisierende Frankenkönig





*Der heilige Johannes von Kuhn*



späteren christliche Kultur nicht unterging, sondern durch dieses gewaltige  
Mass-Elend, das allein dem  
geprägten Bewusstsein der Westvölker.

Inzwischen mieden die Vandalen das südliche Spanien, das sie kaum zwei Jahre lang besetzt gehalten haben, wieder verlassen. Im Jahr 429 war Genserich mit seinen Kriegern aus dem Norden von Afrika nach Süden ziehend, einen Seelen schatz, nach Afrika aufzubrechen und hatte in Karthago ein neues Reich begründet. Sie trübten nicht darüber, das sie vernichten, nichts hinterlassen wie den Namen, wenigstens hat man etwobei sich immer Andalusien mit Vandalusia — Vandalenland erklären wollen. Aber selbst dieses bescheidene Erbe ist mit Grund angefochten worden, da der Name Andalusien erst unter den Mauren gebräuchlich wird und sich mit Hilfe des Arabischen mühelos verstehen läßt. Die Soldaten Tarik's räumten erst nach der Eroberung von Cordoba die Andalusier als Heiden ab. Andalusien ist also nicht der Ort, wo die Vandalen sich niederließen, die sie von Karthago zum heutigen Tage zurückführten. Die Vandalen waren Chandalen, nicht Afranger, wie man zu sein pflegt. Diesen Ort hatten sie ihren Namen gelassen, und erst die unwissenden Araber dehnten ihn auf das Land aus. Das von den Vandalen aufgezogene Reich umfaßte die Halbinsel von der Pyrenäen bis zum Golf von Genua, von der Loire bis zur Straße von Gibraltar erstreckte. Das war unter der Regierung des König Eurich 406 bis 484. Dessen Herrscher war die glänzende Monarchie der Vandalen, die die Vandalen nach dem Vorbild der Westgoten aufgezogen hatte, im Abendlande konnte sich kein anderer Fürst mit ihm vergleichen. Während seiner Regierung aber tritt schon ein Moment hervor, das bestimmt war, die Vandalen zu vernichten. Der westgotische Kaiser Theoderich, der sich in unzähliger Weise zu beeinflussen: der religiöse Fanatismus. Er wurzelte tief im Charakter des Volkes, leitete man doch den Ausdruck bigott von visigot ab.

gewonnen worden und hatten es für sie verhängnisvoll genug, in der Form des arabischen Bekenntnisses angenommen. Gallien und Spanien aber waren römisch-katholisch und bekanteten sich zu der Auffassung des Athanasius. Das ergab zwischen dem herrschenden und dem beherrschten Volke einen Zwiespalt, der nicht beschwichtigt werden konnte und so, wie es ebenfalls der Westgoten nicht beschieden gewesen ist, einen Ausweg zu finden. König Eurich begann mit dem Versuch, die beiden Parteien zu versöhnen, aber machte nichts anderes, als die einen gegen die andern aufzubringen, indem er die Unertlenen zu Feinden zu machen. Nun bedurfte es weiter nichts, als daß der rivalisierende Frankenkönig



*Der heilige Infantus von Praha*





### *Die Kirchen S. Maria und S. Pedro in Toledo*

*Miniatur aus dem Codex Vigilanus im Escorial*

sich zum römischen Glauben bekannte, was Chlodovech in der Tat ausführte, um damit dem politischen Gegner die Sympathien aller von den arianischen Westgoten beherrschten katholischen Christen zu gewinnen. Dieser überaus folgenreiche Schritt des Frankenherrschers lockerte die Bande zwischen den arianischen Herren und ihren römisch-katholischen Untertanen. Er stellte die Treue der letzteren in Frage und lehrte sie, in den Franken Gesinnungsgenossen zu erblicken. Als die Rivalität der fränkischen und westgotischen Könige schließlich zum Kriege führte, war der Endsieg für den Franken schon von vornherein sicher, denn die Untertanen seines Gegners betrachteten ihn als Befreier und liehen seinen Bemühungen jede Unterstützung, zu der sie fähig waren. Auf den voeladischen Feldern bei Poitiers kam es im Jahre 507 zur Entscheidung. Sie fiel gegen die Westgoten aus, Chlodovech nahm ihnen den größten Teil Galliens samt der Hauptstadt Toulouse.

Von nun an lag der Schwerpunkt des Westgotenreiches auf spanischem Boden. Zwar versuchte man anfangs noch an Narbonne als Hauptstadt festzuhalten, König Amalarich aber verlegte schon den Sitz der Regierung nach Barcelona. Dann siedelte sie nach Sevilla über, und Leovigild endlich erhob Toledo zur Residenz, was es bis zum Sturze der Monarchie geblieben ist.

Man darf sich das westgotische Spanien nicht ohne weiteres als eine geschlossene politische Einheit vorstellen, daran fehlte es weit. Einmal hielten die Byzantiner Ostrogoths die besten Häfen der Küste besetzt, und dann behaupteten die Sueben den äußersten Nordwesten der Halbinsel noch lange als ein selbständiges Königreich. Erst nachdem die letzten Herrscher dieses Volksstammes geschoren und ins Kloster gesteckt worden waren, ging das kleine Suebenreich im westgotischen völlig auf, und erst dem König Svinthila war es, etwa achtzig Jahre vor dem Untergang der Westgoten, beschieden, ganz Spanien unter seinem Zepter zu vereinen.



Nicht nur die geographische Abrundung des spanischen Reiches ließ geraume Zeit zu wünschen übrig, zu einer inneren Einheit ist es nie gelangt. Dazu haben mancherlei Faktoren beigetragen. Das westgotische Element saß nur als eine verhältnismäßig sehr dünne Herrschicht über der eingeborenen Bevölkerung. Man schätzte unter Kaiser Trajan die Gesamtbevölkerung der Pyrenäenhalbinsel auf etwa sieben Millionen und nimmt an, daß Athaulf nicht mehr als zusammen etwa 300 000 Köpfe hinter sich hatte, als er die Westgoten aus Italien nach Gallien führte. Eine solche Zahl würde auf nicht mehr als etwa 30 000 wehrhafte Männer schließen lassen, die also allein als Machthaber in Betracht kämen. Sie haben den Grundbesitz, den sie vorfanden, derart geteilt, daß sie ein Drittel dem Vorbesitzer ließen, zwei Drittel dagegen für sich in Anspruch nahmen. Wenn die Goten schon wegen dieser Beraubung der Eingeborenen mit wenig freundlichen Blicken werden betrachtet worden sein, so hatten sie vollends auf keine Sympathie zu rechnen, weil Sitten und Gewohnheiten wie Glaube sie von den Romanen Spaniens entfernten. Gewiß waren die Westgoten gebildeter als Alanen und Vandalen, die vor und mit ihnen den spanischen Boden inne hatten. Als das begabteste der germanischen Völker hatten sie auf ihrer langen Wanderung durch Griechenland, Italien und Gallien bereits die römische Kultur auf sich wirken lassen, ihren neuen Untertanen aber blieben sie trotz alledem Barbaren. Ungern und widerwillig ertrugen die Spanier ihre Herrschaft, immer haben sie mit Byzanz geliebäugelt und die Westgoten gehaßt und verachtet. Sie haben aus dieser Gesinnung nicht einmal ein Geheimnis gemacht; Sidonius Apollinaris spricht sich sehr offen darüber aus, wie stark er den Verkehr seiner Volksgenossen mit den Fremden mißbilligt. Ein Abgrund öffnete sich zwischen den Völkern, der um so weniger überbrückt werden konnte, als auch in Spanien wie in Gallien die Beherrschten sich zur römisch-katholischen Religion bekannten, während die Herren der arianischen Kirche anhingen. Der dogmatische Unterschied zwischen beiden beruhte auf einer theologischen Spitzfindigkeit. Arius betrachtete Jesus nur als dem Vater ähnlich, ihm aber nicht als wesensgleich, nur als den Mittler zwischen Gott und Mensch, während Athanasius den Heiland mit dem Vater als völlig wesensgleich ansah. Das Konzil zu Nicäa hatte im Jahre 325 die Lehre des Arius als ketzerisch verworfen, seither betrachtete die römische Kirche seine Anhänger als Verdamnte. Wie weit Arianer und Athanasianer sich immer dieser feinen Distinktionen bewußt blieben, sei dahingestellt, wahrscheinlich war es damals wie heute auch: ein Schlagwort genügte für den wechselseitigen Haß. Es genügte umsomehr, als das Gefühl des Hasses nicht nur den Andersgläubigen traf, sondern auch den Angehörigen einer anderen Rasse, eines anderen Volkes und eines anderen Standes.



*Puente S. Martin in Toledo*

*Lithographie aus España artística y monumental, Paris 1842*

Dieser krankhafte Zustand ist nicht geheilt worden, so lange das Westgotenreich in Spanien bestand, die Verfassung des Staates ließ es nicht zu. Seit König Amalarich, ein Enkel Theodorichs des Großen, im Jahre 531 gestorben war, war die westgotische Monarchie ein Wahlreich und wies alle Schattenseiten eines solchen in geradezu potenziierter Form auf. Das Königtum erlag seinen unbotmäßigen Junkern. Der altgermanische Schwertadel hat den Einfluß eines mächtigen Genossen nie gern und nie lange ertragen, gehorchen können und sich unterordnen war seine Sache nicht. Herrschsüchtig und hochmütig, habgierig und ehrgeizig sah er voll Eifersucht auf den König, und er hat alles getan, um ihn in der Ausübung seiner Rechte zu beschränken. Seit die Wahl jedem der großen Herren die Möglichkeit bot, zum Throne zu gelangen, haben die Intrigen und Verschwörungen gegen den Regierenden nicht mehr aufgehört, eine Empörung folgte der anderen. Unbedenklich riefen die Unzufriedenen den Landesfeind gegen den eigenen Monarchen zu Hilfe, Athanagild gelangte mit Hilfe der Byzantiner zum Besitz der Krone, Hermenegild verbündete sich mit allen Gegnern seines

Vaters, um ihn vom Thron zu stürzen. Meist aber wurden diese Umwege vermieden, indem man sich damit begnügte, die Könige kurzerhand zu ermorden. „Die Westgoten,“ schreibt Gregor von Tours, „hatten die abscheuliche Angewohnung, ihre Herrscher umzubringen.“ Mit Gift, Dolch oder Schwert; von den meisten westgotischen Königen, sagt Felix Dahn, weiß man außer ihren Namen nur die Art ihrer Ermordung. So folgte in kurzen zweihundert Jahren ein König dem anderen, und nur einigen von ihnen ist es gelungen und immer nur vorübergehend, mit dem rebellischen Adel fertig zu werden.

Chindaswinth hat es damit am ernstlichsten gemeint und die größte Energie entfaltet. Er kam 640 auf den Thron, schon 79 Jahre alt. Frediger schildert in sehr charakteristischen Worten die Art und Weise seines Vorgehens. „Der König,“ schreibt er, „hatte die böse Sitte (eigentlich sagt er *morbus*! der Goten in Entthronung ihrer Könige erkannt, war er doch selbst oft Teilnehmer solcher Pläne gewesen. Daher kannte er genau die trotzigsten Geschlechter, von denen ihm Gefahr drohte, und sicher wußte er sie zu treffen. Da ließ er denn alle, welche sich früher an der Vertreibung der Könige beteiligt hatten oder im Verdacht der Empörung standen, mit dem Schwert ausrotten oder verbannen. Zweihundert der Vornehmsten, fünfhundert der Geringeren soll er auf diese Weise getötet haben. Ihre Frauen und Töchter und ihr Vermögen wurden den Anhängern des Königs zugeteilt. Da flohen viele, die ähnliche Strafe fürchteten, aus Spanien zu den Franken oder nach Afrika und riefen dort um Hilfe und trachteten von da aus, mit den Waffen zurückzukehren und Rache zu üben. Der König ließ nicht nach, bis er durch diese Strenge im ganzen Reich den Geist der Empörung gebrochen hatte. Die Goten waren von ihm gebändigt und wagten nicht mehr, sich gegen ihn aufzulehnen, wie sie sonst pflegten. Dieses Volk ist nämlich störrisch, wenn es nicht ein starkes Joch auf dem Nacken fühlt.“ Jedenfalls war der Erfolg, den er erzielte, nicht von Dauer, 'gleich der tüchtigste seiner Nachfolger, König Wamba, ist kaum dreißig Jahre später wieder einer Palastrevolution zum Opfer gefallen. Erst hatte man ihn, der auch schon ein Greis war, gezwungen, die Krone, die er zurückwies, gegen seinen Willen anzunehmen, als er die Regierung aber dann mit großer Kraft führte, wurde er dem Adel unbequem. Einer seiner Höflinge brachte ihm einen Schlaftrunk von sehr nachhaltiger Wirkung bei. Während seiner Betäubung wurde dem Könige das Haar geschoren, man legte ihm eine Mönchskutte an, und als er wieder die Besinnung erlangte, hieß es, er sei Mönch und müsse in ein Kloster gehen.

Das Junkertum, das in selbststüchtiger Verblendung keine Macht im Staate dulden wollte, die der seinen überlegen gewesen wäre, schwächte nicht nur das





*Puente de Alcantara in Toledo*

*Lithographie aus España artistica y monumental, Paris 1842*

Königtum, sondern auch den Staat. Dem Adel war es nur darum zu tun, seinen Besitz zu mehren; in einer ganz staunenswerten Kurzsichtigkeit legte er nicht einmal Wert darauf, die Regierung in die Hand zu bekommen. Auf diese Weise wurde der Schade, den er der Krone zufügte, nicht einmal sein eigener Nutzen. Das Szepter, das die Könige nicht führen sollten, das die Aristokratie nicht führen wollte, kam an einen dritten, der es zu schätzen und zu führen verstand, an die Geistlichkeit.

Die Westgoten waren Arianer und standen als solche schon rein zahlenmäßig ihren Untertanen in einer verschwindenden Minderheit gegenüber. Einige ihrer Könige wie Eurich und Leovigild haben die Christen des athanasianischen Bekenntnisses verfolgt und zu unterdrücken gesucht, andere wie Athanagild suchten einen vermittelnden Standpunkt einzunehmen; aber wie die katholische Kirche durch Verfolgungen an innerer Kraft nur gewinnt, so lehnt sie auch ein Paktieren mit dem Gegner ab. An eine Versöhnung oder einen Ausgleich der Gegensätze war nicht zu denken, es konnte sich nur um Unterwerfung des einen Teils unter den andern handeln, und der unterliegende Teil war in diesem Fall die arianische



Kirche. Da die Siegerin in diesem Kampf alles an Schriften und Denkmalen vernichtete, was ihre Gegnerin irgendwie anging, so wissen wir von der Verfassung und dem Regiment der arianischen Kirche in der Tat so gut wie nichts; aber es ist doch bezeichnend, daß sie, die Jahrzehnte hindurch von den Königen in jeder Weise begünstigt wurde, keinen Boden im Volke gewann, während die katholische in dieser Zeit mindestens keinen verlor. Es braucht nicht alles wahr zu sein, was die katholischen Schriftsteller von den Verfolgungen berichten, die ihre Kirche zu erleiden hatte; gewiß ist doch, daß sie höchstens geduldet war. Aber die wundervolle Geschlossenheit ihres dogmatischen Systems und die glänzende hierarchische Organisation gaben ihr der Rivalin gegenüber eine solche Ueberlegenheit, daß die arianische Kirche, die seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts überhaupt nur in Spanien noch bestand, ihr nicht gewachsen war. Bis zum Tode des Königs Leovigild bestanden die arianische und die römisch-katholische Kirche mehr oder weniger gleichberechtigt nebeneinander, von diesem Augenblick an scheidet die arianische aus. Schon Leovigilds ältester Sohn Hermenegild hatte sich dem römischen Bekenntnis zugewendet, vielleicht aus staatspolitischen Erwägungen, vielleicht nur aus einer Schwäche des Gemüts. Seine Gattin Ingunthis, eine fränkische Prinzessin aus dem Hause der Merowinger, soll ihn für ihren Glauben gewonnen haben. Er wurde katholisch und empörte sich gegen seinen Vater, unterlag aber und büßte den Hochverrat mit seinem Leben. Er wurde im Jahre 585 in Tarragona enthauptet. Die katholische Kirche hat den üblen Sohn und guten Christen unter ihre Heiligen aufgenommen und sieht den Verräter als Blutzeugen für den wahren Glauben an. Hatte Leovigild den konfessionellen Gegensatz zwischen Westgoten und Romanen noch besonders scharf betont, möglicherweise aus einem besonders leidenschaftlich entwickelten Religionstrieb heraus, möglicherweise nur, weil er die Notwendigkeit erkannte, das Westgotentum seelisch stärken zu müssen, so hat sich sein Sohn und Nachfolger Rekkared nicht länger der Einsicht verschlossen, daß die katholische Kirche die überlegene sei. Ueberlegen, vielleicht nur numerisch, was dem König aber, der in dem hohen katholischen Klerus einen Bundesgenossen gegen seinen Adel suchte, indes genügen mochte. Auf alle Fälle bekannte er sich selbst zur katholischen Kirche und tat nun unter dem Einfluß des Erzbischofs Leander von Sevilla alles, um sein Volk ebenfalls dem athanasianischen Bekenntnis zuzuführen. Eine Disputation zwischen Geistlichen beider Kirchen, die in Toledo veranstaltet wurde, hatte natürlich den gewünschten Erfolg. Die römisch-katholischen behielten das letzte Wort, die arianischen Kirchen wurden geschlossen, die arianischen Bücher verbrannt, und die Basis des Friedens und der Verträglichkeit war hergestellt. Mit reichen Geschenken

begleitete Rekkared die Nachricht, die er dem Papste über seine Bekehrung zukommen ließ, aber er empfing von Gregor dem Großen, der damals den Stuhl Petri zierte, auch Gegengaben, gegen die der irdische Mammon allerdings federleicht wog. Ein Splitter vom Kreuze Christi, einige Haare Johannes des Täufers und ein Stück von der Kette des Apostel Petrus waren wohl dazu angetan, den König in der Ueberzeugung von der alleinigen Rechtmäßigkeit seines neuen Bekenntnisses zu stärken.

Der Uebertritt des Königs, der als Schritt zur Anbahnung friedlicher Verhältnisse zwischen Westgoten und Romanen gedacht war, wurde dem Staate zum Verhängnis. In dem Augenblick, in dem die Gleichberechtigung der Bekenntnisse ausgeschaltet war, erhielt das eine, das blieb, ein Uebergewicht, das ihre Führer sofort politisch auszunutzen verstanden. Die Aristokratie begnügte sich damit, die Macht des Königs möglichst zu beschränken, ohne doch selbst regieren zu wollen; der katholische Klerus aber hatte nicht sobald die Alleinberechtigung seiner Kirche durchgesetzt, als er auch schon mit beiden Händen die Zügel der Regierung ergriff und sie nicht eher losließ, als bis er nichts mehr zu regieren hatte. Im Jahre 589 fand in Toledo ein Konzil der spanischen Kirche statt, das der Ausgangspunkt einer Entwicklung wurde, welche die völlige Unterwerfung des Staates unter die Kirche nicht nur in geistlichen, sondern auch in allen weltlichen Dingen erreichte. Die theokratischen Grundsätze des Heil. Augustinus, der den bürgerlichen Staat nur als ein Mittel der Kirche ansieht und seine Gesetze nur insoweit als gültig und verbindlich betrachtet, wie es der Kirche gut scheint, sind von dem katholischen Klerus der Westgoten verwirklicht worden. Die katholische hohe Geistlichkeit gab im Staatsleben den Ausschlag, und zwar ohne Rücksicht darauf, daß sie, die fast ausnahmslos aus den Eingeborenen hervorgegangen war, im Grunde den gotischen Herren gegenüber minderen Rechtes war. Auf den Konzilen standen sich Klerus und Laien im Verhältnis von etwa 5:1 gegenüber, aber trotz der auffallenden Minderzahl des weltlichen Elementes haben diese Versammlungen der Geistlichkeit alle Fragen geregelt, die die Regierung betrafen und in alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens tief eingegriffen. Die spanisch-katholische Kirche hat in den letzten 120 Jahren der westgotischen Monarchie eine Machtfülle erreicht, wie niemals später. Sie gliederte sich am Ende des siebenten Jahrhunderts in achtzig Bistümer, die dem Erzbischof von Toledo unterstanden. Sie besaß ungeheure Reichtümer, denn wir wissen, daß selbst „sehr arme“ Kirchen noch zehn Sklaven besaßen. Rom gegenüber hat sie eine stolze Unabhängigkeit behauptet, fast möchte man sagen eine anmaßende, denn sie hat das, was sie als Eingriffe des Papstes ansah, in einer Form abgewehrt,

die an Deutlichkeit der Sprache nichts zu wünschen übrig ließ. Die bescheidenen Vorstellungen des Papstes Benedikt beantwortet Bischof Julian von Toledo ganz unumwunden dahin, der Papst solle sich schämen, die Wahrheit nicht zu kennen, er scheine die Briefe des Bischofs nur ganz nachlässig und oberflächlich gelesen zu haben.

Diesen Ton, den sie nach außen behaupteten, durften sie erst recht im Innern beibehalten, denn es gab im Staatsleben keine Autorität, die der ihrigen überlegen gewesen wäre. Sie haben die Könige, deren Wahl in ihre Hand gelegt war, schließlich zu bloßen Puppen erniedrigt und diesen unglücklichen Monarchen nicht einmal den Schatten äußerer Würde gelassen. Die Könige waren nichts als Werkzeuge in der Hand der Bischöfe, denn eine Verweigerung des Gehorsams wäre gleichbedeutend mit ihrem Sturz gewesen; haben sie es doch gut gefunden, den Herrschern sogar das Begnadigungsrecht zu entziehen. Erschien der König in den Sitzungen der Konzile, so „warf er sich demütig vor den Priestern Gottes zu Boden“, übergab kniend eine Niederschrift seiner Thronrede und zog sich zurück, nachdem ihm von der Versammlung die gewissenhafte Beobachtung seiner Pflichten eingeschärft worden war. Den Königsmord haben die Bischöfe nicht gehindert, er gehörte zu den Mitteln ihrer Allmacht; aber sie haben sich anheischig gemacht, die Mitglieder der königlichen Familie unter ihren Schutz zu nehmen, im Fall ein König getötet oder abgesetzt wurde. Und dabei waren diese armen Schattenkönige in der Hauptkirche Toledos mit einem Prunk und unter Entfaltung eines Zeremoniells gekrönt und gesalbt worden, das dem des byzantinischen Hofes nachgeahmt war und an Großspurigkeit hinter dem der oströmischen Kaiser keineswegs zurückblieb.

Leovigild hatte Spanien in Provinzen eingeteilt: Tarragona, Cartagena, Sevilla, Braga, Merida, Cordova, an deren Spitze er Herzöge stellte. Aber diese obersten Verwaltungsbeamten, deren Vertreter dem gotischen Herrenstande angehörten, hatten weniger zu sagen als der Bischof, der den Eingeborenen entstammte. Die Staatskonzile hatten ihm das Recht eingeräumt, alle Beamten in ihrer Tätigkeit überwachen zu dürfen; dem Bischof war es sogar gestattet, sich in die Rechtspflege einzumischen. Er konnte Urteile, die ihm nicht gefielen, umstoßen, andere verlangen oder selbst fällen, wenn ihm das besser schien. Gegen den Willen der Geistlichkeit war es unmöglich, im Staate etwas durchsetzen zu wollen, sie stand hoch über dem Thron. Die Gesetze haben das deutlich zum Ausdruck gebracht, das Recht, das für Geistliche und Laien galt, konnte nicht gut verschiedener sein. Wo den Laien z. B. für ein Vergehen die Todesstrafe traf, kam der Geistliche mit einer dreijährigen gelinden Haft in einem Kloster davon. Der Klerus warf sich





*Toledo mit einem Teil der Stadtmauer vom Tajo aus*

*Oben rechts die Kirche S. Juan de los Reyes, unten das Baño de la Cava*

gewissermaßen zum Rächer der eingeborenen Bevölkerung an ihren Eroberern auf; er hat das Herrentum der Westgoten im Kern zu treffen verstanden. Die Staatskonzile sanktionierten etwas für die Begriffe deutscher Männer Unerhörtes, sie führten die Prügelstrafe ein, nicht nur für die Unfreien, sondern auch für Freie. Selbst die vornehmsten Goten waren der Entwürdigung ausgesetzt, wie irgend ein Sklave öffentlich mit Hieben abgestraft zu werden.

Die Habsucht der Kirche vollendete, was an dem Selbstgefühl eines ursprünglich freien Volkes durch derartige Gesetze etwa noch nicht zertrümmert war. Der Klerus zog den Grundbesitz in solchem Maße an sich, daß die kleinen Gemeinfreien sich nicht länger halten konnten, sie sanken zu Knechten herab, und damit ging dem Staat der gute Mittelstand verloren. Neben der Kirche standen, als die westgotische Monarchie zu Falle kam, nur noch einige wenige Laien als Großgrundbesitzer; die überwiegende Masse des Volkes bestand aus Hörigen oder Sklaven, denen ein Staatsbewußtsein völlig fehlte, konnte es ihnen doch gleich sein, für wen sie zu arbeiten und den Acker zu bestellen hatten. Dieser Zustand untergrub den Boden des Staates, der zugrunde gehen mußte, sobald der erste äußere Anstoß dazu erfolgte.

So sehr es den Goten darum zu tun war, unter dem fremden Volk ihre eigene Nationalität zu wahren, so wenig haben sie sich doch auf die Länge der



Zeit den Einflüssen ihrer Umgebung entziehen können. Sie wurden romanisiert, ob sie es wollten oder nicht. Es ist schon gesagt worden, daß die Westgoten zu lange unter lateinischen Völkerschaften gelebt hatten, um nicht Keime ihrer Gesittung aufzunehmen. Dazu kam, daß sie in der Frühzeit ihrer Entwicklung in den Römern, mit denen sie in Berührung kamen, Freunde und Beschützer sahen und von ihrer Kultur einen bestechenden Eindruck empfingen. So haben sie schon früh die Einwirkung griechischer und römischer Sitten und Gewohnheiten verspürt. Als Ataulf im Jahre 414 die Kaisertochter Galla Placidia ehelichte, wurde die Heirat nach römischem Gebrauche vollzogen, nicht nach germanischem, und die Hochzeit auf römische Art und Weise ausgerichtet. Das hat die Goten natürlich nicht daran gehindert, in Spanien gesetzliche Schranken zwischen sich und dem eroberten Volk und Land aufzurichten. So waren Ehen zwischen Westgoten und Romanen verboten und blieben es bis kurz vor dem Untergang des Reiches, beide Völker wurden nach ihrem eigenen Recht gerichtet. Das erste Gesetzbuch der Westgoten hatte König Eurich herstellen lassen, in Spanien ließ dann König Alarich von seinem Kanzler Anianus eine Gesetzsammlung zusammenstellen, das sogenannte *Breviarium Alaricianum*, das den Lateinern schon starke Zugeständnisse machte. Es blieb länger als 150 Jahre in Gültigkeit, bis Chindaswinth ein neues Gesetzbuch einführte, das nicht für einen Volksteil, sondern für beide maßgebend sein sollte. Seit Rekkared den Klerus zum ausschlaggebenden Faktor in allen inneren Angelegenheiten des Staates gemacht hatte, wurde der römische Standpunkt in allen Rechtsfragen maßgebend. Die Geistlichkeit war romanischer Nationalität und baute ganz folgerichtig ihre Gesetzgebung auf dem römischen Recht auf. Daher drangen soviele Grundsätze des römischen Rechts in die Praxis der Verwaltung und der Justiz ein, daß die Gesetze, als sie unter Chindaswinth kodifiziert wurden, einen mehr römischen als westgotischen Charakter trugen. Es geschah der romanischen Bevölkerung kein Unrecht, als man sie unter das neue Landrecht stellte. Seit das *Fuero Juzgo* in Kraft getreten war, durften die Gesetze des römischen Rechts nicht mehr angewendet werden. Die Geistlichkeit hatte dafür gesorgt, daß von einer Gleichheit vor dem Gesetz für Klerus und Laien in diesem Gesetzbuch keine Rede war. Die Geistlichen genossen eine Ausnahmestellung. Nicht so der Monarch. Dem König wurde die Anerkennung durch seine Untertanen nur unter der Voraussetzung zugestanden, daß er verpflichtet sei, Recht zu tun, wenn er nicht Recht tun sollte, wird er nicht König oder hört auf, es in rechtsverbindlicher Form zu sein. Dieser Grundsatz, der in allen spanischen Reichen bis auf Philipp II. galt, machte im Grunde jede Auflehnung gegen den König rechtsgültig, denn über die Frage, was im Staatsleben Recht



### *Goldmünzen der Könige*

1. Leovigild — 2. Sisibul — 3. Receswinthus

oder Unrecht sei, können Herren und Untertanen wohl oft genug sehr verschiedener Ansicht sein. Jedenfalls hat das Gesetzbuch Chindaswinths keine Rechtssicherheit geschaffen; gegen die Gewalt der weltlichen und der geistlichen Aristokratie gab es für das Volk keinen Schutz. Gegen die Könige, die es unternahmen, die kleinen Gemeinfreien in ihrem Recht und in ihrem Besitz zu schützen, standen Klerus und Adel wie ein Mann zusammen, mochten sie auch sonst gegeneinander wirken. Das Fuero Juzgo schützte Familienleben und Besitz, deren Verletzung mit schweren Strafen geahndet wurde. Skalpierung, Abhauen der Hand, Abschneiden von Nase und Ohren waren verhältnismäßig die leichteren Strafen, Folter und Tod drohten jeder Missetat.

Die allmähliche Romanisierung beschränkte sich keineswegs auf das Recht, sie machte sich in allen Angelegenheiten der Kultur geltend. Schon die Sprache der Goten konnte sich gegen die soviel gebildete Sprache der Untertanen nicht behaupten, sie wurde vom Latein verdrängt. Ihr letztes Bollwerk ging verloren, als die arianische Kirche, die sich des Gotischen bedient hatte, ihrer römischen Gegnerin unterlag. Zwar drangen gotische Ausdrücke seit dem fünften Jahrhundert in die Schriftsprache ein, das Latein der Chroniken verrät es nur zu deutlich, aber da die Sprache des Unterrichts ausschließlich lateinisch war, so wurde das Gotische völlig in den Hintergrund gedrängt. Es ging an dem Mangel an Bildung des Volkes zugrunde, die vornehmen Goten konnten zur Zeit des Königs Receswinthus noch nicht einmal schreiben. Gotische Personennamen haben sich bis in das späte Mittelalter erhalten, sie sind ja heute noch nachzuweisen, aber es ist doch sehr bezeichnend, daß es aus der Zeit des westgotischen Reiches gar keine gotischen Ortsnamen gibt und das, trotzdem es an neugegründeten Städten keineswegs gefehlt hat. Das moderne Kastilianisch hat dem Sprachschatz des Gotischen nur einen Bruchteil entlehnt, nicht viel über 300, höchstens 400 Worte. Sie gehören fast ohne Ausnahme in den Bereich des Heldentums (also Bezeichnungen von Waffen, oder des Rechts- und Lehenswesens, zeigen also, nach welcher Seite hin der Einfluß der Westgoten sich in erster Linie geltend gemacht hatte.

In der Schrift behauptete sich die gotische Majuskel, die der longobardischen ähnelt, noch über das achte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hinaus.

Wie hätten die Westgoten sich auch gegen den Einfluß der römischen Kultur wehren können, drang er doch von allen Seiten auf sie ein. Der Zusehnitt des römischen Lebens dauerte fort und ist durch die gotische Einwanderung nicht sehr wesentlich unterbrochen worden. Das ganze römische Städtewesen mit seiner Munizipal-Verfassung, seinem Senat und seiner Curie wurde gar nicht angetastet, die Städte behielten sogar die Gerichtsbarkeit bei. Auf den römischen Straßen gingen und fuhren römische Posten, und man hat die Beweise dafür, daß der Handel auch in den Epochen dauernder Kämpfe nicht aufhörte. Die wesentlichste Aenderung der westgotischen Eroberung war das Zerschlagen der großen Latifundien römischer Zeit; aber dieser Wechsel war nicht von Dauer, denn es währte nicht lange, so entstand an Stelle des zerstörten ein neuer Großgrundbesitz, und er besaß selbstverständlich die Eigenschaft, die ihn überall charakterisiert, er saugte automatisch den Grundbesitz der Kleinen auf. Da die Bodenkultur mit Ackerbau und Viehzucht die Hauptquelle des nationalen Wohlstandes bildete, so waren die Großgrundbesitzer, nicht nur die reichsten, sondern auch die mächtigsten Leute. Auf den weiten Gebieten, die ihnen gehörten, waren sie vollkommen selbständig, sie durften sich mit Recht Könige im Kleinen dünken, und es war ja diese Selbstherrlichkeit, die sie dem Königtum und mittelbar dem Staat so gefährlich werden ließ. Sie mißbrauchten ihren Einfluß und ihre Macht, um die Gemeinfreien, die nur einen Grundbesitz von geringem Umfang ihr eigen nannten, in eine Abhängigkeit hinunter zu drücken, die sie allmählich zu Hörigen werden ließ. In diesem Bestreben wetteiferten sie mit der Kirche, die ihren Besitz ebenfalls ständig zum Schaden des Mittelstandes vermehrte. Gegen diese Bestrebungen von Adel und Klerus gab es keine Rettung, und sie waren es, die den Boden aushöhlten, auf dem das Westgotenreich gegründet war. Das Verhältnis von Herren und Untertanen verschob sich in sehr eigentümlicher Weise dadurch; denn den ersteren ging in ihrer Mehrzahl das Nationalgefühl einer besonderen Herrenkaste verloren. Anfänglich waren nur die Romanen unfrei gewesen, allmählich aber sanken auch die vermögenslosen Goten in den Stand der Knechte herab, und die dünne Herrschicht, die sich über dem eroberten Lande erhob, verlor immer mehr die Kraft der Selbstbehauptung. Die Unfreien wurden nicht als Menschen angesehen, sondern als Sachen, sie durften wie irgend eine Ware veräußert werden; es war nur untersagt, sie in das Ausland zu verkaufen. Die verhängnisvollste Folge dieser Verschiebung der sozialen Verhältnisse war der Verfall der Wehrkraft des Landes. Jeder waffenfähige freie Mann war zum Heeresdienst verpflichtet, die Abnahme der freien Bevölkerung





*Eine Seite aus dem Codex Vigilanus im Escorial*

Geschrieben von dem Mönche Vigila 883 für das Kloster S. Martin in Albelda bei Logroño. Oben die Bildnisse dreier Könige der Westgoten. Aus dem Museo Español de Antigüedades



und das Anschwellen der Latifundien bedrohte also direkt den Staat. Dieser Zustand machte sich schon in der Mitte des siebenten Jahrhunderts in einem Grade fühlbar, der den Königen, die Einsicht und Willen genug besaßen, um nach Abhilfe zu trachten, Gegenmaßregeln diktierte. Chindaswinth versuchte den Einfluß der Geistlichkeit auszuschalten, um das gotische Element zu stärken, und Wamba hatte man nicht sobald die Krone aufgezwungen, als er daran ging, die Wehrverfassung zu reformieren. In seiner Zeit, also in den Jahren 672 bis 680, war die freie Bevölkerung schon so zusammengeschmolzen, daß der König sich genötigt sah, Unfreie in den Heerbann aufzunehmen, ein durchaus ungermanischer Zug. Er mußte die Dienstpflicht sogar auf die Geistlichkeit ausdehnen und sah sich einer solchen Unlust gegenüber, daß er jeden, der sich dem Heeresdienst entziehen würde, mit öffentlicher Ehrlosigkeit brandmarkte. Diese Verordnung schoß weit über das Ziel hinaus; sie konnte nicht aufrecht erhalten werden, denn der größere Teil des Volkes wäre ihr anheimgefallen. Der Reformeifer Wambas machte ihn Adel und Klerus unbequem, er wurde in der schon erzählten Art und Weise gestürzt, und von nun an eilte der westgotische Staat seinem Untergang mit Riesenschritten entgegen.

Die herrschsüchtige Geistlichkeit, die an der Zermürbung der inneren Zustände schuld war, hat dem sinkenden Reich den letzten Stoß gegeben und den äußeren Feind, der den Zusammenbruch herbeiführte, sozusagen selbst gerufen. Das tat sie durch ihr Verhalten gegen die Juden. Im Verhältnis zum Ackerbau war der Gewerbebetrieb nur schwach entwickelt, der einst so blühende Bergbau scheint unter den Westgoten völlig zum Erliegen gekommen zu sein, der Handel war in den Händen der Juden und mit ihm der Geldverkehr. Anfangs waren die Beziehungen der Juden und der Christen keineswegs feindlich, die Animosität gegen das auserwählte Volk macht sich erst im Beginn des siebenten Jahrhunderts geltend, um allerdings rasch derartige Formen anzunehmen, daß die unmäßig gequälte Nation zur Verzweiflung getrieben werden mußte. Die Intoleranz der römisch-katholischen Geistlichkeit und die Mißgunst, die den Juden ihre Reichtümer neidete, reichten sich die Hand, um unter dem Deckmantel der Religion die unbarmherzigsten Verfolgungen der Andersgläubigen zu beginnen. Unter König Sisibut, der von 612 bis 620 regierte, begannen die scharfen Maßnahmen ihr Werk. Die Juden sollten mit Gewalt zum Uebertritt gezwungen werden, wer sich nicht gutwillig dazu verstehen wollte, dem drohte die ganze Schwere des Gesetzes mit den strengsten Strafen: Skalpierung, Konfiskation des Eigentums oder Verkauf als Sklave. Neunzigtausend sollen dem Zwang gewichen sein und sich haben taufen lassen, hunderttausend flohen. Gesetze von übertriebener Strenge pflegen ihren Zweck zu



*Aus dem Schatz von Guarrazar*

*In der Mitte die Vollkrona des Königs Receswinthus. Musée Cluny in Paris*

verfehlen. Die Juden wußten, wie sie ihren Verfolgern beikommen konnten, sie haben die Könige, die Beamten und die Geistlichen bestochen und sich die Duldung erkaufte. Der bitterste Feind erwuchs ihnen schließlich aus ihren eigenen Reihen in der Person des Erzbischofs Julian von Toledo, der ein getaufter Jude war und als Konvertit seine früheren Glaubensgenossen mit ganz besonderem Hasse belegte. Er begnügte sich nicht damit, polemisch gegen das jüdische Bekenntnis zu schreiben, als Oberhirte der spanischen Kirche war er ja zugleich der allmächtige Regent des Staates, gegen dessen Wünsche die Könige nichts einwenden durften. Er beschloß, die Juden auf spanischem Boden zu vertilgen, und demgemäß faßte das siebzehnte Konzil, das im Jahre 694 in Toledo abgehalten wurde, seine Gesetze. Hätten sich diese Beschlüsse verwirklichen lassen, so wären die spanischen Juden allerdings ausgerottet worden. Vor allem sollte die Taufe mit Gewalt durchgesetzt werden; wer sich nicht bereit finden ließ, sollte durch Prügel gefügig gemacht werden. Den jüdischen Schriftgelehrten wurde es untersagt, ihre Lehren zu verteidigen. Denen, die sich absolut widerspenstig zeigen würden, sollte ihr Vermögen konfisziert und sie selbst als Sklaven verkauft werden. Kinder über sechs Jahre sollten ihren Eltern fortgenommen und christlichen Familien übergeben werden; Ehen unter Juden wurden verboten; kurz, hätte sich das alles durchführen lassen, so hätten die Juden Spaniens aufgehört zu existieren. Es wurde den Gesetzgebern aber sehr bald vor ihrem eigenen Machwerk bange. Als erste Sorge stellte sich der bedeutende Ausfall an Steuern ein. Man hatte zwar den Besitz der Juden konfisziert, aber man wußte nichts mit ihm anzufangen, er hörte auf, Zinsen zu tragen und dem Staat den Nutzen abzuwerfen, an den er gewöhnt war. Zweitens aber ließ sich nicht verheimlichen, daß die in ihren heiligsten Empfindungen schnöde Gekränkten begannen, sich nach Hilfe von auswärts umzusehen. Sie sahen mit Neid, in welcher glücklicher Lage sich ihre Volksgenossen in Nordafrika befanden. Der strenge Monotheismus des jüdischen Glaubens machte seine Bekenner dem Islam sehr viel sympatischer als das Christentum, das der Mohammedanismus als Vielgötterei ansah. Die Juden, die unter dem weltlichen Gesetze Mohammeds lebten, wurden weder verfolgt noch bedrückt, man ließ ihnen völlige Freiheit in Handel und Glauben, wie hätten die Juden im westgotischen Spanien nicht danach verlangen sollen, unter ähnlich gearteten Herren zu leben? So nimmt man wohl mit Recht an, daß die Juden auf der Pyrenäenhalbinsel, die nicht das geringste Interesse mit dem Staatswesen verband, in dem sie lebten, deren Wunsch es vielmehr sein mußte, menschlicher gesinnte Herren zu bekommen, der Faktor gewesen sind, der die arabische Invasion herbeiführte. Man fing schon im damaligen Spanien an, sich Sorgen über die Tragweite der Gesetze zu machen, die eine politisch

verblendete Geistlichkeit zur höheren Ehre Gottes ersonnen hatte; indessen war es, als König Witiza sich im ersten Jahrzehnt des achten Jahrhunderts, dem letzten, in dem das westgotische Reich bestand, dazu entschloß, die Verfolgung der Juden einzustellen und die Gesetze, die gegen sie erlassen waren, aufzuheben, zu spät; das Schicksal dieses Landes, das pfäffischer Dünkel und Uebereifer zu Grunde gerichtet hatte, war nicht mehr aufzuhalten.

Das westgotische Reich bildet in der Geschichte des Landes nur eine kurze Episode. Schneller, als es zu seiner Entfaltung gebraucht hatte, ist es wieder verschwunden, beinahe ohne Spuren zu hinterlassen. Seine Staatsverfassung blieb bis zum Ausgang des Mittelalters die Grundlage der spanischen Monarchie, die Feudalität, die sich langsam entwickelt hatte, führte konsequent weiter zur Ausbildung des Lehnswesens; vor allem, und das ist das traurigste Erbe des westgotischen Reiches, hat die Geistlichkeit Spaniens nie mehr auf den Einfluß verzichtet, den sie in jener Zeit errungen, sie war und blieb der böse Geist des Landes.

An eigener Kultur haben die Westgoten zu wenig mitgebracht, um dem Lande, das sie im Verhältnis ja nicht einmal lange beherrschten, etwas Wesentliches hinterlassen zu können. Sie waren und blieben in allen Angelegenheiten der Gesittung Schüler der Römer. Sie behielten selbst ihre eigentümliche Kleidung und ihre Haartracht nicht unverändert bei, sie nahmen auch hierin römische Gewohnheiten an. Leovigild war der erste König, der sich königlicher Insignien bediente, er kopierte den Schnitt der Gewandung, Krone und Szepter nach byzantinischem Muster. Das höfische Zeremoniell, das einen großen Hofstaat mit hohen und höchsten Hofchargen vorsah, war dem Hofe in Ravenna abgesehen,



*Westgotische Buchmalerei des achten Jahrhunderts*

*Aus dem Museo Español de Antigüedades*



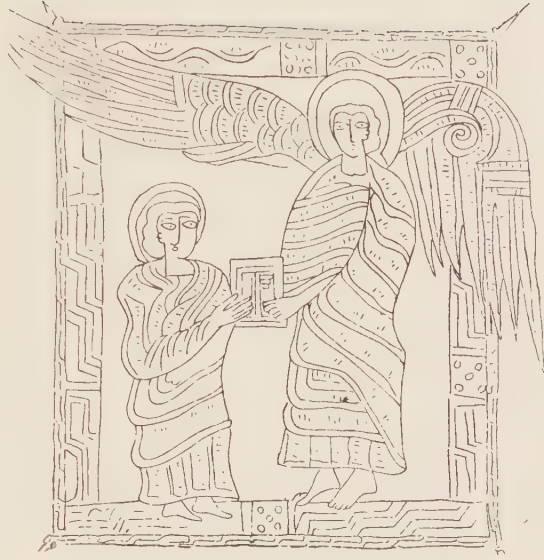
und wenn die Westgoten schon in diesen Fragen von untergeordneter Bedeutung von Rom abhängig blieben, so haben sie sich auf rein geistigem Gebiet vollends nicht von den Lateinern, ihrer Sprache und Literatur frei machen können. Sie nahmen damit Bildungsmomente in sich auf, die längst unfruchtbar geworden waren und nur noch kümmerliche Blüten trieben. Schon der Schulunterricht war äußerst dürftig. Er beschränkte sich im Grunde auf die wenigen Unterrichtsanstalten, die in den Klöstern und bei den Metropolitan-Kirchen eingerichtet waren, um die künftigen Geistlichen auf ihren Beruf vorzubereiten. Das erste spanische Kloster hatte Martinus von Ungarn um das Jahr 560 bei Braccara in Galizien gegründet, und etwa gleichzeitig besiedelte ein gewisser Donatus das servitanische Kloster in der jetzigen Provinz Valencia mit siebenzig Mönchen aus Afrika. Nur wenig später mag die Gründung des Klosters Biclaro in Arragonien und die des Klosters Agalia bei Toledo fallen. Aber diese Bildungsstätten scheinen ihren Zweck nur in sehr bescheidener Weise erfüllt zu haben; mußte doch der Bischof von Cartagena, Licinianus, Papst Gregor dem Großen, der ihm befohlen hatte, keinem ungelehrten Geistlichen die höheren Weihen zu erteilen, antworten: Wenn es dafür nicht hinreiche, zu wissen, Christus sei am Kreuze für die Welt gestorben, so sei in seinem Sprengel niemand vorhanden, der den Namen eines Gelehrten verdiene, und die Kirche werde dann bald verwaist sein.

Die allgemeine Unzulänglichkeit an Wissen und Bildung wird nur von einigen wenigen Männern überragt. Orosius, ein Freund des H. Augustinus, schrieb eine Weltgeschichte vom Standpunkt des Klerikers aus, Johannes von Biclaro, Bischof von Gerona, verfaßte eine Chronik, Bischof Julian von Toledo, der große Judenverfolger, war ein fleißiger Autor und ein überlegener Geist, wenn er seine Gedanken auch in einem schwulstigen Stil zu Papier brachte. Sogar einer der westgotischen Könige hat sich als Schriftsteller betätigt. König Sisebuts recht mittelmäßige Distichen sind erhalten geblieben, seine Chronik leider verloren. Sie alle werden indessen durch Isidorus von Sevilla in den Schatten gestellt. Er war in Cartagena geboren und starb als Bischof von Sevilla im Jahre 636. Seine Schriften sind für die Nachwelt dadurch von Bedeutung geworden, daß er in einer Zeit des gänzlichen Verfalls der wissenschaftlichen und literarischen Bildung die Kenntnis der klassischen Autoren bewahrte. An eigenen Ideen arm, sammelte er dafür mit Fleiß und Beharrlichkeit allerlei Notizen aus Profan- und Kirchenschriftstellern und legte diese Lesefrüchte in seinen Werken nieder. Unter diesen zeichnet sich die berühmte Enzyklopädie *Originum et etymologiarum libri XX* besonders aus. Sie stellt den Inbegriff des gesamten damaligen Wissens dar und ist durch die Fülle der in ihrem Text niedergelegten Notizen für die Kenntnis

des Altertums von der größten Wichtigkeit. Im Mittelalter ist vielleicht kein anderer Autor so viel benutzt und so fleißig ausgeschrieben worden wie Isidor von Sevilla. In einer kurzen Chronik gab er auch noch eine Geschichte der Goten, Vandalen und Sueven, die häufig unter seinem Namen zitierten Decretalen aber werden ihm mit Unrecht zugeschrieben.

An Bauten aus westgotischer Zeit hat sich in Spanien nichts erhalten, sie sind nicht einmal mehr in ihrem Grundriß zu erkennen. König Sisibut hatte in Toledo eine Basilika zu Ehren der Heil. Leocadia errichtet,

Chindaswinth in S. Roman de Hornija unweit Toro seine Grabkapelle erbaut, Rezewinthus in den Bädern von Cerrato, denen er seine Befreiung von einem Steinleiden verdankte, eine kleine Basilika gestiftet. Dem fünften und dem sechsten Jahrhundert gehörte die Basilika zum Heil. Kreuz in Barcelona an, in deren Räumen im Jahre 599 ein Konzil abgehalten wurde, in Leon die Kapelle der Heiligen Märtyrer Facundus und Primitivus, in Alcala die Basilika der Heiligen Justus und Pastor, in Calahorra die Kirche und die Taufkapelle der Heiligen Emeterius und Celedonius, aber sie sind alle spurlos verschwunden. Das Konzil, das im Jahre 619 in Sevilla abgehalten wurde, schärfte den Bischöfen ein, daß die neugegründeten Kirchen und Klöster sorgfältig erhalten oder wiederhergestellt werden mußten, und die Geistlichkeit, welche dafür die Mittel zu bewilligen hatte, war so opferfreudig, diese Summen aus der Tasche des Königs zu nehmen; zwei Neuntel der dem Monarchen zukommenden Steuern sollten diesem Zweck zugeführt werden. Von dreißig dieser Kirchen besitzen wir die Baudaten, aber keine Reste. Wo diese westgotischen Klöster noch bestehen, wie San Pedro de Cardena, im Jahre 537 von der Königin Sancha, der Mutter des Königs Theodorich, gegründet, oder S. Domingo de Silos, dessen Stiftung im Jahre 593 dem König Reccared zugeschrieben wird, da stammt doch kaum noch ein Stein aus der ältesten Zeit. Vom Stil dieser Gebäude wissen



*Westgotische Buchmalerei des neunten Jahrhunderts*

*Aus dem Museo Español de Antiquedades*

wir nichts und wir haben, um eine Vorstellung von ihnen zu gewinnen, nur die Nachricht des Prudentius, daß diese Kirchen innen und außen mit Tafeln von buntem Marmor und Jaspis belegt waren. An der schon genannten Ermida de S. Juan Bautista in Baños de Cerrato war diese Incrustation im 16. Jahrhundert noch vorhanden, jetzt ist sie nicht mehr zu erkennen, und die Frage ist noch offen, ob dieses kleine Gotteshaus die älteste Kirche der Pyrenäenhalbinsel ist und wirklich noch aus der Zeit der Gründung durch Receswinthus stamme oder ob nur die Weihinschrift alt, und in einen späteren Neubau wieder eingemauert sei. Im Jahre 883, zu einer Zeit also, in der Bauten der Westgotenzeit sicher noch standen, hat der Miniator des Codex Vigilanus den königlichen Palast und zwei Kirchen Toledos abgebildet, und sie zeigen ein Bild, das sich einerseits mit der Beschreibung des Prudentius deckt, andererseits aber zu dem Aussehen der Kirchen paßt, die um das Jahr 800 unter der Regierung Alphons II. in Oviedo aufgeführt wurden. Es wird also wohl gestattet sein, in diesen Miniaturen, welche die Illustrationen einer Kirchengeschichte bilden, ziemlich getreue Abbilder des westgotischen Baustils zu erkennen. Der Mönch Vigila, der den Kodex für das Kloster S. Martin in Albelda bei Logroño mit Hilfe eines anderen Geistlichen namens Sarraçino und seines Schülers Garcia schrieb, hat möglicherweise auch Anteil an den Malereien.

Da die Westgoten so lange ein Wandervolk gewesen waren, besaßen sie natürlich keine Kenntnisse der Baukunst. Sie waren auch in dieser Hinsicht auf die römische Praxis angewiesen, und diese selbst war zu jener Zeit stark im Verfall begriffen und stilistisch von Byzanz abhängig. Sehr glänzend wird also das Bild nicht ausfallen dürfen, das man sich von der Architektur der Westgoten machen darf, und noch weniger anmutend dürfte die Skulptur beschaffen gewesen sein. Beträchtliche Reste solcher finden sich im Museum von Merida, das auch in seiner berühmten Zisterne ein Denkmal der bürgerlichen Baukunst jener Zeit besitzt. Das Wasserbecken ist mittels einer Doppeltreppe zugänglich, in deren Wände antike Säulen eingebaut sind, ein Beweis für das erschöpfende technische Können, das Vorhandenes zerstören und benutzen mußte, da es aus eigenem nichts Neues mehr schaffen konnte.

Ein glücklicherer Stern als über der großen, hat über der Kleinkunst gewaltet, denn ein freundlicher Zufall bewahrte uns einen westgotischen Kirchenschatz von höchstem Kunst- wie Materialwert. Die wandernden Barbarenvölker haben naturgemäß auf den Erwerb von Edelmetallen gesehen, da sie so ziemlich die einzigen Wertgegenstände waren, die sie brauchen konnten, weil sie leicht zu transportieren waren. So spielt der Schatz des Königshauses in ihrer Geschichte





*Die Kirche S. Maria de Naranco bei Oviedo*

*Aus Junghündel, Die Baukunst Spaniens*

eine recht bedeutende Rolle und ist schon früh von Sagen umwoben worden. Man erzählte, daß sich im Königsschatze die goldenen Kleinodien Salomos befänden. Titus habe sie bei der Eroberung Jerusalems vorgefunden und nach Rom gebracht, wo Alarich sie erbeutete. Das war eine Fabel so recht nach dem Herzen der arabischen Autoren, welche die Einnahme Toledos geschildert haben. Mit den arabischen Historikern ist die Phantasie ebenso durchgegangen wie mit den Dichtern dieses Volkes, man weiß nie recht, wieviel man von ihren Erzählungen abziehen muß. Ein Beispiel für viele. Rasis, ein Zeitgenosse der maurischen Invasion, schreibt über Merida, es gäbe keinen Menschen, der die Wunder dieser Stadt aufzählen könne, und der arabische Chronist des Königs Rodrigo versteigt sich zu der Behauptung, der Umfang der Stadtmauer betrage 35 Kilometer und die Anzahl seiner Tore 84! In Wirklichkeit messen die Mauern Meridas 4 Kilometer und es zählt auch nicht 84, sondern nur 4 Tore. Diese Uebertreibungen muß man sich vor Augen halten, wenn man Berichte arabischer Autoren liest. Die Geschichte von dem Vorhandensein der Schätze Salomos im Krontresor der westgotischen Könige hat der Phantasie der arabischen Chronisten nun vollends



Flügel geliehen, sie schwelgen förmlich in den abenteuerlichsten Beschreibungen. So wollte man in der Kathedrale Toledos, an Stelle des Hauptaltars, die Tafel Salomos gefunden haben. Nach Al-Makkari war sie massiv von Gold, nach anderen bestand sie aus einem einzigen gewaltigen Smaragd mit 365 goldenen Füßen. Dritte schildern dieses Prunkstück als eine Platte von Gold, ganz besetzt mit Perlen, Rubinen und Smaragden, drei Girlanden von den gleichen köstlichen Materialien faßten sie ein. Sie war so übermäßig groß und so mit Edelsteinen bedeckt, wie nie ein Menschenauge ähnliches erblickt hatte. Die goldenen und silbernen Gefäße, die man in der Hauptstadt fand, waren nicht zu zählen, Perlen und Edelsteine hat man angeblich nur Scheffelweise gemessen. Sicher ist, wenn man von diesen Angaben absieht, daß sich im Kronschatz zu einer Zeit eine massiv goldene Schale im Gewichte von 500 Pfund befand. Aëtius hatte sie nach der Schlacht auf den katalaunischen Feldern in dem Gepäck gefunden, das die Hunnen zurücklassen mußten, und sie dem König Thurismund geschenkt. Man kann sich bei einer solchen Nachricht schmerzlicher Vorstellungen nicht enthalten. Wieviel antike Kunstwerke mögen wohl in den Schmelztiegel gewandert sein, ehe soviel Metall zusammen kam, um den Guß eines Gefäßes von diesem Gewicht zu gestatten!? Es ist, was kaum gesagt zu werden braucht, nicht erhalten geblieben. Wahrscheinlich ist es eingeschmolzen worden, als die westgotischen Könige begannen, Münzen zu schlagen. Der erste war Leovigild, der Münzen mit seinem Abbild, man kann nicht gut Bildnis sagen, ausgeben ließ. Sie stehen künstlerisch auf sehr niedriger Stufe.

Wenn die arabischen Schriftsteller sich auch zu ganz ungeheuerlichen Uebertreibungen fortreißen ließen, als sie ihre Beute schildern, ein gewisser Kern scheint doch ihren Erzählungen zugrunde zu liegen. Isidorus von Sevilla, Olympiodorus, Sidonius Apollinaris, Paulus Diaconus u. a. berichten ziemlich übereinstimmend von dem ungeheuren, man darf wohl sagen halbbarbarischen Luxus der oberen Stände. Die übertriebene Schätzung der edlen Metalle und der Juwelen war wohl ein Erbteil aus der Wanderzeit des Volkes, es ist ihm bis zum Untergang zu eigen geblieben. Als König Athanagild seine Tochter Brunhilde mit Sigbert von Austrasien vermählte, gab er ihr eine Ausstattung von märchenhafter Pracht mit. Der Sattel des letzten Königs Rodrigo war angeblich aus Gold und mit Rubinen besetzt, die Sänfte, in der er sich in die Schlacht tragen ließ (?), war aus Elfenbein und mit seidenen Vorhängen umgeben, in denen Stickereien, Perlen, Rubine und Smaragde glänzten. Alle diese Herrlichkeiten schienen verloren, bis der Erdboden wenigstens einige von ihnen, die er lange Jahrhunderte hindurch gehütet hatte, wieder herausgab. In Petrossa entdeckte



*Die Kirche S. Juan Bautista in Baños*

*Aus Junghändel, Die Baukunst Spaniens*

man 1837 den Schatz des Westgotenkönigs Athanarich, welcher außer Waffen, goldene Schmuckstücke, Schalen, Schüsseln und Becher enthielt. Er wurde in das Museum von Bukarest gebracht und vermittelt eine Vorstellung des Stiles, den ein in der Kunst so ungeübtes Volk wie die Westgoten in der Frühzeit seiner Kultur anwandte. Er zeigt rohprimitive Formen, gemischt mit jenen des Stils der römischen Spätzeit. Einige der Trinkschalen sind mit Bernstein, Bergkristall, Granaten und anderen Steinen ganz ausgelegt. Diese Dekoration drückt schon die Freude an der Häufung kostbaren Materials und einer farbig reichen Wirkung aus, wie er sich auch in den späteren Erzeugnissen westgotischer Goldschmiedekunst zur Geltung bringt. Zu diesen Arbeiten zählen wir auch die beiden Goldkreuze, welche in der Camara santa der Kathedrale von Oviedo niedergelegt sind. Sie stammen aus dem achten Jahrhundert. Das eine, Cruz de Pelayo genannt, wird dem mythischen Nationalhelden der Reconquista zugeschrieben, der es sich in seinen Kämpfen habe vorantragen lassen, während das andere Cruz de los Angeles König Alfons II. von zwei überirdischen Boten auf geheimnisvolle Art zugestellt wurde. Beide Kreuze, in griechischer Form, bestehen aus einem Kern von Eichenholz, auf dem Goldplatten befestigt sind.

In die reichen und mit größter Zartheit ausgeführten Filigranornamente ihrer Flächen sind Edelsteine in großer Zahl gefaßt. Man erkennt Rubine, Achate, Amethyste, Saphire, Topase, Cornaline, Smaragde, Opale und Kristalle, in das Cruz de los Angeles sind außerdem noch fünf antike Kameen eingelassen. Weit interessanter noch ist ein Fund, den man 1858 in Guarrazar, nicht weit von Toledo gemacht hat. Er beweist, daß die arabischen Schriftsteller nicht ganz ohne Grund fabelten und wenigstens nicht alles erfunden haben, was sie zum besten gaben. So liest man in ihren Erzählungen, daß sich in der Hauptkirche Toledos, fünfundzwanzig goldene mit Edelsteinen besetzte Kronen der westgotischen Könige, jede mit dem Namen des Betreffenden bezeichnet, als Weihegeschenke befunden hätten, außerdem noch einhundertundsiebzig Diademe von vergoldetem Silber mit Perlen und Saphiren. Dieser Bericht findet an dem Funde von Guarrazar eine sehr unerwartete Stütze. Man entdeckte in dem uralten Friedhof einer längst verschwundenen kleinen Kirche einen Schatz goldener Schmuckstücke, der aller Wahrscheinlichkeit nach bei dem Einbruch der Araber hier geborgen wurde. Leider fiel er in die Hände Unwissender. Ein großer Teil der Gegenstände ist in der königlichen Münze in Madrid (!?) eingeschmolzen worden, andere gelangten in das Musée Cluny in Paris und einige wenigstens in die Armeria Real zu Madrid. Diese Kronen und Diademe entsprechen genau der Beschreibung, welche die Araber davon verfaßt haben. Die Schmuckstücke versetzen mitten in die Glanzzeiten des westgotischen Königreiches von Toledo. Da ist die Krone des Königs Chwintila, den seine Höflinge nach großen Siegen vom Throne stießen. Er trug einen goldenen emaillierten Reif, in dessen durchbrochener Arbeit Perlen und Saphire gefaßt sind; die Krone des König Receswinthus war ebenfalls von Gold und mit Perlen, Saphiren und Hyazinthen geschmückt. Die Krone des oder der Sonnica trägt Perlen, Smaragde, Opale und Krystalle. Die Ketten, an welche diese Diademe aufgehängt waren, werden sich wohl noch nicht daran befunden haben, als sie noch getragen wurden. Wahrscheinlich sind auch die an den unteren Reifen hängenden Buchstaben der Weihinschriften erst bei der Stiftung in das Gotteshaus hinzugekommen, denn die Annahme von Anador de los Rios, sie seien schon ursprünglich daran befestigt gewesen, weil die Kronen nicht direkt auf dem Kopf, sondern über hohen spitzen Mützen von Stoff getragen worden seien, scheint wenig überzeugend. Unter den übrigen Stücken dieses Fundes ragt ein Smaragd hervor, in den die Verkündigung Mariae sehr roh und ungeschickt eingeschnitten ist, und viele kleinere Kronen, die ihres geringen Umfanges wegen wohl von vornherein nicht zum Tragen, sondern gleich zu Weihgeschenken bestimmt waren. Der Stil dieser Arbeiten macht es wahrscheinlich, daß sie von syrischen Goldschmieden in Toledo angefertigt worden sind.





# *Die Cisterne in Merida*

*Nach einer Zeichnung von G. Dore*





A decorative rectangular border surrounds the central text. It features four musical staves, one in each corner, with various notes and rests. From these staves, elaborate, swirling flourishes and lines extend towards the center, creating a symmetrical, Art Nouveau-style frame. The lines are thin and dark, set against a light background.

DRITTES KAPITEL

*DIE MAUREN*



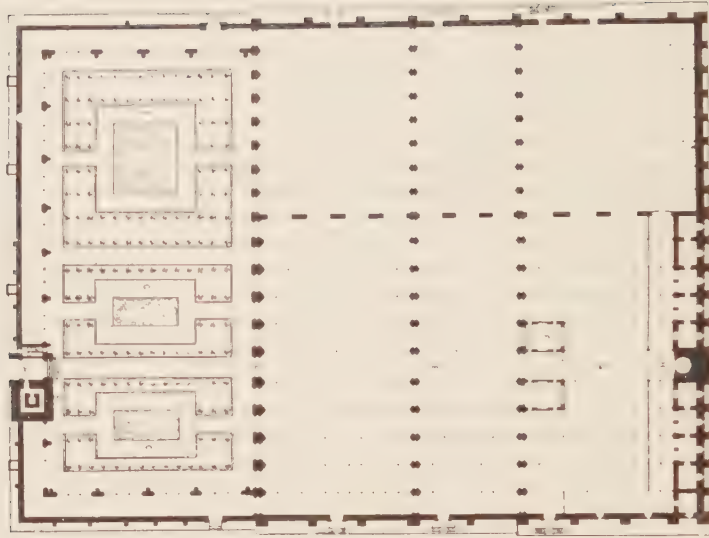


*Gibraltar*

Im Juli des Jahres 711 unterlag das Heer der Westgoten einer Schaar von Bekennern Mohammeds, die Musa, der Feldherr des Kalifen, nach Spanien gesandt hatte. Die Schlacht, die über das Geschick Spaniens entschied, fand in der Nähe von Xerez de la Frontera, an der Mündung des Guadalete statt. Sie soll nach einigen drei, nach anderen acht Tage gedauert haben und endete für die Christen unglücklich, trotzdem sie an Zahl ihren Gegnern gewaltig überlegen waren, 90000 auf der einen, 25000 auf der anderen Seite. Für das westgotische Reich waren die Folgen verhängnisvoll, es verschwand wie weggewischt. Die Römer hatten zwei Jahrhunderte an die Eroberung der Pyrenäenhalbinsel gesetzt, die Westgoten mehr wie ein Jahrhundert gebraucht, ehe sie sie zum Gehorsam gebracht hatten, binnen zwei Jahren nach dieser Schlacht war Spanien arabisch. Wie war das möglich? Verrat war im Spiele, aber er erklärt den Erfolg der Eindringlinge doch nur zur Hälfte. Bei dem Zusammenstoß einer jugendlichen Rasse von Mut und Energie mit einer verrotteten Kultur mußte diese wohl in Scherben gehen, und daß es so gründlich und so vollständig geschah, beweist wie schwach die Grundlage war, auf der sie ruhte.

Mohammed war erst achtzig Jahre tot, da griff der Islam schon mit gierigen Händen nach Europa hinüber. Zu keiner Zeit hatten die Bewohner der arabischen Halbinsel bis dahin eine politische oder soziale Einheit gebildet, sie sonderten sich in kleinen Gruppen nach Stämmen und Familien und waren gewohnt in jedem Nachbar einen Feind zu sehen. Zwischen den arabischen und syrischen Elementen unter



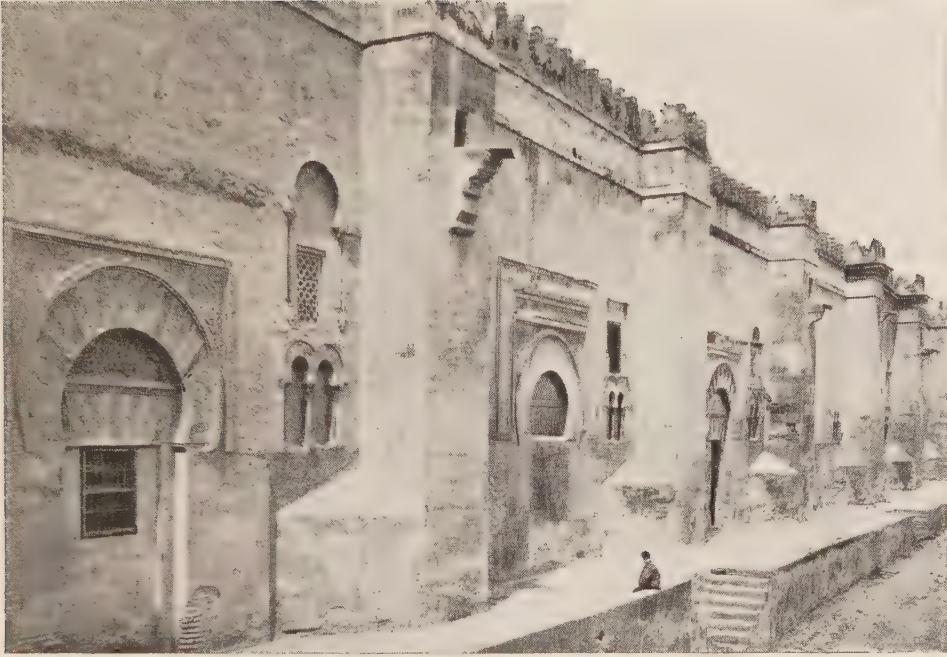


*Grundriß der Moschee in Cordova in ihrem ursprünglichen Zustande*

*Aus Junghündel, Die Baukunst Spaniens*

ihnen waren Spaltungen herkömmlich und unversöhnlich, erst dem Propheten war es vorbehalten, das Zauberwort zu sprechen, das der Zersplitterung ein Ende bereitete. Er fand in dem Glauben, den er lehrte, das einigende Band, das ein Ganzes erfaßte, wo zuvor nur Bruchstücke gewesen waren und in der Einigung ungeheure Kräfte frei machte. Man spricht gewöhnlich von Arabern, wenn man an die Eroberung Spaniens denkt, aber die mohammedanische Welt bestand nur zum geringsten Teil aus ihnen. Es handelt sich um ein buntes Völkergemisch aus allen Teilen des Kalifenreiches, um Volkselemente der verschiedensten Art, die der Islam in Bewegung setzte und denen er in den Arabern nur die Führer gab. Um das Jahr 700 hatte sich der Vorstoß bereits bis an den atlantischen Ozean fortgepflanzt, Nordafrika war unterworfen und der jugendliche Tatendrang wäre verebbt, hätte nicht Spanien ein lohnendes neues Ziel dargeboten. Ein reiches und fruchtbares Land, eine unzufriedene Bevölkerung, meuternde Große und ein schwacher König, es kam alles zusammen um Eroberer anzulocken.

Um die Ereignisse des bedeutungsschweren Jahres, das der Herrschaft der Westgoten ein Ende machen sollte, hat sich ein dichter Nebel unverbürgter Sagen gelagert. Die Christen haben erst sehr viel später darüber geschrieben und nur vom Hörensagen, ihre Berichte decken sich mit denen der arabischen Autoren auch nur teilweise, soviel ist immerhin sicher, daß der westgotische Adel, der an Hochverrat



*Außenseite der Moschee von Cordova*

gewöhnt war, dem Fremden die Tore des Landes öffnete. Der Statthalter von Ceuta ließ den Heerführer des Kalifen Musa mit seinen Truppen in die Festung ein und stellte ihm Schiffe zur Ueberfahrt zur Verfügung. Die Sage nennt diesen Mann, der das auf ihn gesetzte Vertrauen so schmäählich täuschte, Graf Julian und da man später nach einer Rechtfertigung für ihn suchte, so hieß es, er habe es aus Rache getan, weil der König Roderich seine Tochter verführt habe. Im Jahre 710 sollen sich Beauftragte Musa's über die Zustände Andalusiens orientiert haben und da nicht nur ihre Berichte außerordentlich günstig ausfielen, sondern die so hart bedrückten Juden alles getan haben werden, um die Stammverwandten zu ermutigen, so schickte Musa seinen Unterfeldherrn Tarik mit dem Befehl nach Spanien, einen Raubzug durch das Land zu unternehmen und mit der Beute nach Afrika zurückzukehren. Der Erfolg des Unternehmens übertraf auch die kühnsten Erwartungen. Im April des Jahres 711 landete Tarik in der Nähe von Algeciras und nannte den Berg, unter dessen Schutz seine Reiter ausgeschifft wurden, Dschebel al Tarik, das heutige Gibraltar. Das westgotische Reich befand sich nach dem Tode des Königs Witiza gerade in den Wehen einer Königswahl als dieser Einfall die Ruhe des Landes störte. Der neue König Roderich, dessen Persönlichkeit historisch nur

sehr ungenügend beglaubigt ist, stellte dem Eindringling ein Heer entgegen und würde dank der numerischen Ueberlegenheit seiner Mannschaft wohl auch gesiegt haben, hätte nicht wieder Verrat eingesetzt. Die beiden Flügel von Roderichs Armee wurden von den Söhnen des letzten Königs, Namens Sisibert und Oppas kommandiert, die im entscheidenden Augenblick zum Feinde übergingen. Jeder von ihnen hatte für sich selbst auf die Krone gehofft und da sie der festen Ueberzeugung waren, Tarik sei es um nichts als einen Beutezug zu tun, so rechneten sie auf die Befriedigung ihres Ehrgeizes, sobald Roderich nur erst beseitigt und Tarik nach Afrika zurückgekehrt sein werde. Der letzte König der Westgoten war allerdings aus dem Wege geräumt, er ist verschwunden ohne daß man eine Spur seines Verbleibens hätte auffinden können. Tarik aber ging nicht zurück, wie ihm eigentlich befohlen war, sondern blieb und eroberte seinem Oberkommandierenden ein ganzes Königreich. Da es ihm nicht befohlen worden war, so hat Musa es seinen Unterfeldherrn büßen lassen, beiden aber hat der Kalif mit schnödem Undank gelohnt.

Die Mönche, welche die Geschichte Spaniens geschrieben haben, suchten die Schuld der Niederlage gegen die Ungläubigen nicht in den verkehrten Maßnahmen der regierenden Geistlichkeit und ihrem entsittlichenden Einfluß auf das Volk, sondern in den Sünden der letzten Könige, welche sie der Nachwelt als in allen Lastern verkommen schilderten. Die Schlacht am Salado sei die Strafe des Herrn für das Sündenleben Witizas. In einer ungeheuren Woge ging die arabische Invasion über Spanien dahin, Macht und Besitz fortschwemmend. Ihre Gewalt war so groß, daß sie nicht einmal an den Pyrenäen halt machte, sondern sich bis tief nach Gallien hinein erstreckte. Zwanzig Jahre darauf hat Karl Martell auf der Ebene zwischen Tours und Poitiers das mohammedanische Heer entscheidend geschlagen, die Statthalter des Kalifen nach Spanien zurückgedrängt und sie auf dieses Land beschränkt. Sie hatten im Westgotenreich nirgends auch nur nennenswerten Widerstand gefunden, selbst die großen gut befestigten Städte wie Sevilla, Toledo, Carmona, Zaragoza u.a. öffneten mehr oder minder rasch ihre Tore, eine Tatsache, für welche die geistlichen Berichte die Juden verantwortlich machen. Da wo sich ausnahmsweise einmal ein energischer Widerstand bemerkbar machte, wie in Murcia, fanden die Araber sich damit ab und überließen dem Goten Theodimier das Stadtgebiet bis an seinem Tod als selbständiges Reich.

Die Unterwerfung der westgotischen Monarchie hätte nicht so glatt von statten gehen können, wären die Unterworfenen nicht mit ihrem Schicksal einverstanden gewesen. Indessen der Eroberer ließ ihnen ihren Glauben, ihre Verwaltung und ihre Gesetze und behandelte alle, die sich freiwillig unterwarfen, äußerst milde. Der katholische Klerus wirkte wie er es gewohnt war, die hohen





*Das Banner der Almshäuser*





Beamten blieben in ihren Stellungen, die Großgrundbesitzer auf ihren Gütern. Von ihnen allen hatte niemand einen Grund zur Klage oder Veranlassung, an dem Fortbestand des westgotischen Reiches ein besonders leidenschaftliches Interesse zu nehmen. Dieser Umstand allein erklärt die schnellen Erfolge der arabischen Waffen und ihre Dauer. Wären die Christen einig gewesen, hätten sie nur soviel Disziplin besessen, um sich einen Führer zu wählen und ihm zu gehorchen, so hätte es ihnen ein leichtes sein müssen, sich der neuen Herren erfolgreich zu erwehren. Die Araber, um bei diesem Ausdruck zu bleiben, auch wenn er eigentlich nicht ganz zutreffend ist, waren nur insoweit einig, als sie sich zum Islam bekannten, unter dieser schützenden Decke bestanden die alten Stammesfeindschaften fort. Als die Kunde von der Eroberung Andalusiens den Osten erreichte, und sie mag dem Charakter des Volkes entsprechend ihn wohl in starker Uebertreibung erreicht haben, verließen zahlreiche Stämme die Sandwüsten Arabiens, um sich in dem neuen Lande niederzulassen. Sie brachten ihre Eifersüchteilen, ihren Hader, ihre kleinlichen Anschauungen mit in die neue Heimat, wo sie tunlichst für sich blieben und den Nachbar und seinen Besitz mit Neid betrachteten. Es mag an Veranlassung zu Mißgunst nicht gefehlt haben, denn die Volkselemente, die sich einer rein arabischen Abkunft rühmen konnten, wurden bevorzugt, während die anderen zurückgesetzt wurden. Die einen wurden in den fruchtbarsten Teilen im Süden angesiedelt, die anderen auf die öden steinigten Gebirgsgegenden angewiesen. Zu diesen letzteren gehörten die Berberstämme Nordafrikas, die ein dauerndes Element der Unruhe bildeten. Der Rasse nach, den Arabern verwandt, sind sie nie mit ihnen verschmolzen. Grübler und Zweifler von Natur, sind sie die Begründer des Sektenwesens im Islam, sie haben ihn immer wieder aus der beschaulichen Trägheit zu der sein Wesen neigt, aufgerüttelt. In dem Volksstamm der Maragotos, der heute in den Bergen südwestlich von Astorga haust, haben sich wie Aussehen, Sprache und Tracht beweist, Berber afrikanischer Abkunft behauptet.

Diese innere Feindseligkeit der Stämme legte den Keim des Zerfalles in die neue Staatengründung, die sich unter fortwährenden Fehden entwickelte. Es wurde auf die unterworfenen Christen kein Zwang ausgeübt, um sie zum Uebertritt zum Islam zu vermögen; dieser Glaubenswechsel fand aber doch in großem Umfange statt, weil diejenigen, die sich bekehrten, es besser hatten. Sie waren nicht der Verachtung ihrer neuen Herren ausgesetzt und sie waren von gewissen Steuern befreit, Gründe genug, um vielen das Bekenntnis Mohammeds sehr annehmbar erscheinen zu lassen. Diese Renegaten waren wieder ein Element der Unruhe; sie haderten mit ihren früheren Glaubensgenossen und vertrugen sich nicht recht mit den neuen. Manche von ihnen haben es Dank ihrer Tatkraft und

Intelligenz unter den Moslim zu den höchsten Stellungen gebracht. Ibn Mardanisch, König von Valencia und Murcia war von christlicher Abstammung, trug Waffen und Kleidung der Christen und sprach kastilisch. Ibn Meruan, ebenfalls ein Renegat, gründete seinen Staat in Merida, wo er den Versuch machte, ein neues Bekenntnis aus einer Mischung beider Religionen herzustellen; in Aragonien hat die ursprünglich gotische Familie der Beni Cassi lange die Herrschaft besessen. Die Muladies, wie die zum Islam bekehrten Christen genannt wurden, haben kurze Zeit in den unzugänglichen Bergen von Ronda ein kleines unabhängiges Reich aufgerichtet; Toledos haben sie sich im Jahre 853 zu bemächtigen gewußt. Eine große Schar von ihnen wanderte im Anfang des neunten Jahrhunderts aus und begründete in Kreta eine Dynastie, dann verloren sie sich unter den Mohammedanern des Orients. Die Juden, die nach der langen und heftigen Verfolgung unter den Westgoten, nun völlige Duldung genossen und sich der gleichen Rechte und Pflichten erfreuten wie ihre einstigen Feinde, stimmten darum noch nicht mit ihnen überein und es hat nie an Reibungen zwischen den drei Bekenntnissen gefehlt. Der Streit, der sich so mannigfaltig kreuzenden Interessen, bei dem nicht nur die verschiedenen Rassen gegenüberstanden, bei dem selbst innerhalb der Glaubensgemeinschaften die Stämme und Familien sich befehdeten, gipfelte in dem Intriguenspiel, das um die Person des Statthalters und seinen Posten geführt wurde. Spanien gehorchte noch kein halbes Jahrhundert dem Kalifen, da bewirkte eine jener Palastrevolutionen, wie sie an den orientalischen Höfen herkömmlich sind, eine Aenderung seiner Verhältnisse. Im Jahre 750 wurde in Damaskus die Dynastie der Omajjaden von den Abbassiden gestürzt. Man lud die ganze Familie zu einem großen Fest und als alle versammelt waren, wurden sie erschlagen. Neunzig Personen sollen diesem Gemetzel zum Opfer gefallen sein, nur einer, Abderrachman, ein Enkel des Kalifen Hischam, konnte sich retten. Fünf Jahre befand er sich auf der Flucht, einer wahren Odyssee von Gefahren, Abenteuern und wunderbaren Rettungen, die das ihre dazu beitrug, die ritterliche Gestalt des jungen Prinzen noch anziehender zu machen. Sie umgab seine glänzende Erscheinung mit dem Schleier der Romantik. Er war jung, gewandt, unternehmungslustig, ein Charakter, wie man ihn im Orient braucht, zielbewußt, und in den Mitteln durchaus nicht wählerisch. Er stellte sich an die Spitze einer der vielen Parteien von Unzufriedenen, nahm mit ihrer Hilfe im Jahre 756 Sevilla und Cordova ein und erklärte sich zum Emir von Spanien. Er begründete die spanische Dynastie der Omajjaden und regierte zweiunddreißig Jahre erfolgreich, wenn auch nicht unangefochten. Er hielt die Parteien in Schach, denn er verstand Araber und Berber gegeneinander auszuspielen. Er verließ sich nicht auf die Eingeborenen, sondern bildete sich eine starke Leib-



*Innere der Moschee in Cordova*  
 Nach Jughändel, Die Baukunst Spaniens





*Die Kirche El Cristo de la Luz in Toledo*

wache, die zum Teil aus Negeren, zum Teil aus Westeuropäern, slavischen und germanischen Söldnern bestand. Man nannte sie die „Stummen“, weil sie des Arabischen nicht mächtig, mit den übrigen Untertanen nicht sprechen konnten. Den zügellosen Eigenwillen und die rücksichtslose Selbstsucht der Stammeshäuptlinge konnte er beugen, aber nicht brechen; dauernd gaben religiöse und soziale Gründe den Vorwand zu neuen Empörungen her. Während Abderrachman I. in Spanien herrschte, rief eine der ihm feindlichen Parteien Kaiser Karl den Großen zu Hilfe. Die Boten, die man absandte, erschienen 777 in Paderborn vor dem Kaiser und wußten ihm die Angelegenheit in einem so vorteilhaften Lichte darzustellen, daß Karl im folgenden Jahr wirklich die Pyrenäen überschritt. Die versprochene Unterstützung der Eingeborenen blieb aus und das fränkische Heer mußte sich, nachdem es die Belagerung von Zaragoza als nutzlos aufgegeben hatte, auf den Rückmarsch begeben. Auf diesem Rückzug fiel Roland im Tal von Roncesvalles.

Erst Abderrachman III., der von 912—961 regierte, nahm den Titel „Kalif“ und „Beherrscher der Gläubigen“ an, eine selbstverleihe Rangerhöhung, die zwar seiner Stellung neuen Glanz verlieh, zur Gesundung der Verhältnisse aber nichts beitrug. Dauernd stritten auch, während die Omajjaden Spanien beherrschten, die Einwanderer mit den Eingeborenen, die alten Moslim mit den neuen. Die Statt-



*Die maurische Befestigung von Sevilla*

halter der Städte und Provinzen, die im Namen des Kalifen regierten, strebten sich unabhängig zu machen und Toledo ist es wirklich gelungen, sich achtzig Jahre hindurch als selbständige Republik zu behaupten. Eine Verschwörung nach der anderen bedrohte das Leben der Kalifen und die Sicherheit des Staates und auch die furchtbarsten Strafgerichte, in Cordova hat man die Empörer gleich zu Hunderten gekreuzigt, haben immer nur vermocht eine vorübergehende Ruhe herzustellen. Nach außen erschien das Kalifat von Cordova in glänzendem Lichte, aber grade Abderrachman III., unter dem es seine Blüte erreichte, ein Mann der siebzig Jahre alt wurde und auf dem Throne starb, erklärte, er könne in seinem langen Leben nicht mehr als höchstens vierzehn glückliche Tage zählen.

Nicht alle Nachfolger Abderrachman I. besaßen den Verstand und die Herrschergabe ihres Ahnherrn; unter Hisham II. ging die Regierung tatsächlich in die Hände der Großveziere über. Damals war das Kalifat des Westens schon auf die Stadt Cordova und ihr Gebiet zusammengeschmolzen; es bestand nur noch dem Namen nach und es fiel vollends auseinander, als die Dynastie, die etwa zweihundert Jahre Spanien beherrschte, im Jahre 1027 gestürzt wurde. Diese Palastrevolution war das Signal, daß auch die letzte Schranke gefallen war, an der der Ehrgeiz der hohen Beamten bis dahin Halt machen müssen. Das Reich zerfiel wie ein Mosaik, das man aus seinem Rahmen nimmt, in lauter kleine Steinchen. Jede Stadt wurde

ein Königreich für sich. Zaragoza, Toledo, Sevilla, Granada, Malaga, Badajoz, Carmona, Huelva, Almeria, Niebla, Valencia usw. bestehen fortan selbständig aber immer miteinander im Kampf, in Sevilla allein befehlten sich um das Jahr 1050 vier verschiedene Kalifen und Gegenkalifen.

Die Zusammensetzung der Bevölkerung blieb die gleiche, also auch die Gesinnung und damit auch die Schicksale. Eifersucht, Neid und Habsucht verwickelten die kleinen Fürsten in die gleichen Intriguen, die sie sonst gegen das Oberhaupt des Großstaates gesponnen hatten. Sie schadeneten sich wie immer sie konnten und sie haben sich niemals gescheut, die christlichen Glaubensfeinde gegen die eigenen Glaubensgenossen zu Hilfe zu rufen. Jedes Mittel war ihnen recht, das den Gegner schädigte. Al Motadid, der Herrscher von Sevilla gab einst ein großes Fest, zu dem er viele der mit ihm rivalisierenden Fürsten gebeten hatte. Die Unvorsichtigen, die seiner Einladung folgten, wurden in einen prächtig geschmückten Saal geführt, um ein Bad zu nehmen. Als sie alle versammelt waren, wurden die Türen verrammelt und erst wieder geöffnet, als die Gäste sämtlich erstickt waren. Dieser selbe König, der in seinen Mußestunden empfindsame Verse machte, tötete seinen Sohn Ismael mit eigener Hand, weil er gegen ihn konspiriert hatte. Er pflegte die Schädel seiner von ihm getöteten Feinde aufzubewahren und sie sehr sinnig als Blumentöpfe zu benutzen.'

Die Uneinigkeit der mohammedanischen Kleinfürsten erleichterte den Christen die Wiedereroberung, aber unerachtet diese dauernde Fortschritte auf Kosten des islamitischen Spanien machten, kamen die hadernden Rivalen nicht zur Besinnung. Sie fuhren fort einander zu zerfleischen, bis ein stärkerer über sie kam. Al Motamid, König von Sevilla fühlte sich zu schwach, um König Alfons VI. von Kastilien, der ihn bedrängte, allein zu widerstehen. Er rief den Sultan der Almoraviden Jussuf ibn Taschfin zu Hilfe, der mit seinen Berbern über die Meerenge setzte und Alfons besiegte. Dann aber kehrte er nicht nach Afrika zurück, sondern blieb in Andalusien und machte dem Despotismus des Kleinfürstentums ein Ende. Sie wurden allesamt beseitigt, der unglückliche Al Motamid endete vom Thron gestoßen im Kerker zu Marokko, wo er von den Almosen gelebt hatte, die seine Tochter auf der Straße für ihn erbettelte. Die Almoraviden einten Spanien, soweit es damals noch den Bekennern Mohammeds gehörte, eine politische Bewegung, die von einer grimmigen kulturellen Reaktion begleitet war, aber nicht vorhielt. Die zentrifugalen Kräfte waren die stärkeren und der Einigung folgte der Zerfall auf dem Fuße. Ein Jahrhundert später wiederholte sich genau dieselbe Erscheinung. Im Jahre 1121 brach in Marokko ein Aufstand der Almohaden aus, einer religiösen Sekte strenger Richtung. Sie hatten Erfolg, unterwarfen Andalusien





*Das Mauren-Kastell von Alcala de los Pañaderos*

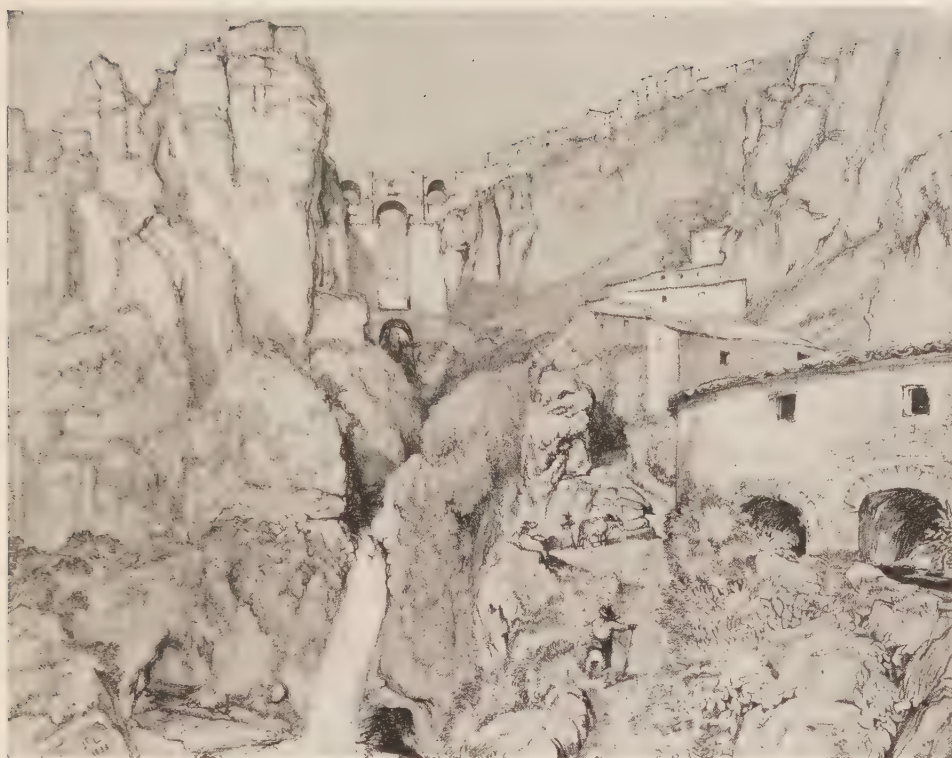
abermals unter Vertreibung der kleinen Despoten und wieder folgte eine Aufteilung schon nach kurzer Zeit. Unter diesen Verhältnissen rückten die Christen Schritt vor Schritt nach Süden vor. Ob sie als Bundesgenossen der islamitischen Kleinstaaten auftraten oder als ihre Gegner erschienen, sie gewannen dauernd den Boden ihrer Väter zurück. Viele der mohammedanischen Reiche wie Sevilla, Murcia, Valencia, fristeten eine selbständige Existenz nur unter der Bedingung der Tributzahlung an die Könige von Kastilien und Aragonien und auch das nur so lange, bis diese sich stark genug fühlten, ihrem Dasein ein Ende zu machen. Am längsten bestand Granada. Es war der letzte Staat der Moslim auf der Pyrenäenhalbinsel und verdankte seine Duldung der geschickten Politik seiner Fürsten, die es ausgezeichnet verstanden, zwischen den Ansprüchen der Berber Afrikas und der Eroberungslust der kastilischen Könige hindurch zu lavieren.

Die inneren Unruhen haben schließlich auch dem Königreich Granada den Untergang bereitet. Während seine mächtigsten Feinde, deren Uneinigkeit der



beste Bürge seiner Sicherheit gewesen war, sich verbündeten und diesen Bund durch die Ehe Ferdinands von Aragonien mit Isabella von Kastilien zu einem unauflöslichen machten, spalteten Bürgerkriege das Land, bewaffneten Thronstreitigkeiten die Mitglieder der Nasriden-Dynastie gegeneinander. Haremsintriguen vergifteten die Stimmung. Eine schöne Christensklavin Isabel de Solis, die in Granada Zoraya genannt wurde, erregte die Eifersucht der rechtmäßigen Königin Aischa, die sich nicht nur selbst zurückgesetzt sah, sondern auch fürchtete daß ihre Söhne von der Thronfolge ausgeschlossen werden könnten. Es bildeten sich Parteien. Die Familie der Zegri erklärte sich für Aischa, die Abencerragen für Zoraya, eine Rivalität, die in dem berühmt gewordenen Blutbad endete, das durch die Niedermetzlung der Abencerragen in einem Hofe der Alhambra, die eine der streitenden Parteien aus dem Wege schaffte. Der persönliche Mut und das Heldentum der Kämpfer, die für ihre Scholle fochten, konnten bei diesen Zuständen im Innern den Sturz nur hinausschieben und nicht aufhalten. Granada fiel am 2. Januar 1492 in die Hände der katholischen Könige und damit war eine der glänzendsten Epochen der Geschichte Spaniens abgeschlossen.

Nicht ganze acht Jahrhunderte haben die Araber den Besitz der Pyrenäen-Halbinsel behauptet, aber in diesen Zeitraum fällt die höchste Blüte der Kultur, die diesem Lande beschieden gewesen ist. In diesen Jahrhunderten waren friedliche Zustände immer nur von kurzer Dauer, innere und äußere Feinde stets bereit zu Ueberfällen und Empörungen und doch sah das Kalifat von Cordova nie ruhmvollere und glücklichere Tage als eben damals. In alle Welt drang die Kunde von dem Glanz und der Macht, die den Kalifenthron umgaben. Gesandtschaften Otto des Großen und der byzantinischen Kaiser erschienen in Cordova und verbreiteten heimgekehrt überschwängliche Nachrichten über das Land, die Hauptstadt und den Hof. Noch als das Kalifat gestürzt und in soviel Reiche zerfallen war, als es bis dahin Städte gezählt hatte, hielt die Kultur sich auf ihrer Höhe. Die Kleinfürsten entfalteten einen wahren Wettstreit in der Begünstigung von Kunst, Wissenschaft und Dichtung, und die sorgfältige Pflege der Landwirtschaft und der Industrie, die sie sich angelegen sein ließen, sicherten die großen Einnahmen, die sie zur Entfaltung des Luxus und der Pracht ihrer Hofhaltungen nötig hatten. Man muß auch bei diesem Anlaß erneut betonen, daß, wenn im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Blüte der mohammedanischen Staaten Spaniens, von der „arabischen Kultur“ derselben gesprochen wird, diese Bezeichnung keineswegs so verstanden werden darf, als sei sie in ihrer Ausübung wesentlich von Arabern getragen worden. Mit nichten. Es war ein buntes Gemisch von Volksteilen verschiedener Rassen, das auf spanischem Boden zusammentraf. Unter ihnen überwogen der



### *Ansicht von Ronda*

*Originallithographie von J. F. Lewis 1833*

Zahl nach die Eingeborenen, zu denen sich Syrer, Kabylen, Berber, Juden und nur als schwache Herrenschicht echte Araber gesellten. Man hat ihre Gesamtheit „Mauren“ genannt, indem man den Namen der Einwohner des ehemaligen Mauretanien in Nordafrika auf sie übertrug. Eine glücklichere Mischung der Rassen und des Blutes hat gewiß nur selten stattgefunden, denn sie erlaubte den natürlichen Fähigkeiten dieser so verschieden veranlagten Völker die vorteilhafteste Entwicklung. Alle ihre Anlagen konnten sich entfalten, als bringe das günstige Klima Andalusiens sie zur Reife. Von Spanien aus hat die Ideenwelt der arabischen Denker, die Technik der Handwerker, Landwirte und Künstler das Abendland befruchtet und den nachhaltigsten Einfluß auf die Kultur Europas ausgeübt. Als das erste Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung zu Ende ging, um die Wende zum zweiten waren die von Mauren bewohnten Gebiete Spaniens die reichsten Länder der alten Welt. Spanien war damals der Nordwestpfeiler des großen



*Die Alhambra vom Tal des Darro aus*

Wirtschaftsreiches, das sich von Indien bis an den Atlantischen Ozean erstreckte, im Norden vom Kaukasus begrenzt wurde und im Süden die Nordküste Afrikas umfaßte. Ackerbau, Gewerbebetrieb und Handel gewährten die materiellen Unterlagen einer Kultur, die noch heute nicht verwischt ist, so große Mühe sich die Gegner auch damit gegeben haben.

Zum dritten Mal binnen eines Jahrtausends erhielt Spanien in den Arabern einen fremden Herrn. Unähnlich Römern und Westgoten, übten sie Toleranz und haben sich Mühe gegeben, ihre neuen Untertanen mit Schonung zu behandeln. Vielleicht weniger aus ethischen Gründen als im Hinblick auf den Vorteil, den sie von ihnen zu ziehen gedachten. Die Mehrzahl der großen Städte hatte sich den Truppen Tariks und Muzas freiwillig übergeben und sich durch Verträge gegen Plünderung geschützt und gewisse Rechte vorbehalten. Sehr unähnlich den Christen, die solche Verträge leichten Herzens eingingen, weil sie sie meist nicht halten wollten, fühlten die Araber sich an ihr Wort gebunden. Die Abmachungen zwischen Siegern und Besiegten behielten ihre Gültigkeit. Man ließ den Spaniern ihre Gesetze und die Einrichtungen ihrer Verwaltung, sie durften sich Grafen ihrer eigenen Nationalität wählen, die Hand in Hand mit den Bischöfen alle Fragen der öffentlichen Ordnung und der Rechtspflege regelten. Die Christen wurden von ihren Richtern nach ihren Gesetzen gerichtet, und wenn Streitigkeiten zwischen Christen und Mohammedanern vorfielen, hatte der Kadi das Urteil zu sprechen.





### *Die Stadtmauern von Granada*

*im Hintergrund die Alhambra, rechts die Torres Bermejas*

Die Besiegten behielten sogar ihren Besitz fast unverkürzt, und nur wo Widerstand geleistet worden war und die Eroberung mit dem Schwerte hatte erfolgen müssen, war das Eigentum verwirkt. Auch die Güter des westgotischen Adels, der gefallen oder geflohen war, sowie die ausgedehnten Ländereien der toten Hand wurden konfisziert und aufgeteilt. Die früheren Staatsdomänen wurden parzelliert und den zahlreichen Einwanderern als Lehn übergeben. Diese Regulierung von Grund und Boden war für Land und Volk von größtem Vorteil, sie gestattete einen viel intensiveren Anbau, als er vorher stattgefunden hatte, und war die Vorbedingung zu einer gedeihlichen Entwicklung der Bodenkultur. Das Heer der Sklaven und Leibeigenen verblieb in seiner Stellung, aber ihre Lage besserte sich. Sie wurden da, wo sie an arabische Herren kamen, beinahe unabhängig, mehr Bauern und Pächter, wozu die humanen Bestimmungen des Koran, der die Loslassung der Sklaven als ein Gott wohlgefälliges Werk betrachtet, viel beigetragen haben. Die Sklaven christlicher Herren hatten es völlig in der Hand, sich frei zu machen. Sie hatten nur nötig, sich auf die Besitzung eines Mohammedaners zu verfügen und dort vor Zeugen zu erklären: „Es gibt nur einen Gott, und Mohammed ist sein Prophet.“ Dadurch wurden sie „Freigelassene Allahs“, durften dem Bekenntnis des Islam, das sie mit dieser Erklärung angenommen hatten, allerdings auch nicht wieder untreu werden.



Die einzige Belastung der Eingeborenen, soweit sie Christen blieben, bestand in der Kopfsteuer, die ihnen auferlegt wurde. Sie wurde nur von arbeitsfähigen Männern entrichtet und war nach Maßgabe der Einkünfte abgestuft. Ein Reicher zahlte 48 Dirhem, die Mittelklasse die Hälfte und die Handwerker ein Viertel dieser Summe. Nach Gustav Diercks würden sich diese Beträge, in Vorkriegswährung umgerechnet, etwa auf 320 bzw. 160 und 80 Francs belaufen. Der Uebertritt zum Islam befreite von der Verpflichtung, die Kopfsteuer, den „Charadsch“, zu zahlen, und diese Vergünstigung wirkte mit solcher Stärke, daß bereits die ersten Kalifen von dem Steuerausfall, den die in Massen erfolgende Annahme des mohammedanischen Glaubens im Gefolge hatte, auf das empfindlichste überrascht wurden.

Es lag somit garnicht im Interesse der Machthaber, den unterworfenen Christen den Islam aufzuzwingen, und sie haben weder in Güte noch mit Gewalt Proselyten gemacht. Die Mohammedaner verachteten den Christenglauben als Vielgötterei, aber sie ließen die Christen gewähren. Das Christentum war nicht gleichberechtigt, aber frei, seine Bekenner behielten ihre Gotteshäuser, und es war ihnen nur verwehrt, neue zu errichten. In vielen Fällen mußten sie ihre Kirchen mit den Mohammedanern teilen, wenigstens so lange diese noch keine eigenen Moscheen besaßen. Wie weit die Toleranz und das Gerechtigkeitsgefühl der Moslim ging, lehrt das Beispiel Abderrachman I., der den Christen Cordovas ihre Kirche für elf Millionen Francs (nach dem Vorkriegswert) abkaufte, um seine neue Moschee an ihrer Stelle zu errichten. „Abkaufte“ und keiner der Christenkönige hat sich jemals ein Gewissen daraus gemacht, den Mohammedanern ihre Moscheen gewaltsam fortzunehmen, auch wenn sie vorher mit den heiligsten Eiden geschworen hatten, sie zu respektieren. Die Duldung der Andersgläubigen hatte die beinahe selbstverständliche Voraussetzung, daß diese sich den bestehenden Gesetzen unterwarfen und jeden Anlaß vermieden, der zum Einschreiten gegen sie herausgefordert hätte. Aber die Möglichkeit, in ungestörter Ruhe ihrem Glauben leben zu können, war durchaus nicht nach dem Geschmack der katholischen Geistlichkeit. Die frisch-fröhliche Verfolgung der Andersgläubigen war ihr unter der Herrschaft des Islam abgeschnitten, nun suchte sie die religiöse Aufregung auf dem Nachbargebiete des christlichen Martyriums. Fanatische Kleriker hetzten die Christen zu offener Widersetzlichkeit gegen die Moslim auf. Exaltierte Männer und Frauen ließen sich dazu bestimmen, öffentlich den Koran oder die Person des Propheten zu lästern, sie predigten in den Vorhöfen der Moscheen gegen den Islam und taten mutwillig alles, um sich die Strafen, die auf diese Vergehen gesetzt waren, zuzuziehen. Unter den Geistlichen, die sich in dieser Weise auszeichneten, tat sich besonders der Priester Eulogius in Cordova hervor; er hat zahlreiche Christen dazu bestimmt, den Tod des Märtyrers aus so



## Grundriß der Alhambra

Aus R. Borrmann und R. Gaul, Die Baukunst, Stuttgart 1900

frivolen und nichtigen Gründen zu suchen. Anfänglich behandelte der Kalif die christlichen Missetäter nur als Geisteskranke, aber da diese Verrücktheit wie eine Epidemie um sich griff und die Moslim mit der milden Behandlung nicht einverstanden waren, so ließ er dem Gesetze seinen Lauf und bestrafte jeden Christen, der sich gegen das Bekenntnis Mohammeds verging, mit dem Tode. Es mußten erst die Bischöfe gegen dieses unsinnige Gebahren einschreiten und ihre Gläubigen darauf hinweisen, daß sie durch ihr Verhalten nicht die Krone des Martyriums erwürben, sondern daß sie sich des versteckten Selbstmordes schuldig machten, ehe die Vernunft wieder zu ihrem Rechte kam. Schwerere Zeiten kamen für die Christen erst, als unter den Almoraviden und Almohaden der Einfluß der berberischen Orthodoxie zur Geltung kam. Ihre Priester, Fakire und Heiligen waren von der Toleranz der andalusischen Moslim weit entfernt, sie ähnelten in ihrem Zelotismus durchaus dem christkatholischen Klerus. Nun erst wurden viele bis dahin geschonte Kirchen niedergerissen oder in Moscheen verwandelt und die Christen nur ihres Glaubens wegen härter behandelt. Aber diese Woge mohammedanischer Orthodoxie ist rasch verebbt, sie hatte ihre zerstörende Kraft auch nicht in erster Linie gegen die Christen gerichtet, sondern weit mehr gegen die freigeistige Auffassung, die in Andalusien über den Koran herrschte. Ein besonderer geistlicher Stand der Moslim war erst unter Hischam I. am Ende des achten Jahrhunderts entstanden und hatte sich seitdem das Studium und die Auslegung des Koran zur Aufgabe gemacht. Unter dem Einfluß der arabischen Philosophen hatte das vernünftige Denken über den blinden Glauben gesiegt, der Islam, wie er unter den Kalifen Cordovas geübt wurde, war ein aufgeklärtes Bekenntnis. Nichts war den Berbern mehr verhaßt als diese freisinnige Anschauung; in ihrer puritanischen Glaubenswut haben sie die Bildung und Kultur ihrer eigenen Glaubensgenossen noch schärfer verfolgt als die der Christen.

Wie die Eroberer den unterworfenen Christen ihre eigene Verwaltung ließen, und sie weiterleben durften, als wäre im Grunde nichts geschehen, so behielten auch die Zuwandernden die Verfassung bei, unter der sie sich bis dahin zusammengeschlossen hatten. Nur der geringere Teil der fremdrassigen Bevölkerung zog sich in die Städte, die Mehrzahl bevorzugte den Aufenthalt auf dem flachen Lande, wo sie in Stämmen beisammen blieben, wie sie es gewohnt waren. Ein Scheich regelte ihre Angelegenheiten; ein Richter aus ihrer Mitte sprach das Recht; sie bewahrten ihre völlige Freiheit und Unabhängigkeit. Nur zu sehr! Diese weitreichende Autonomie hat das Zusammenwachsen zu einem Volksganzen verhindert und das staatliche Leben auf das schwerste belastet. Keine Familie, kein Stamm, keine Gemeinde wollte sich der anderen unterordnen, keiner sich dem anderen





*Das Tal des Darro in Granada*

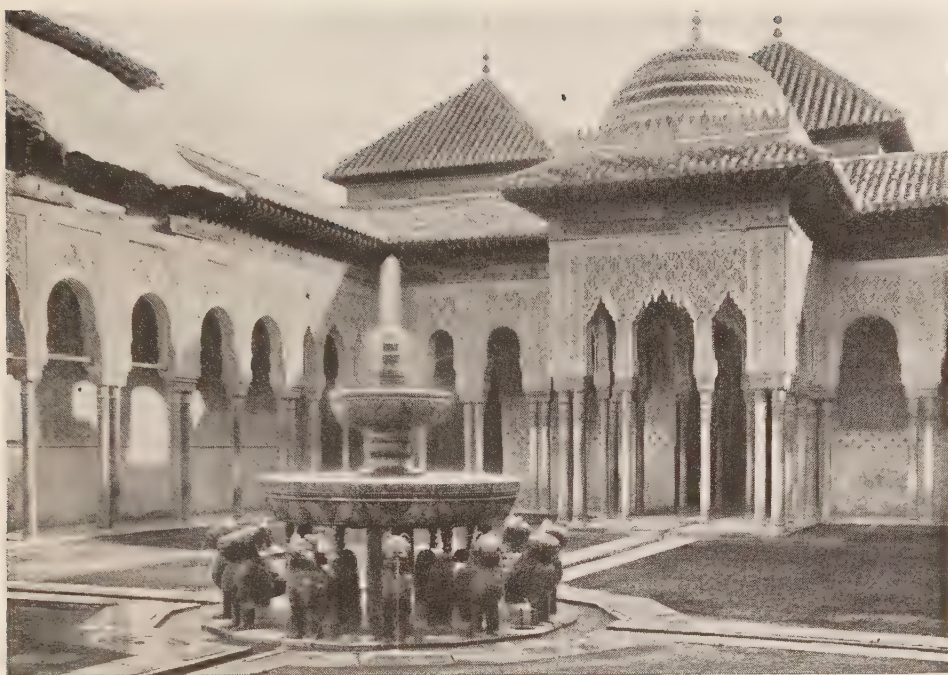
*Nach einer Zeichnung von G. Dore*

fügen. Die hohen Beamten und die Vornehmen gehorchten nur, wenn es ihnen gut schien, waren sie doch sicher, bei jeder Auflehnung gegen den Herrscher eine große Gefolgschaft hinter sich zu wissen.

Der Kalif galt zwar als Nachfolger des Propheten und vereinte als solcher die höchste geistliche und weltliche Macht in seiner Person, diese hohe Würde hat ihn aber nicht vor Empörungen und Nachstellungen geschützt. Dem Namen nach war er absoluter Herrscher, zu einem wirklichen Autokraten aber fehlte den meisten von ihnen die starke Persönlichkeit, die sich gegen Widersprüche und Einflüsse durchzusetzen vermag. Diesen waren sie schon dadurch ausgesetzt, daß ihnen ein oberster Staatsrat beigegeben war, der sich aus den angesehensten Scheichs zusammensetzte. Vor Entscheidung wichtiger Angelegenheiten mußte er gehört werden, und es war Brauch, in besonderen Fällen auch die Statthalter der Provinzen zu dem Kronrat einzuberufen. Waren die Herrscher schwach, so glitt die Ausübung der Macht leicht in die Hände des Großveziers, der die Regierung dann vollständig an sich riß. So war unter Hisham II. der Großvezier Ibn Abi Amir Almanzor allmächtig und hat als geschickter Diplomat und glücklicher Feldherr das Kalifat mit fester Hand regiert. War der Kalif oder König in seiner Wahl weniger vorsichtig gewesen, so beschwor er wohl Unruhen herauf. Am Hofe von Granada waren im elften Jahrhundert zwei Juden fünfzig Jahre lang im Vollbesitz der staatlichen Macht, Samuel Halevi und sein Sohn Josef. Sie müssen sich wohl sehr unbeliebt gemacht haben, denn ein Gedicht, das gegen sie in Umlauf gesetzt wurde, warf ihnen vor, daß ihr Stolz und ihre Anmaßung keine Grenzen kenne und sie sich sogar herausnähmen, den Glauben der Bekenner des Propheten öffentlich lächerlich zu machen. „Beeilt Euch, erwürgt sie“, schließt der Dichter, dem sie unvorsichtigerweise zu nahe getreten waren, seinen Aufruf. Der Pöbel Granadas ließ sich das nicht zweimal sagen. Am 30. Dezember des Jahres 1066 stürmte er den Palast Halevis, plünderte ihn, machte ihn dem Boden gleich und erschlug nicht nur Vater und Sohn, sondern gleich noch viertausend andere Juden dazu.

Das Kalifat von Cordova war eine Militärmonarchie und hatte die Verwaltung, seinem Charakter entsprechend, in Gouvernements eingeteilt. In der besten Zeit zählte man sieben, Cordova, Toledo, Merida, Zaragoza, Valencia, Granada, Murcia. Sie wurden nach dem Sturz des Kalifats sämtlich Königreiche, wozu allerdings nur noch wenig gehörte. Die Walis, die in diesen Provinzen geboten hatten, waren als Vertreter des Kalifen mit der größten Machtfülle bekleidet gewesen und hatten die geistliche, militärische und bürgerliche Verwaltung in der Hand gehabt. Kein Wunder, daß sie danach strebten, das letzte dünne Band, das sie an den Thron des Kalifen fesselte, auch noch zu zerreißen. Die Wehrpflicht war





*Der Löwenhof in der Alhambra*

allgemein; jeder erwachsene Mann war zur Heeresfolge verpflichtet, zumal wenn es sich um einen Feldzug gegen die Glaubensfeinde, die Christen handelte. Diese Kriege waren in der Regel nichts anderes als Beutezüge, bei denen es weniger um das Erringen strategischer Erfolge ging, als um Raub und Plünderung. Die Männer wurden niedergemacht; Greise, Frauen und Kinder sollten geschont werden. Gefangene, von denen Lösegeld zu erwarten war, wurden am Leben gelassen, aber einer Behandlung unterworfen, die ihnen oft genug den Tod als Erlöser erscheinen ließ. Sie wurden gefoltert und mit Ketten belastet; man kleidete sie in Lumpen, die von Ungeziefer wimmelten und versenkte sie in grausige Verließe voll Schmutz und Unrat, wo sie von Ratten angefressen wurden. Andere wurden als Sklaven verkauft. Diese Maßregeln waren Repressalien gegen die barbarische Roheit, mit der die Christen den Krieg gegen die „Ungläubigen“ führten. In ihrer vollen Strenge richtete sich die Vergeltung gegen den christlichen Klerus und die christlichen Kirchen. Für sie gab es, nachdem der Glaubenskampf auf beiden Seiten eingesetzt hatte, keine Schonung mehr. Die Gotteshäuser wurden verwüstet, ihr Inventar verschleppt und, wenn möglich, in einer Weise verwendet, die die Utensilien in den Augen der Christen entwürdigte. Das Heiligtum in Santiago wurde zerstört,





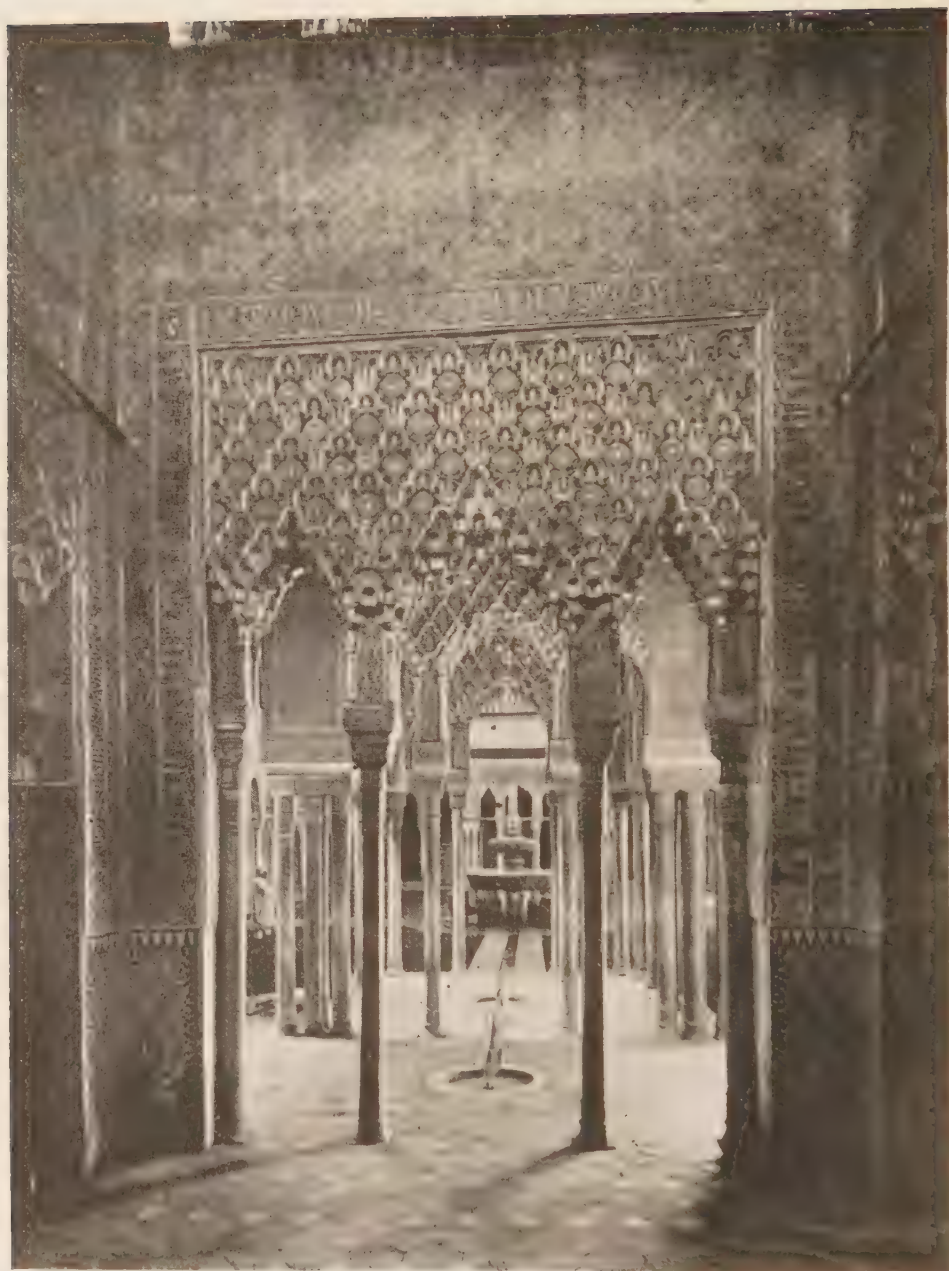
*Pavillon im Löwenhof der Alhambra*

und die Glocken nach Cordova gebracht, wo sie in der großen Moschee als Lampen dienen mußten. Wehe den christlichen Geistlichen, die in die Hände der Mauren fielen. In ihnen erkannte man mit Recht das feindselige Element, das immerfort gegen den Islam hetzte; sie starben meist unter Martern. In S. Pedro de Cerdeña wurden im Jahr 434 die zweihundert Mönche des Klosters kaltblütig hingeschlachtet und damit zu Märtyrern ihres Glaubens gemacht, deren Verehrung jahrhundertlang andauert hat. Von der eingebrachten Beute gehörte ein Fünftel von Rechts wegen dem Kalifen, was übrig blieb, kam zur Verteilung unter die Krieger, von denen jeder Reiter doppelt so viel empfing als ein Fußsoldat.

Die Fruchtbarkeit Andalusiens war die Veranlassung der Invasion gewesen; sie blieb das Hauptaugenmerk der Eroberer. Die Araber, Syrer, Berber waren keine Ackerbau treibenden Völker; sie überließen die Bodenkultur daher den Eingeborenen, die sie bis dahin betrieben hatten. Dafür spricht schon der Umstand, daß die Ackergerätschaften ihre alten Namen behielten, sie werden also auch ihre bisherige Gestalt beibehalten haben. Wenn in dieser Beziehung wenig oder nichts an dem Zustand geändert wurde, der bis zum Eindringen der Moslim geherrscht hatte, so haben sie an anderen Punkten mit Reformen eingesetzt, die von der einschneidendsten und nachhaltigsten Wirkung gewesen sind. Die Eroberer kamen aus wasserarmen Gegenden, in denen jeder Tropfen dieser kostbaren Flüssigkeit wie ein Schatz betrachtet wurde; sie hatten gelernt, mit dem feuchten Element sparsam und rationell umzugehen. Die Erfahrungen, die sie im Orient nach dieser Seite hin gemacht hatten, sind Spanien zu Nutze gekommen. Arabische Ingenieure haben das Bewässerungssystem der Pyrenäenhalbinsel zur höchsten Vollkommenheit gebracht; die Brunnen und Sammelbecken, die sie anlegten, die Kanäle, die sie



*Blick in den Löwenhof der Alhambra*



*Durchblick aus der Sala de justicia in den Löwenhof der Alhambra*

*Aus Junghändel, Die Baukunst Spaniens*





*Die Nische der Lindaraja in der Alhambra*

*Aus Junghündel, Die Baukunst Spaniens*



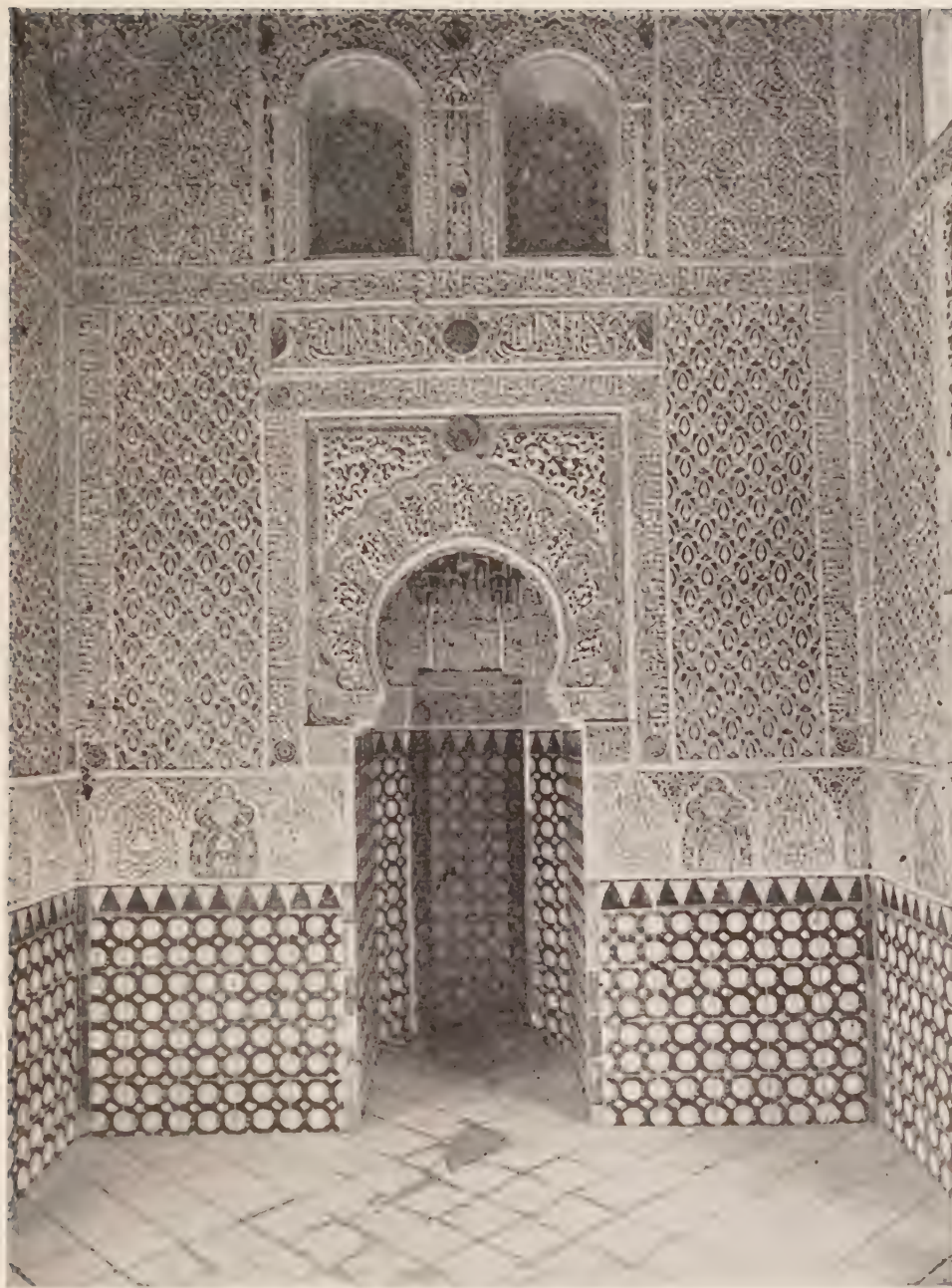
*Die kleine Moschee auf der Alhambra*

*Ius Cardenas. Museo Granadino de antigüedades arabes, 1886*

mit größtem Geschicke führten, verhalfen dem Boden zu einer Fruchtbarkeit, die er bis dahin nicht hatte zeigen können. Kunstreiche Schleusen regelten Zufluß und Abfluß. Das Wasser der Flüsse, möglichst hoch und der Quelle nahe abgefangen, verbreitete sich in hundert und tausend kleinen und kleinsten Adern über den weitesten Raum, statt daß es sonst wie ein Wildbach, Schaden stiftend und die Ufer zerstörend, dem Meere zueilte. Die hydraulischen Kenntnisse der maurischen Ingenieure waren bewunderungswürdig, zumal sie nur mit den einfachsten Hilfsmitteln und primitiven Schöpfwerken arbeiten konnten. Sie haben ihr Werk einer undankbaren Nachwelt als segenspendendes Erbe hinterlassen; die

Ebenen um Alicante, Valencia, Granada erfreuen sich noch jetzt der Erfolge ihrer Kunstfertigkeit, noch immer leitet der Kanal von Castellon, ein Meisterstück arabischer Ingenieurkunst, die Wasser des Mijares durch die Vega von Villareal. Dadurch wurden große Gebiete dem Ackerbau erschlossen und brach liegender Boden in bestes Garten- und Ackerland verwandelt. Diesen Gewinn haben die Einwanderer dann zu steigern gewußt, indem sie die Zahl der spanischen Bodenprodukte außerordentlich vermehrten. Nutz- und Zierpflanzen aller Art, Fruchtbäume, Gemüse und Getreidesorten haben sie eingeführt und Dank der Sonne und dem Boden Andalusiens dort akklimatisieren können. Abderrachman ließ für die Gärten seiner Lieblingserschöpfung, der Villa Russafa bei Cordova, die seltensten Bäume des Orients kommen, eine Dattelpalme, die dort gepflanzt wurde, soll die Stammutter aller übrigen in Spanien befindlichen geworden sein. Die Olive und die Feige waren infolge der Vernachlässigung verwildert; sie wurden veredelt und warfen reiche Erträge ab. Zu ihnen gesellte sich die Banane, die Orange, Aprikosen, Pfirsiche und Granaten.





*Der Mihrab der Moschee in der Alhambra*

*Aus Cardenas. Museo Granadino de antiguedades arabes, 1886*





*Portal der ehemaligen Münze in Granada*

*Aus Cardenas, Museo Granadino de antigüedades arabes, 1886*

Außer Reis wurde das Zuckerrohr angebaut, Pfeffer, Senf, Kapern gepflegt. Den Zwecken der Seidenzucht diente die Kultur des Maulbeerbaumes; Papyrus, Flachs, Baumwolle wurden im Textilgewerbe und zur Papierfabrikation gebraucht; Indigo, Henna, Saffran, Krepp waren für die Erzeugung der Farbstoffe wichtig. Die Vorliebe der Araber für Blumengärten und Wohlgertüche kam der Gärtnerei zu Gute, die sich zur Kunst entwickelte und alle jene Gewächse kultivierte, die für Parfümerien nötig sind. Unermüdlich waren die Mauren in der Veredelung der Pflanzen: noch heute behaupten die Rosen Sevillas ihren Ruf; sie werden erzielt, indem man die Reiser von Rosen auf Mandelbäume pflanzt. Ueber der Bodenkultur wurde die Viehzucht nicht vernachlässigt. Die andalusischen Pferde, mittels echt

arabischem Vollblut gezüchtet, wurden bald ebenso berühmt, wie ihre Ahnen und wurden auch des Vorzugs teilhaftig, in genealogischen Werken familien-geschichtlich beglaubigt zu werden.

Bodenkultur und Industrie arbeiteten sich in die Hände, sie hingen auf das innigste zusammen. Besonderen Ruhm genossen die Seidenstoffe, Brokat- und Damastgewebe, die mit denen des Orients erfolgreich rivalisierten, sie wurden vorzugsweise in Almeria, Cordova und Sevilla angefertigt. Zur Blütezeit Cordovas sollen sich in dieser Stadt allein 130000 Menschen mit der Seidenweberei ernährt haben und in Sevilla 16000 Seidenwebstühle in Gang gewesen sein. Ihre Muster entlehnten sie wie die Teppichwirkerei sassanidischen Vorlagen. Cordova genoß auch berechtigten Ruf durch das Leder, das dort verarbeitet wurde; dem farbigen



*Sevilla vom Guadalquivir aus  
Vorn Torre de Oro, hinten die Kathedrale mit der Giralda*

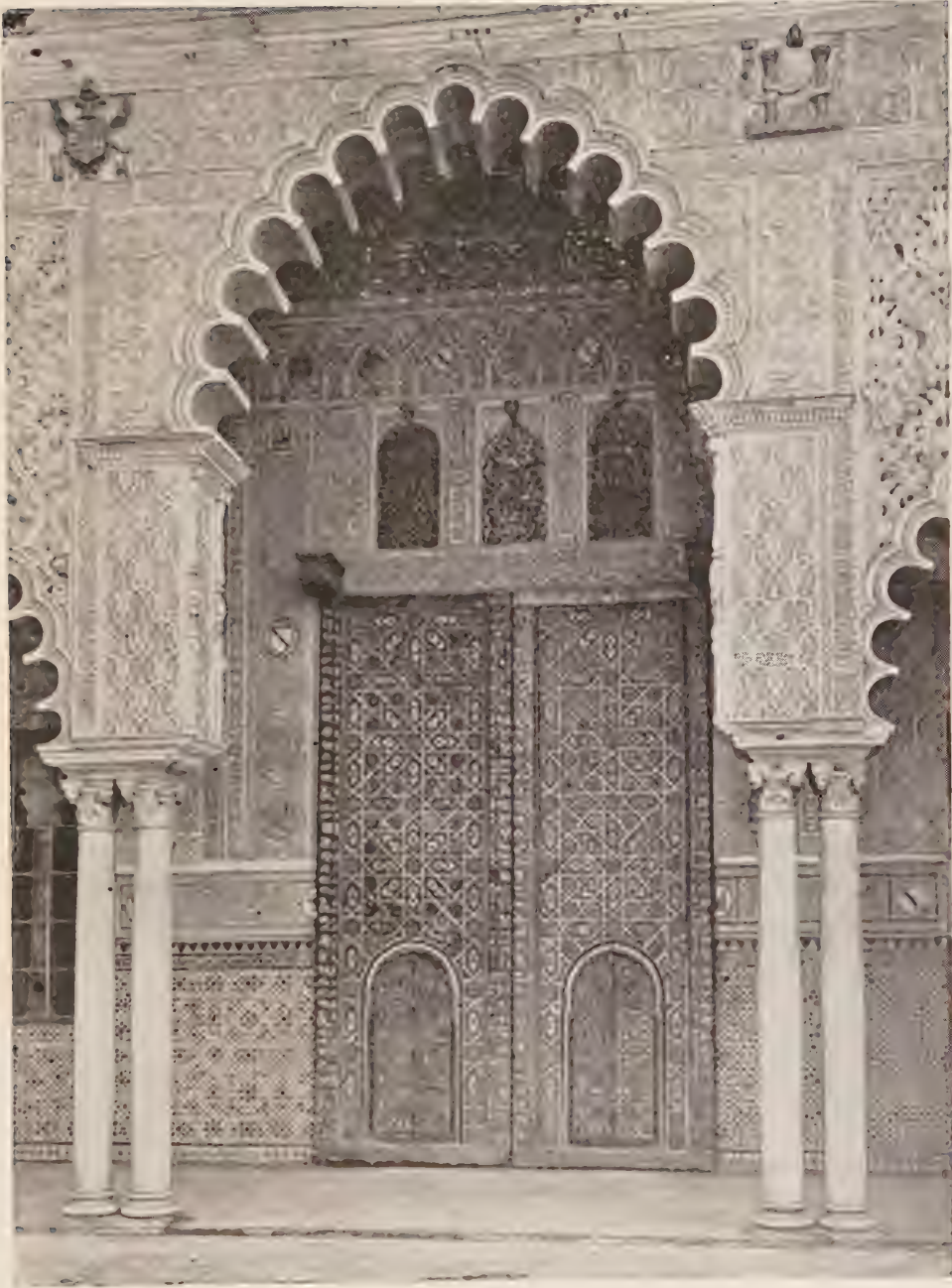
Schafleder, dem Corduan, hat es seinen Namen als Andenken hinterlassen. Ob die Araber durch die Chinesen das Papier kennen lernten, ist ungewiß; sicher ist, daß sie in Spanien Leinenlumpenpapier fabriziert haben. Es begann seit dem neunten und zehnten Jahrhundert in den Schreibstuben der alten Welt das kostspielige Pergament zu verdrängen. Das maurische Fabrikat war dick, gelb und brüchig, und man hielt wegen der unvollkommenen Vermahlung und wegen gewisser Zusätze dafür, daß es mit Baumwollfasern versetzt sei. Xativa und Toledo waren die Vororte dieses Industriezweiges, in letzterer Stadt war die Wasserkraft des Tajo von Vorteil, wie denn die Papierfabriken Toledos zu den ersten gehören, die Stampfwerke zum Zerkleinern und gleichzeitigen Waschen der Hadern verwendeten.

Ein in beständige Kriege verwickeltes Volk, wie die Mauren es waren, mußte die Herstellung von Waffen als seine besondere Obliegenheit betrachten, und sie haben es zu bedeutenden Leistungen darin gebracht. Sie verstanden, Eisen und

Stahl zu veredeln und mit Hilfe dieses Materials Klingen für Hieb und Stich zu schmieden. Da Wasser und Sand des Tajo Eigenschaften besitzen sollen, welche die Herstellung guter Schwerter besonders begünstigen — das *cultrum Toletanum* war schon zu Cäsars Zeit berühmt — so wurde Toledo zur Maurenzeit und noch lange darnach der Hauptort der Waffenfabrikation. Die Kalifen Cordovas wendeten ihr die größte Aufmerksamkeit zu, denn brauchbare Waffen waren für sie und den Bestand ihres Reiches eine Lebensfrage. Al Hakem II. sandte im Jahre 965 köstliche Waffen aus Toledo als Geschenk an König Sancho von Leon. Die toledanischen Schwerter, deren Stahl aus den Eisenminen von Mondragon bezogen wurde, waren im Mittelalter in der ganzen Welt berühmt. Das Heldenlied Biterolf feiert Mime, den berühmten Waffenschmied, der „saz in Azzaria“ zwanzig Meilen von Toledo, wo er Biterolfs gutes Schwert „Schrift“ schmiedet. Auch im Parzival werden Waffen erwähnt, die aus Toledo stammen. Noch das Schwert Boabdils, des letzten Maurenkönigs von Granada, stammte aus Toledo. Es ist eine hervorragende Arbeit und befindet sich noch heute im Besitz des Marquis von Villaseca. Auch diese Kunstfertigkeit der Mauren verblieb ihren Besiegern als ein Erbe, das diese nicht zu schätzen und nicht zu behaupten wußten. Auf das engste hängt mit der Herstellung von Waffen die Kunst des Goldschmiedes zusammen, der für die Griffe und die Scheiden der Schwerter zu sorgen hat. Sie haben in dieser Beziehung ausgezeichnete Leistungen hervorgebracht. Die Technik der Einlage von Gold und Silber in Stahl war die Kunstübung, welche die Mauren mit größtem Geschick übten und zur Vollkommenheit brachten. Die tauschierten Arbeiten in Stahl sind die einzig originellen, die Spanien auch heute noch hervorbringt.

Wie das Textilgewerbe und die Waffenfabrikation gelangte auch die Keramik zu hoher Blüte. Sie setzt anfangs nur das fort, was sie an Mustern und Formen bei den Eingeborenen vorfindet, sodaß die maurischen Töpferwaren der ältesten Zeit mit den spätrömisch-byzantinischen eine große Ähnlichkeit zeigen, bald aber beginnen die Handwerker und Künstler einen eigenen, national bedingten Stil zu entfalten. Die Formen werden mannigfaltiger, die Skala der Farben reicher, der Geschmack im Dekor individuell. Sie haben ihre Lehrer überholt. Die Majoliken mit dem berühmten Goldlustre und den köstlich irisierenden Metallfarben gehören zu dem ästhetisch Schönsten, das diese Technik überhaupt hervorbringen kann. Die großen Vasen — einige der erhaltenen Prachtstücke entstammen der Alhambra — die Schüsseln und Krüge aus Steingut sind Zeugen für den hochentwickelten Kunstgeschmack des Volkes, das sie zu seinem täglichen Gebrauche schuf. Sie sind für den Stand der Kultur bei den Mauren nicht weniger überzeugende Beispiele, als es etwa die Erzeugnisse der Kleinkunst Pompejis für die römische





*Patio de las Doncellas im Alcazar von Sevilla*

Kaiserzeit sind. Die Plattenkeramik, welche sich mit der Herstellung der Azulejos befaßte, entstand wohl als Ersatz für das kostspielige Mosaik von Marmor. Man belegte mit den bunten gebrannten Fliesen den Boden und die Wände in Sockelhöhe und hat in dieser Art der Verwendung überaus ansprechende Wirkungen erzielt. Diese Technik, die aus den Ländern stammt, die um den Euphrat und Nil liegen, gewann in ganz Spanien Eingang und Beliebtheit, denn ihre Produkte klingen mit den farbig getränkten bunten Plafonds auf das harmonischste zusammen. Für seine Fayencen war zumal Malaga berühmt. Ibn Batuta schreibt um 1350: „In dieser Stadt wird eine schöne vergoldete Töpferware hergestellt, die in die entferntesten Länder versandt wird.“

Die Entwicklung der Bodenkultur und der Industrie eröffnete reiche Quellen des Erwerbes und gewährte einer weit zahlreicheren Bevölkerung auskömmlichen Unterhalt, als sie vorher bestanden hatte. Man nimmt schätzungsweise an, daß das Kalifat, als es sich in seiner Blüte befand, etwa 25 bis 30 Millionen Untertanen zählte, während das ganze Spanien unter Philipp II. nur etwa 7 Millionen Einwohner besaß. Nach orientalischer Sitte wohnten die Vertreter der einzelnen Industriezweige beisammen, ebenso wie in den Bazaren ihre Warenlager in bestimmten Vierteln vereint waren. Der Gewerbefleiß gehört zu den Tugenden, die der Koran preist, und so deckten die Erzeugnisse, die der Boden und die Industrie hergaben, mehr als den eigenen Bedarf. Infolgedessen blühte der Handel, der sich auf dem Schiffs- und Karawanenwege bis tief nach Afrika und Asien hinein erstreckte. Als die Europäer im Zeitalter der Entdeckungen ihre Fahrten immer weiter nach dem Osten richteten und schließlich das Wagnis der Umschiffung Afrikas unternahmen, da war die direkte Verbindung mit Indien der Hauptantrieb ihrer Unternehmungen. Man wollte die ungeheuren Profite, die der Zwischenhandel den arabischen und maurischen Händlern abwarf, in die eigene Tasche fließen lassen. Der Handel des maurischen Spanien befand sich in den Händen der Juden. Sie genossen volle Freiheit und brachten es zu Ansehen, Einfluß und großem Reichtum. Die katholische Kirche förderte ihre Geschäfte, indem sie den Christen den Handel mit den Mauren untersagte, nicht aus dem Beweggrund des gefährdeten Glaubens, sondern mit der Absicht, sich die Erlaubnis dazu in jedem einzelnen Fall teuer abkaufen zu lassen. Jedenfalls haben die Juden von dieser Haltung der kirchlichen Behörden den größten Vorteil gehabt. Sie brachten es infolge ihres Wohlstandes zu den höchsten Stellungen, Salomo Halevi und sein Sohn haben in Granada fünfzig Jahre lang das Amt des Großveziers inne gehabt. Wegen ihres Bekenntnisses haben sie unter den Mauren keine Verfolgungen erlitten, wenigstens nur vorübergehend zur Zeit der orthodoxen Almoraviden, die ihre Strenge ja auch gegen die



*Cuarto de la Infanta im Alcazar von Sevilla*

*Aus Junghündel, Die Baukunst Spaniens*



Christen und die lax gewordenen Mohammedaner selbst richteten. Damals traf es sich, daß der Schatz der Kaaba in Mekka gestohlen worden war, und da die Juden beschuldigt wurden, an dem Diebstahl als Hehler beteiligt zu sein, so war ein Grund gefunden gegen sie vorzugehen. In der ersten Wut wurden in Spanien 48 ihrer Synagogen verbrannt und sie, wenn sie nicht auswandern wollten, gezwungen, zum Islam überzutreten.

Die hohe Blüte von Ackerbau, Gewerbe und Handel förderte mit dem Reichtum, den sie erzeugte, die geistige und künstlerische Kultur, die unter den Mauren die höchste Stufe erreichte. Unmittelbar kam sie den Staatseinnahmen zugute. Sie betrug unter den ersten Emiren schon gegen 600000 Dukaten, stiegen unter Abderrachman III. aber auf 13 Millionen Dukaten. Der Dukaten hatte einen Wert von mehr als zehn Mark unserer Vorkriegswährung, seine Kaufkraft aber war wesentlich stärker, sodaß man das Verhältnis von damals zur Vorkriegszeit etwa wie 1 : 11 betrachten muß. Diese Einnahmen gestatteten den Kalifen und nach ihnen den Teilkönigen die Pflege aller Wissenschaften und schönen Künste, der materielle Wohlstand bildete die notwendige Grundlage der geistigen Kultur. Der Ausbildung der arabischen Sprache kam es zugute, daß sie nicht nur die Sprache des Verkehrs war, sondern auch die einzige, die in den öffentlichen Schulen gelehrt wurde. So wurden auch die Christen genötigt, sich ihrer zu bedienen. Von diesem arabischen Einschlag ihres Wesens empfingen sie den Namen Must-Arabin (Christen unter mohammedanischer Herrschaft), was sich im spanischen Idiom zu dem Wort Mozaraber abschliff. Das Unterrichtswesen war vorzüglich organisiert. In Cordova, Sevilla, Toledo, Valencia, Almeria, Malaga, Jaen bestanden Akademien, an denen Fortgeschrittene sich den Wissenschaften widmen konnten. An allen Orten gab es Mittel- und Elementarschulen, die den Anfangsunterricht unentgeltlich erteilten, in Cordova existierten allein 27. Dadurch wurde die Kenntnis des Lesens und Schreibens eine ganz allgemeine, beinahe in allen Klassen verbreitete, und zwar zu einer Zeit, in der sie im übrigen Europa noch zu den Ausnahmen gehörte. Im Abendlande konnten nur sehr gelehrte Leute lesen und schreiben, oft nicht einmal beides, bei Laien war diese Kunst eine so seltene Ausnahme, daß die erstaunten Chronisten nie verfehlt haben, die Nachwelt mit diesem Wunder bekannt zu machen. Das maurische Spanien nimmt auch in dieser Beziehung eine Ausnahmestellung in jener Zeit ein.

Dank der freien religiösen Anschauungen, die im arabischen Spanien herrschten, blieb den Mauren keine Wissenschaft fremd. Während das christliche Europa in Unwissenheit verharrte, wurde in Spanien gelernt, geforscht und gelehrt. Diese geistige Strömung war so stark, daß selbst die Bigotterie der Almoraviden und die



*Das Dormitorio de los Reyes im Alcazar von Sevilla*

*Aus Junghündel, Die Baukunst Spaniens*

Roheit berberischer Krieger nicht imstande war, sie dauernd zu unterdrücken; sie setzte sich, aller Widerstände zum Trotz, siegreich durch. Maurische Gelehrte vermittelten dem Abendlande die Kenntniss des Aristoteles, dessen Schriften hier in syrischen, allerdings sehr fehlerhaften Uebersetzungen bekannt waren und mit Hilfe spanischer Juden in das Lateinische übersetzt wurden. Von ihnen empfing die katholische Kirche des Mittelalters den Philosophen, auf dessen Gedankenwelt, wie ungenügend und unvollständig sie ihr auf diesem Wege auch nur bekannt werden mochte, sie ihr scholastisches System errichtete. In Spanien befruchtete diese Philosophie das Gesamtgebiet des Wissens, denn wenn von den Geisteswissenschaften auch Theologie und Jurisprudenz an den Koran gewiesen blieben, so kam die freiere Auffassung, die dem Atheismus benachbart war, doch auch ihnen zugute. Vor allem förderte sie das Studium der Natur in allen ihren Erscheinungen. Medizin, Chirurgie, Physik, Astronomie wurden mit dem größten Eifer betrieben und erzielten die schönsten Resultate. Maurische und jüdische Aerzte wurden von allen christlichen Fürsten, den Päpsten eingeschlossen, mit Vorliebe konsultiert, waren sie es doch auch, welche die Arzneimittellehre, die bei den Christen auf bloßer Empirie beruhte, zum Range einer Wissenschaft erhoben hatten. In der Astronomie waren die Araber von altersher Meister, ihnen war ja auch ein immer wolkenloser Himmel zur Betrachtung der Gestirne günstiger als den Nordländern. Die Ergebnisse ihrer Betrachtungen und Berechnungen haben allen später gekommenen als Ausgangspunkt ihrer Forschung gedient; die Lehrbücher der arabischen Autoren behaupteten sich jahrhundertlang im Unterricht der christlichen Universitäten. Sie waren der übrigen gelehrten Welt allerdings weit voraus; sie waren die ersten, die zu einer völlig richtigen Weltanschauung gelangten und die Ueberzeugung von der Kugelgestalt der Erde schon zu einer Zeit gewonnen hatten, als im Abendlande noch das System des Ptolemäus für unumstößlich galt. Columbus schrieb im Oktober 1492 aus Haiti, er verdanke dem Averroës die Anregung zu seiner so folgenschweren Entdeckungsfahrt; das Studium dieses Philosophen hatte ihn auf die Vermutung geführt, daß man Indien auf dem geraden Wege nach Westen schneller erreichen müsse, als auf dem Umweg um Afrika. Dieser berühmte Philosoph, der am Hofe des Almohadensultans Abd-ul-Mumen lebte, war der erste Vertreter aristotelischer Weltanschauung, deren Ansehen er begründete. Die christliche Kirche, die ihm soviel verdankt, hat ihn gefürchtet und verketzert. Averroës galt für den Erfinder der bertichtigten Formel von den drei Betrügnern, die die Menschheit genarrt hätten: Moses, Christus und Mohammed. Nur neun Jahre jünger als er war der ebenfalls in Cordova geborene jüdische Gelehrte Rabbi Moses ben Maimun, bekannter unter dem Namen Maimonides, der





*Titian*

*Kaiserin Isabella*



mit dem Mohammedaner das gleiche Schicksal teilte, auswandern und in der Fremde sterben zu müssen. Er hat die Lehre des Judentums philosophisch zu begründen versucht; von ihm rührt die Fabel von den drei Ringen her, die bald Eigentum der Weltliteratur wurde.

Hand in Hand mit der Förderung der wissenschaftlichen Studien ging das Sammeln ihrer Erzeugnisse; im maurischen Spanien gab es zahlreiche Büchersammlungen größeren und geringeren Umfangs. Der Kalif Al Hakem brachte in Cordova eine Bibliothek von vierhunderttausend Bänden zusammen. Er soll sie nicht nur alle gelesen haben, sondern hatte die Mehrzahl von ihnen auch mit Randbemerkungen von seiner Hand versehen. Der Einbruch der Berber wurde ihr verhängnisvoll; sie haben im Jahre 1013 den besten Teil verbrannt, den Rest verkauft. Ungeachtet dieser Barbarei, die ihre wilde Unwissenheit auch in der Zerstörung anderer Büchersammlungen austobte, gab es im dreizehnten Jahrhundert in Andalusien noch siebzig öffentliche Bibliotheken zum Gebrauch für jeden Gebildeten. Die Herrscher aus dem Hause der Beni-Dhilmun in Toledo waren so leidenschaftliche Bücherfreunde, daß sie solche mit Gewalt fortnahmen, wo sie sie fanden und einem Bibliophilen jener Tage, al-Arauschi, seine schöne Bibliothek einfach konfiszierten. Als in Toledo das Stadtviertel in Flammen stand, in dem der Gelehrte Ben Maimon wohnte, da beeilte man sich, die berühmte Bibliothek desselben zu retten; das übrige ließ man ruhig verbrennen.

Soweit das Abendland mit dem so überaus lebhaften literarischen Betrieb im maurischen Spanien bekannt wurde, nahm es mehr mit Erstaunen als mit Bewunderung von ihm Kenntnis. Gegenüber der Unwissenheit und geistigen Trägheit, die in Europa allgemein waren, war diese Erscheinung so seltsam und so ungewöhnlich, daß es nicht mit rechten Dingen zuzugehen schien. Man verband mit dem mohammedanischen Spanien die Vorstellung von etwas Wunderbarem und Geheimnisvollen. Hinter den rätselhaften Schriftzeichen der Araber schien ein Wissen verborgen, das umso stärker anzog, je größer die Schwierigkeit war, sich seiner zu bemächtigen. Dieser Drang nach einer verborgenen Weisheit, einer solchen, die außerhalb der geoffenbarten Wahrheit kund wurde, schien den Hütern christlichen Wissens, den Geistlichen, eine Sünde, das Streben nach ihr, die Heiden und Juden lehrten, ein Frevel. Sie verdächtigten die Araber als Zauberer und Schwarzkünstler, ihre Wissenschaft als Teufelslehre. Man behauptete gutgläubig, in Toledo, Salamanca und Sevilla werde die Teufelskunst ganz öffentlich gelehrt. Nach dem Stricker gab es in Toledo die besten Meister der Zauberkunst, und Cäsarius von Heisterbach beschuldigt junge Herren aus Schwaben und Bayern, sie seien nach Toledo gezogen um die schwarze Magie zu lernen. Wolfram von Eschenbach läßt seinen Gewährs-



mann Kiot in Toledo die Geschichte des Grals finden, welche Flegetanis, der die Gestirne und ihren Einfluß auf die Geschehnisse der Menschen kannte, aufgezeichnet hatte. Ob Michael Scotus, Gerhard von Cremona, Hermannus Contractus sich wirklich der Nekromantie zuliebe nach Spanien begaben, bleibe dahingestellt; sie trieben hier das Studium von Avicenna und Averroës und brachten als dauernden Gewinn die Kenntnis des Aristoteles heim.

Einen ganz unverhältnismäßig großen Raum nahm in Literatur und Wissenschaft die Dichtkunst ein. Die Poesie bildete im maurischen Spanien den Mittelpunkt des geistigen Lebens, sie wurde von hoch und niedrig mit dem gleichen Eifer gepflegt. Die Sultane aus der Omajaden-Dynastie hatten besoldete Hofdichter, sie hielten ihre großen Staatsreden gelegentlich in Versen, der Hauptschmuck der Wände ihrer Schlösser bestand aus Gedichten. Die Lyrik überwiegt; für die Erzählung wählte der Araber ausschließlich die Prosa, er glaubte die Poesie zu erniedrigen, wenn er sie für den erzählenden Stil benutzte. Dabei fällt der Kontrast auf, in dem sich der dichterische Vorstellungskreis mit den Tatsachen des realen Lebens befindet. Die Mauren waren eine kriegerische Rasse, aus eigenem und fremdem Antrieb zu beständigen Kriegen gezwungen, daheim aber fleißig und arbeitsam. Ihre Poesie dagegen verleugnet diese Eigenschaften, so als sei dies lebhaftes, geistvolles und eindrucksfähiges Volk durch das andalusische Klima und die Raffinements der Zivilisation verweichlicht und erschläfft. Der Maure gefällt sich in seinen Gedichten in einer sanften Melancholie, er gibt sich wie Dozy es so hübsch zu schildern weiß, Träumereien hin und verliert sich in der Betrachtung der Natur und ihrer Erscheinungen. Bäume und Blumen, die Gewässer und die Sterne, der Sonnenuntergang und der Mond haben ihm viel zu erzählen. Im Ausdruck kommt es weniger auf dichterische Kraft an, als auf die Virtuosität der Sprache. Man schätzte metrische Spielereien und grammatikalische Feinheiten mehr als den inneren Zusammenhang. Gedanken und Bilder werden oft nur ganz äußerlich aneinander gereiht, Gleichnisse von weit her zusammengesucht. Es ist eine Poesie, die sich immer nach Vorbildern umsieht, und da ihr fremde Sprachen verschlossen sind, wohl oder übel stets bei den gleichen Modellen der eigenen Vorzeit anlangt. Eine prachtvolle Diktion, ein Schwall glänzender Worte und schimmernder Bilder, muß für den Mangel an wahren Gefühl entschädigen. Das Dichten entartet zu einer stereotypen Manier, mit seltsamen Antithesen und Metaphern wird das schon neunundneunzig Mal gesagte zum hundersten Mal wiederholt. Daher kommt es, daß diese Poesie nicht nur den Fremden unverständlich blieb, sondern auch der großen Masse. Um sie wirklich verstehen zu können und alle ihre Feinheiten zu würdigen, mußte man lange und gründlich die alten



*Die frühere Synagoge (Heute S. Maria la Blanca) in Toledo*

*Lithographie aus España artística y monumental, Paris 1842*

Meister studiert haben. Trotz aller ihrer Mängel übertrifft die Dichtkunst der spanischen Araber, wie Schack will, an Zartheit der Empfindung, Reichtum und Glanz der Bilder doch jene der Provenzalen, deren Troubadours mit ihnen zur gleichen Zeit lebten. Viele Gedichte auswendig zu können war im maurischen Spanien ein unerläßliches Erfordernis der Bildung, es war wie im Deutschland der Biedermeierzeit, jedermann dichtete und konnte auf Verlangen improvisieren. Die professionellen Reimschmiede, die sich in der Gunst der Fürsten sonnten, spielten im öffentlichen Leben die Hauptrolle, ihnen war das Interesse etwa in dem Grade zugewandt, wie heute Preisboxern oder Filmsternen. Sie traten mit der Anmaßung auf, wie im Italien der Renaissance die Humanisten, nichts war zu gut für sie und die verschwenderische Großmut der Herrscher hat ihnen nie genug getan. Ein gutes Gedicht war ein Ruhmestitel wie eine gewonnene Schlacht, so haben sie denn alle gereimt, Männer und Frauen, groß und klein, jung und alt.



*Die frühere Synagoge - Heute Kirche del Transito in Toledo*  
*Lithographie aus España artística y monumental, Paris 1842*





*Der große Saal der Aljaferia in Zaragoza*

*Lithographie aus España artística y monumental, Paris 1842*

Die Fürsten gingen mit ihrem Beispiel voran. Viele von ihnen haben umfangreiche Werke verfaßt. Die Könige von Badajoz, Almeria, Zaragoza zogen so viele Schöngeister an ihre Höfe, als ihrem Rufe nur irgend folgen wollten und dichteten mit ihnen um die Wette. Der berühmteste von ihnen ist wohl Al Motamid, der Dichterkönig von Sevilla, dessen Bild Schack so sympathisch gezeichnet hat. Unter den arabischen Dichtern gebührt ihm ein Platz in der vordersten Reihe und aus dieser hebt ihn sein tragisches Schicksal hoch hinaus. Freigebig, gastfreundlich, großmütig, allen Künsten des Friedens zugetan, regierte er 22 Jahre in Sevilla, wo er seinen glänzenden Hof hielt. 1091 von dem almoravidischen Bundesgenossen, den er selbst gerufen, vom Thron gestoßen, endete er sein Leben im größten Elend in Marokko, bis zur letzten Stunde Philosoph und Dichter.

An dem geistigen Leben der Mauren haben die Christen starken Anteil genommen. Nach der Ansicht ihrer geistlichen Zeitgenossen sogar viel zu starken. Die Mozaraber nahmen mit der arabischen Kultur auch die arabische Sprache an. Bewogen vielleicht durch die hohe Stufe der Entwicklung, auf der sich die schöne Literatur der Eroberer befand, vielleicht auch angezogen durch den Reiz der Neuheit, eine weltliche Dichtkunst scheint unter den Westgoten kaum bestanden zu haben, wendeten auch die Christen sich der Pflege der arabischen Sprache und Poesie zu. Kaum vier Jahrzehnte nach der Eroberung, in der Mitte des 8. Jahrhunderts, klagt der Bischof Alvaro von Cordova: „Viele meiner Glaubensgenossen lesen die Gedichte und Märchen der Araber. Sie studieren die Schriften der mohammedanischen Theologen und Philosophen, nicht um sie zu widerlegen, sondern um zu lernen, wie man sich auf korrekte und elegante Weise im Arabischen ausdrücke. Wo findet man heute einen Laien, der die lateinischen Kommentare und die heiligen Schriften liest? Wer unter ihnen studiert die Evangelien, die Propheten, die Apostel? Ach, alle jungen Christen, die sich durch ihr Talent bemerkbar machen, kennen nur die Sprache und Literatur der Araber. Sie lesen und studieren auf das eifrigste die arabischen Bücher, legen sich mit enormen Kosten große Bibliotheken an und sprechen überall laut aus, diese Literatur sei bewunderungswürdig. Redet man ihnen dagegen von christlichen Büchern, so antworten sie mit Geringschätzung, diese Bücher verdienen ihre Beachtung nicht. O Schmerz! Die Christen haben sogar ihre Sprache vergessen und unter Tausenden von uns findet man kaum einen, der einen erträglichen lateinischen Brief an einen Freund zu schreiben versteht. Dagegen wissen Unzählige sich auf das eleganteste im Arabischen auszudrücken und Gedichte in dieser Sprache mit noch größerer Kunst als die Araber selbst zu verfassen.“ Es kam so weit, daß der Erzbischof Johann von Sevilla die Bibel in das Arabische übersetzen mußte und der Presbyter Daniel die alten Canones



*Die Dominikaner-Kirche in Calatayud*  
*Lithographie aus España artística y monumental, Paris 1842*



der spanischen Kirche aus dem Latein der Ursprache ebenfalls in das Arabische übertrug, weil die Christen ihres Sprengels die Sprache ihrer Vorfahren vergessen hatten.

Das Arabische drang im mittleren und südlichen Spanien in die Sprache der Urkunden und Grabschriften, sogar die der christlichen Geistlichen ein, es blieb jahrhundertlang im größeren Teil der Pyrenäen-Halbinsel die Sprache des täglichen Verkehrs und doch gehört ihm von dem Wortschatz des heutigen spanischen Idioms nur der zehnte Teil an. Die Dauer der römischen Herrschaft reicht bei weitem nicht an die der Araber heran, die spanische Sprache aber ist zur Hälfte lateinischen Ursprungs. Das ist höchst bemerkenswert, umso mehr, wenn man einmal die Natur der arabischen Wortstämme untersucht, die ja so leicht erkennbare Fremdlinge im Kastilianischen sind. Die Ausdrücke, welche die Schrift- und Umgangssprache Spaniens aus dem Arabischen aufgenommen hat, bezeichnen alle sinnlich wahrnehmbare Gegenstände oder Begriffe aus der Naturforschung und den exakten Wissenschaften, in welchen die arabischen Gelehrten Hervorragendes geleistet haben. Arabisch sind auch die Bezeichnungen für Maße und Gewichte, selbst vielfach die für Ämter und Würden.

„Nicht ein einziges Wort“, schreibt Diez in seiner Grammatik, „ist aus der Sphäre des Gemüts entlehnt, als ob das Verhältnis zwischen Christen und Mohammedanern sich schlechthin auf den äußeren Verkehr beschränkt und keine herzliche Annäherung wie zwischen Römern und Goten gestattet hätte“. Mögen die arabischen Worte im heutigen Spanisch auch nicht so zahlreich sein, wie man bei oberflächlicher Prüfung glaubt, so fallen sie in der Aussprache und im Satzbild umso mehr auf. Diese Eigenschaft teilen sie mit der maurischen Kunst. Soviel Mühe sich die Christen nach der endlichen Wiedereroberung der Halbinsel auch gegeben haben, die Spuren der von ihnen gehaßten Rasse zu vertilgen, soviel wie sie auch zerstört und geändert haben mögen, so ist es ihnen doch nicht gelungen, alles das zu beseitigen, was dies kunstbegabte Volk in den Jahrhunderten seiner Herrschaft und sogar noch nachher geschaffen hat.

So wenig wie die Goten einen eigenen Baustil besaßen, als sie von Spanien Besitz nahmen, so wenig war es bei den Arabern der Fall. Sie hatten im Umherziehen gelebt; das einzige Bauwerk, das sie kannten, war ihr Zelt. Sie kamen aus der Wüste in ein altes Kulturland, aber sie brachten in die neue Heimat, die sie sich mit dem Schwerte unterwarfen, eine äußerst wertvolle Eigenschaft mit: die geistige Frische eines jugendlichen Volkes, dem die Zivilisation noch nichts hatte anhaben können. Aus dieser Unberührtheit heraus schufen sie in Spanien einen Dekorationssstil, der ein seltsames und reizvolles Gebilde darstellt, umso eigentümlicher, als Plastik und Malerei zur Wirkung nicht beitragen. Fast möchte man hinzufügen,

auch die Architektur nicht, so sehr ist alles allein auf den schönen Schein gestellt, unter gänzlicher Hintenansetzung des konstruktiven Gedankens. Von den ältesten Bauten der Mohammedaner sind nur spärliche Bruchstücke in Mérida erhalten, deren Entstehungszeit wohl noch in das achte Jahrhundert zu setzen ist. Vielleicht sind, wie Gurlitt will, die Juden die ersten gewesen, die nach dem Niederbruch der westgotischen Herrschaft an die Aufführung neuer Gebäude denken konnten, sie errichteten schon im Jahre 713 in Zaragoza eine Synagoge und dann eine in Cordova, aber auch von ihnen ist kein Stein auf dem anderen geblieben, sie erlagen den wiederholten Judenhetzen. Da die

Araber anfangs die christlichen Kirchen für ihren Gottesdienst adaptierten oder mitbenutzten, lag nicht einmal die Notwendigkeit vor, eigene Moscheen zu errichten und es sind mehr als zwei Menschenalter verstrichen, ehe sie dazu geschritten sind. Damit erwachten die Erinnerungen ihres Wanderlebens. Die Ideen iranischer Künstler, die im Persien der Sassanidenzeit geschaffen hatten, beeinflussten die islamische Architektur Spaniens, die sich ihre Vorbilder aus dem fernen Osten holte. Vorhandenes Baumaterial, das in weitestem Umfange zur Verwendung gelangt, bestimmt die Form, persisch-orientalische Motive verschwistern sich mit byzantinischer Technik für die phantasievolle Durchführung im einzelnen. Die große Moschee in Cordova wurde im Jahr 785 begonnen und war 796 vollendet. Ihr Erbauer Abderrachman I. berief zur Ausführung Künstler aus Bagdad und Konstantinopel, die Planung geht auf die Amru-Moschee in Kairo zurück, die im Jahre 642 erbaut worden war. Sie hat den Urtyp der ältesten Moscheen hergegeben, dem auch die Moschee in Cordova entspricht. Ein mit Bäumen bepflanzter, und mit fließendem Wasser versehener Hof für die vorgeschriebenen



*Die Puerta del Sol in Toledo*



*Reste vom Palast Peter des Grausamen in Toledo*

*Heute Kloster S. Isabel*

Waschungen, eine Halle für die Verrichtung des Gebets. Die Nische des Mihrab gibt die Richtung nach Mekka an, eine Predigtkanzel und der durch die Maksura abgeschlossene Raum für die Geistlichkeit, genügen für die Einteilung des Inneren. Wie die Amru-Moschee, ist auch jene in Cordova aus Säulenhallen gebildet, für die man die Säulen angeblich aus ganz Spanien zusammenschleppte. Nicht nur ihr Material Marmor, Jaspis, Porphy, Verde antico ist ganz verschieden, auch in der Höhe weichen sie von einander ab. Da diese 3 Meter nicht übersteigt, hat man der mangelnden Entwicklung nach der Höhe durch Mauerwerk abgeholfen, das gerade wie in der Amru-Moschee von Säule zu Säule springt und sich in seltsamen Vielpaßbogen durcheinander zu bewegen scheint. Die ursprüngliche Decke war ein einfaches byzantinisches Satteldach, dessen Balkenlagen aus afrikanischem Thuya-Holz geschnitzt und eingelegt waren. Dieser Plafond, ist 1713 durch die heutigen Wölbungen nicht ersetzt, sondern nur versteckt worden. Soweit die Kunst des Architekten in Frage kommt, ist sie außerordentlich bescheiden, an eine Steigerung der Raumidee, wie sie der christliche Kirchenbau verlangt und wie sie schon damals in der Basilika durchgeführt war, ist garnicht gedacht und wie





*Palast der Herzöge von Infantado in Guadalajara*

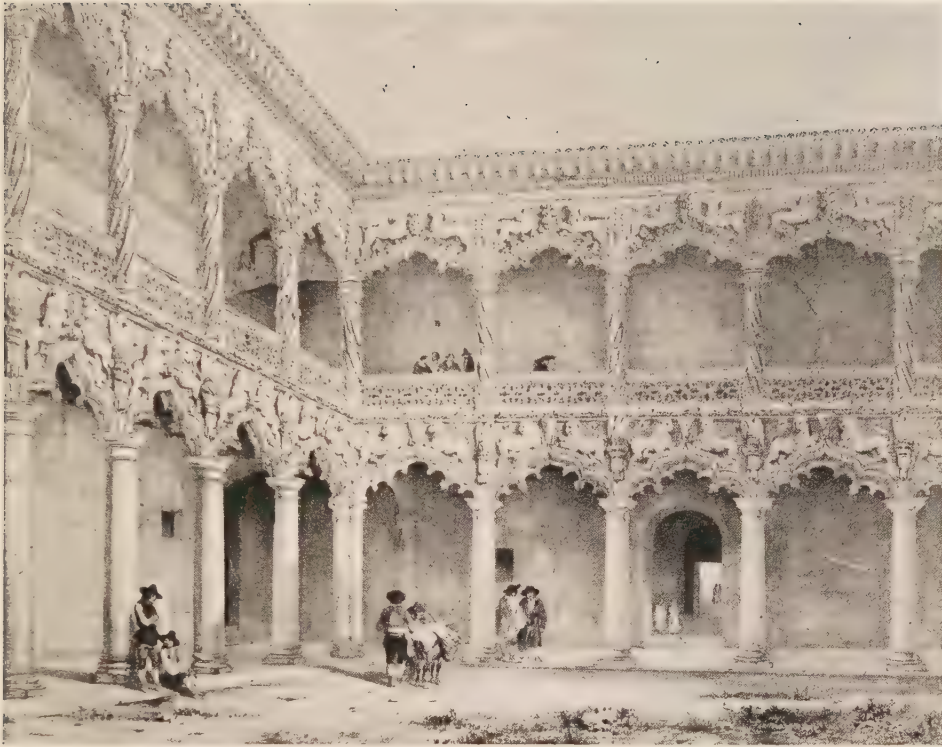
*Lithographie aus España artística y monumental, Paris 1842*

einfach die Planbildung vor sich gegangen ist, davon zeugt der Umstand, daß der ursprüngliche Umfang beliebig vergrößert werden konnte, ohne den Grundgedanken anzutasten. Der erste Bau hatte elf Schiffe umfaßt, von 822 bis 852 wurden sieben Schiffe hinzugefügt und diese Zahl von 961 bis 976 abermals um vierzehn Schiffe vermehrt. Von den 1200 Säulen, die man einst zählte, sind jetzt noch 854 vorhanden. Nach außen spricht der Bau seine Bestimmung nicht aus. Hof und Betsaal sind von der gleichen hohen Mauer umschlossen und nur das aus dem Viereck entwickelte Minaret, das man der Moschee in Damaskus entlehnte, deutet den Zweck an. Diese Moschee gab Cordova seine hohe Bedeutung für den Kultus, eine Pilgerfahrt nach Cordova galt soviel wie eine nach Mekka.

Die maurische Baukunst Spaniens verzichtet auf die Wirkung nach außen, ob Moschee, Palast oder Wohnhaus, Grundriß und Aufriß sind die gleichen. Man hat immer eine Kleinfestung vor sich, ein Typus, der aus dem Iran nach Spanien hinübergenommen wurde. Einen großen Baugedanken sinnvoll aussprechen zu

können, war die Architektur der spanischen Mauren nicht fähig, sie verlieren sich mit ihrem Hang für den Kleinkram der Zieraten immer in das Detail. Und es ist viel gebaut worden. Unter den Omajaden besaß Cordova außer seinen 113000 Häusern, 300 Moscheen und 600 Gasthäuser. Das Tal des Guadalquivir war erfüllt von Villen und Landhäusern, deren Reize oft besungen worden sind. Alle wurden überstrahlt von dem Aufwand, mit dem die Sultane ihre berühmten Lustschlösser Az-zahra und Az-zahira ausgestattet hatten. Auch diese Landschlösser waren wie die städtischen Alkazare weitläufige Komplexe von Gebäuden, Höfen, Gärten, Bassins, Pavillons, die nur locker miteinander zusammenhingen. Bei ihrer Beschreibung ist die Phantasie der arabischen Dichter mit ihnen durchgegangen und wäre auch nur die Hälfte von dem wahr, was sie berichten, so bliebe noch genug für die Bewunderung übrig. Sie nennen Az-zahra unvergleichlich und behaupten, nie Aehnliches gesehen zu haben, es übersteige alles, was man sich vorstellen könne. Sie sprechen von 4000 Säulen, die sich dort gefunden hätten, von den Wänden, die mit Elfenbein bekleidet und mit Juwelen eingelegt waren, von Bassins, die mit Quecksilber gefüllt waren und Bildsäulen aus reinem Gold, die sich darin spiegelten. Da die Bauherren und die Baumeister gar keinen Wert auf die Güte des Materials legten, mit dem sie arbeiteten, ist von alledem nichts oder nur wenig erhalten. Der Bau mit Haustein wurde nicht geübt, gebrannte oder nur an der Luft getrocknete Ziegel, ersetzten die Quadern der Römerbauten, eine Stampftechnik, die ein Gemisch von Erde und Kalk herstellte, die sogenannte Tapia, erlaubte in kürzester Zeit ausgedehnte Gebäude zu errichten, aber sie bewirkte auch, daß diese ebenso schnell und nachhaltig zerstört werden konnten. Az-zahra ist schon 74 Jahre nach seiner Gründung von den Berbern geplündert und verwüstet worden, Az-zahira fiel einem revoltierenden Pöbelhaufen zum Opfer, der es dem Erdboden gleichmachte.

Die Moschee in Cordova ist das glänzendste und berühmteste Beispiel des früheren Stils, aber sie ist nicht das einzige. Eine kleine Moschee in Toledo, heute als Kirche El Cristo de la Luz genannt, wiederholt das gleiche konstruktive Element. Genau wie in Cordova hat auch der toledanische Baumeister sich vorhandener Materialien bedient, um sein Gebäude in die Höhe zu führen. Vier Marmorsäulen von verschiedener Stärke, mit vier verschiedenen Kapitälern, sind ins Viereck gestellt und bilden von Hufeisenbogen überragt, drei Schiffe und drei Querschiffe, in der Vierung von einer Sternkuppel geschlossen. Auch in Toledo, wie in Cordova, scheint die schwerfällige Wucht der gemauerten Bogenstellungen die tragenden Säulen förmlich in den Boden zu drücken. Das graziöse Motiv des sogenannten Hufeisenbogens, der im Ueberhalbkreis oder lanzettförmig gebildet, immer in sich selbst zurückkehren zu wollen scheint, ist ein charakteristisches



*Hof im Palast Infantado in Guadalajara*

*Lithographie aus España artística y monumental, Paris 1842*

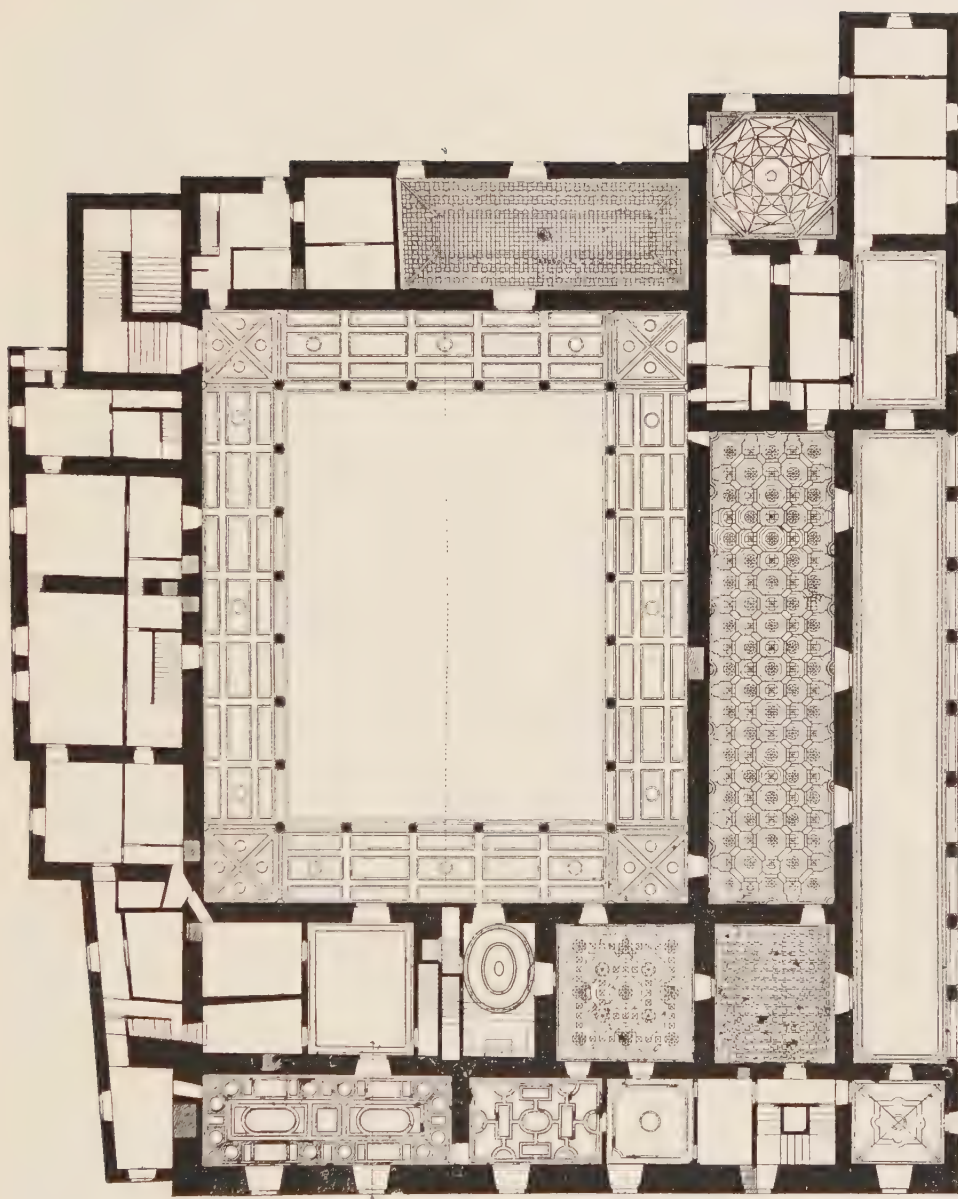
Kennzeichen der maurischen Architektur. Sie hat ihn aus Kairo mitgebracht, wo an der Moschee Ibn Talun schon im neunten Jahrhundert, der durch die Kreuzung der Bogen zustande kommende Spitzbogen der späteren Gotik erscheint. Er wird zur Entlastung der Wölbungen ebenso gern angewandt, wie als bloßer Blindbogen im Mauerwerk und ist in christlichen Spanien jener Jahrhunderte nicht minder verbreitet, wie im maurischen.

Die maurischen Baumeister haben den Bogen gern und in origineller Form verwendet, von der Einwölbung der Räume dagegen nur selten Gebrauch gemacht. Sie gaben der Holzkonstruktion den Vorzug, trotzdem sie sich in einem holzarmen Lande befanden. Das lehrte sie aus der Not eine Tugend machen und führte sie auf unbetretene Wege. Sie mußten mit dem Holz sparsam umgehen, so arbeiten sie nicht mit dem Balken, sondern mit dem Brett. Sie überkleiden das Sparrenwerk der Decken mit einem Gefäß geschnittener oder eingelegter Bohlen, und sie entwickeln ihre Konstruktionen schließlich aus dem Klotz, der das Verbindungsglied der Bretter



unter sich bildet. Unter ihrer Hand wird der Holzklotz, der dem Gerüst den Halt gibt, zum Kunstmotiv, das sie in höchst phantastischer Art abzuwandeln verstehen. Für das europäisch geschulte Auge besteht das Verblüffende dieser Kunst in dem Verzicht auf die Darstellung des Struktiven im Bau. Man hört auf, zwischen den tragenden und den getragenen Gliedern zu unterscheiden, die Wandflächen verlieren das Körperhafte, die Decke tropft in Stalaktiten, die Gesetze der Schwerkraft verlieren ihre Gültigkeit. Zu dieser Richtungsnahme des Stils haben die Eroberungszüge der Almoraviden und Almohaden, die das elfte und zwölfte Jahrhundert füllen, wesentlich geholfen. Sie brachten der andalusischen Architektur neue Motive und mannigfache Anregungen. An Stelle des Ueberhalbkreisbogens setzen sie den überhöhten Bogen, den sie in der Form verfeinern. Die Säulenordnungen gewinnen an schlanker Eleganz, vorausgesetzt, daß man diese Gebilde, die immer an Zeltstangen erinnern, noch Säulen nennen mag. Sie tragen ja nicht, wie die antike Säule, sie halten nur hoch, sie stützen nicht, sie balanzieren nur. Die Plafonds gleichen Honigwaben, die Ornamentik wird auf durchbrochenem Grunde gearbeitet. Die Freude an der dekorativen Fülle überspielt Boden, Wände und Decke mit verschwenderisch angebrachtem Schmuck; die maurische Innenkunst wird zu einem lieblichen Traum.

Während man im Abendland Kirchen- und Profanbau stets zu unterscheiden hat, ist das bei den Mauren Spaniens keineswegs der Fall; sie hatten für die Aufgaben, die ihrer Architektur gestellt wurden, nur einen Ausdruck. Ihre Moschee war nicht ein Gotteshaus, wie die christliche Kirche, sondern ein Betsaal für die Gemeinde; so ist der Stil der gleiche, ob er bei einem Gebäude des Kultus zur Anwendung kam, bei einem Palast oder einem schlichten Wohnhaus. Grundriß und Aufriß bleiben dieselben; der Mittelpunkt ist immer der Hof, um den sich die übrigen Räume gruppieren; die Außenerscheinung, die fensterlose Mauer, die vor den Blicken Fremder schützt. Der Unterschied in der Wesensart der Mauren und Christen Spaniens spricht sich sehr deutlich in der Zweckbestimmung ihrer Bauten aus; bei den Christen überwiegt der Kirchen-, bei den Mauren der Wohnbau. Das maurische Spanien war schon von den herrlichsten Palästen erfüllt, als es im christlichen Spanien noch keinen Profanbau von irgendwelcher Bedeutung gab. Das Beste, was die Mauren in dieser Art geschaffen, ist zerstört oder stark verändert, in ganz Spanien aber, wohin sie nur je den Fuß gesetzt, begegnet man noch ihren Spuren. Im Festungsbau haben sie Vorbildliches geleistet und die Verteidigungsanlagen, die sie aus den Städten Persiens mitbrachten, zu den maßgebenden Europas gemacht, so lange wenigstens, bis die Feuerwaffen die hohen Mauern nutzlos machten. Almodóvar del Río am Guadalquivir war im Mittelalter der Typus einer uneinnehmbaren Festung, Daroca besitzt noch seine 3 Kilometer lange mit 114 Türmen



*Grundriß des Hauptstockwerkes im Palast Infantado in Guadalajara*  
 Aus den Monumentos Arquitectonicos de España

besetzte Ringmauer aus der Maurenzeit, die Kastelle von Jativa, Alcalá de los Pañaderos u. a. sind mit Mauern, Türmen und Toren Musterstücke maurischer Befestigungskunst. Auch Sevilla bewahrte sich noch einen Teil seiner alten maurischen Verteidigungswerke, ebenso wie Toledo in seinen maurischen Festungstoren, der Puerta del Sol und der Puerta Visagra hochberühmte Beispiele dieses Stils besitzt. Die Brücken, die die Mauren errichtet, setzen in leichter und kühner Spannung über die Flüsse. Die Brücke von Ceret in den Pyrenäen erreicht mit ihrem Eselsrückenbogen eine Spannung von 32 Metern. Weitberühmt und bekannt durch die malerischen Bilder, die sie abgeben, sind die beiden Brücken, die in Toledo die beiden Ufer des Tajo verbinden.

Hauptzeugen des künstlerischen Vermögens der maurischen Architekten sind doch immer die beiden Schlösser, die sich in Sevilla und Granada bis heute erhalten haben und die allen späteren Veränderungen zum Trotz, so sprechende Züge ihres ehemaligen Charakters aufweisen, daß immer sie es sind, an denen der Nachgeborene Stil und Wesen bewundern lernt. Beide, von außen jeder strengen architektonischen Gliederung bar, zerfallen im Innern in ein Gewirr von Höfen, Sälen, Gemächern, Gängen, Bädern, Türmen, die je nach Laune und Bedürfnis entstanden und jede systematische Planung vermissen lassen. Der Alcázar von Sevilla verdankt seine Entstehung der Herrscherfamilie der Abbadiden; die Alhambra Granadas ist ein Werk der Nasriden. „Die rote Burg“ wird in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts zum ersten Mal erwähnt, der heutige Baukomplex dürfte wohl erst entstanden sein, als Granada im Beginn des elften Jahrhunderts einen eigenen, unabhängigen Staat bildete. Die Prachträume des Innern wurden im letzten Jahrhundert, vor der Vertreibung Boabdil's, fertig. Jussuf I., der von 1333—54 regierte, schreibt man die Vollendung der Sala de los Embajadores, des Tocador de la Reina und die Errichtung der beiden Torbauten Puerta del Perdon und Puerta del Vin zu. Mohamed V. ließ zwischen 1354 und 1391 den Patio de los Arrayanes und den Patio de los Leones hinzufügen, wahrscheinlich auch die Sala de las dos Hermanas. Alle diese Säle und Höfe sind der vollkommenste Ausdruck maurischer Kunst, hier hat sie das Höchste gegeben, dessen sie fähig war. Sie ist in den Pavillons des Löwenhofes und in den Plafonds der Gemächer, den schwierigsten und kompliziertesten Aufgaben gerecht geworden. Man möchte im Anblick dieser überkühnen Tropfstein- und Stalaktiten-Decken nicht mehr an Holz denken, sondern höchstens an Hobelspäne, aus denen sie hergestellt sein können. Sie schweben und machen das Unmögliche gewiß. In der Tat hat der Dekorateur, man scheut sich von Baumeistern zu sprechen, im größten Umfange mit einem Latteawerk gearbeitet, das mit gepreßten Gipsformen belegt ist; aber er hat mit seinem unechten Material die bezauberndste Wirkung ausgelöst. Dazu helfen ihm Ornament und Farbe.





1860

My Mother's Room

besetzte Ringmauer aus der Maurenzeit, die Kastelle von Jativa, Alcalá de los Pañaderos u. a. sind mit Mauern, Türmen und Toren Musterstücke maurischer Befestigungskunst. Auch Sevilla bewahrte sich noch einen Teil seiner alten maurischen Verteidigungswerke, ebenso wie Toledo in seinen maurischen Festungstoren, der Puerta del Sol und der Puerta Visagra hochberühmte Beispiele dieses Stils besitzt. Die Brücken, die die Mauren errichtet, setzen in leichter und kühner Spannung über die Flüsse. Die Brücke von Ceret in den Pyrenäen erreicht mit ihrem Eselsrückenbogen eine Spannung von 32 Metern. Weitberühmt und bekannt durch die malerischen Bilder, die sie abgeben, sind die beiden Brücken, die in Toledo die beiden Ufer des Tajo verbinden.

Hauptzeugen des künstlerischen Vermögens der maurischen Architekten sind doch immer die beiden Schlösser, die sich in Sevilla und Granada bis heute erhalten haben und die allen späteren Veränderungen zum Trotz, so sprechende Züge ihres ehemaligen Charakters aufweisen, daß immer sie es sind, an denen der Nachgeborene Stil und Wesen bewundern lernt. Beide, von außen jeder strengen architektonischen Gliederung bar, zerfallen im Innern in ein Gewirr von Höfen, Sälen, Gemächern, Gängen, Bädern, Türmen, die je nach Laune und Bedürfnis entstanden und jede systematische Planung vermissen lassen. Der Alcázar von Sevilla verdankt seine Entstehung der Herrscherfamilie der Abbadiden: die Alhambra Granadas ist ein Werk der Nasriden. „Die rote Burg“ wird in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts zum ersten Mal erwähnt, der heutige Baukomplex dürfte wohl erst entstanden sein, als Granada im Beginn des elften Jahrhunderts einen eigenen, unabhängigen Staat bildete. Die Prachträume des Innern wurden im letzten Jahrhundert, vor der Vertreibung Boabdil's, fertig. Jussuf I., der von 1333--54 regierte, schreibt man die Vollendung der Sala de los Embajadores, des Tocador de la Reina und der Einrichtung der beiden Torbauten Puerta del Perdon und Puerta del Vin zu. Mohammed V. ließ zwischen 1354 und 1391 den Patio de los Arrayanes und den Patio de los Leones hinzufügen, wahrscheinlich auch die Sala de las dos Hermanas, obgleich sie Säule und Pfeiler sind der vollkommenste Ausdruck maurischer Kunst, hier hat sie das Höchste gegeben, dessen sie fähig war. Sie ist in den Pavillons des Innenhofes und in den Plafonds der Gemächer, den schwierigsten und kompliziertesten Aufgaben gerecht geworden. Man möchte im Anblick dieser überkühnen Feinarbeiten und Stalaktiten-Decken nicht mehr an Holz denken, sondern höchstens an Holzpfeiler, aus denen sie hergestellt sein können. Sie schweben und machen das Unmögliche gewiß. In der Tat hat der Dekorateur, man scheut sich von Bausteinen zu sprechen, im größten Umfange mit einem Lattenwerk gearbeitet, das mit gepreßten Gipsformen belegt ist, aber er hat mit seinem unechten Material die kräftigste Wirkung ausgelöst. Dazu helfen ihm Ornament und Farbe.



*Die heilige Jungfrau*





Das maurische Ornament gefällt sich in jenem reizvollen Linienspiel, das man ja nach seinem Erfinder: Arabeske getauft hat. Im Grunde besteht es aus geometrischen Figuren, deren Linien immer wieder in sich selbst zurückgeführt werden, um sich beständig aus sich selbst zu erneuen. Hinein verwebt sind Pflanzenformen und Schriftzeichen, die bald in schwerfälligen kufischen Buchstaben, bald in den graziösen Lettern der Neschi-Schrift Verse, Koransprüche oder Segenswünsche verkünden. Alles erscheint ein phantastisches Spiel und doch wird der Sinn immer festgehalten und beschäftigt, ein erhöhtes geistiges Wohlgefühl erzeugt. Diese Kunst der Ornamentik möchte man in Parallele mit der maurischen Poesie stellen. Ihre anscheinende Regellosigkeit unterliegt nur einem Gesetz, dem Rhythmus der Wiederholung. Wie die Dichter ewig das Gleiche sagen, nur mit anderen Worten, so schwelgt auch der Zeichner in einem ruhelosen Spiel mit Formen, die sich ewig gleich bleiben. Das schon so oft Gesehene wird mit nie ermüdender Lust in immer neuen und neuen Varianten nochmals wiederholt. Dadurch wirkt wie ein unerschöpflicher Reichtum, was im Grunde nur die Beschränkung auf ein engbegrenztes Können bedeutet, und letzten Endes löst diese Mannigfaltigkeit, welche gar keine Grenzen zu kennen scheint, den Eindruck einer gewissen Eintönigkeit aus. Die technische Ausführung beweist ein handwerkliches Geschick von nicht geringer Höhe. Es handelt sich nur um Stuck, dem eiserne Model die Formen einpreßten, aber in seiner Zusammensetzung ein unverwüstliches Material, das den Jahrhunderten getrotzt hat. Die Farbengebung spielt in der Ornamentierung eine große Rolle. Die Mauren bevorzugten Vielfarbigkeit, während die alte Welt, wir sehen es in Pompeji, die Einfarbigkeit des Innenraums betonte. Die Zieraten sind in Flachrelief ausgeführt und heben sich von einem tiefer liegenden Grund ab. Dadurch entsteht der Vorteil, daß die Farben sich nicht berühren und eine Licht- und Schattenwirkung eintritt, welche den Reiz der Farben steigert. Die Farbenharmonie, auf die es dem Künstler ankam, verlangte eine gleichwertige Verteilung der Grund- oder Primärfarben blau, rot und gold, die im umgekehrten Verhältnis der Flächen zu ihrer Intensität zur Verwendung kommen mußten, so daß keine Farbe sich zum Schaden der anderen hervordrängen durfte. In der Zeit der Blüte scheinen hauptsächlich rot, blau, gold, grün und weiß verwendet worden zu sein. Man wählte für die entferntesten Teile Karmin, Gold und Blau, für die dem Auge nächsten Violet, Purpur und Orange, eine Beschränkung, die doch bei der geschickten Verwendung der Töne den Eindruck großen Reichtums hervorbringt. Schrift ist vielfach in Gold auf azurblauem Grunde ausgeführt. Dieser Dekor liegt über der Wand wie ein Teppich. Er beschränkt sich meist auf die oberen Teile, während Boden und Sockel mit glasierten, bunten Fliesen,



*Hof in der sogenannten Casa de Pilato in Sevilla*

ausgelegt sind. In den älteren Bauten der Mauren sind die Fayence-Platten noch nicht verwendet worden. Man trifft an ihrer Stelle das Mosaik aus Glas und kleinen Steinen, das man Fesifisa nannte und das wohl von byzantinischen Werkmeistern in Andalusien heimisch gemacht worden ist, es entspricht dem *opus graecum* der Kirchen Ravennas.

An Palastbauten, wie die Alhambra Granadas, war Spanien einst sehr reich. Von den Schlössern und Lusthäusern der Kleinkönige in Valencia, Zaragoza, Toledo, Jaen, Almunecar, Gaucin, Jativa, Malaga, Almeria usw. erzählen die arabischen Autoren Wunder, aber sie haben der Zeit nicht Stand gehalten. Vielleicht weil mutwillige Zerstörung im Spiel war, vielleicht weil Bauteile, die Innenräume bildeten, dem Einfluß der Witterung ausgesetzt wurden.

Das Alter maurischer Architekturen in Spanien zu bestimmen, ist um so schwerer, weil nicht nur in den moslemischen Reichen der Halbinsel, sondern auch in den christlichen und nicht nur bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, sondern auch noch lange nachher im maurischen Stil geschaffen wurde. Zuerst brachen sich die reizvollen Ornamente freie Bahn in die Kunstübung, dann folgten



die Bauformen, der Hufeisenbogen in seinen verschiedenen Gestalten und die Technik des Maurers, der es meisterhaft verstand, ausgedehnte Flächen durch wechselnde Lagerung der Ziegel äußerst reizvoll zu gestalten. Als die Rückeroberung immer weitere Fortschritte machte, Toledo, Alcala, Sigüenza, Sevilla, Cordova und andere große Städte den Christen in die Hände fielen, da bildeten sich in diesen Orten Korporationen „Aljamas dadas à los artes de la paz“, in denen die Traditionen der maurischen Kunst weiter gepflegt und auch unter der Christenherrschaft hochgehalten wurden. Unwillkürlich mischten sich dann christliche Elemente unter die mohammedanischen, z. B. Wappen, gotische Schriftzüge, Tierbilder u. dgl. Unter der geschickten Hand

mudejarer Künstler (mudejar von mudadjan unter christlicher Herrschaft lebend), entstand jener leichte und graziöse Stil, den man in Spanien den mudejaren nennt. Eigentlich ist es kein Stil, sondern nur die Spielart eines solchen, in der Hauptsache nur eine Verzierungsweise, da die Wesensart desselben weniger im konstruktiven Element als vielmehr auf der Ornamentik beruht. Da diese eben jeder Form angepaßt werden kann, so hat sie den romanischen Stil eben-  
sogut begleitet, wie den gotischen und die Renaissance, und so stammen z. B. die zahlreichen Reste, die Toledo noch aus maurischer Zeit besitzt, so gut wie ausnahmslos erst aus den Jahren, in denen die Stadt schon wieder die Residenz der kastilischen Könige war. Unter den Begriff mudejar fällt auch der Alcazar von Sevilla, der in seiner jetzigen Gestalt zum überwiegenden Teil erst ausgeführt wurde, als Peter der Grausame von Kastilien dort Hof hielt. Ein Architekt aus Toledo hatte ihn mit Hilfe moslemitischer Arbeiter aus Granada errichtet. Inschriften in kufischen Charakteren, gold auf blauem Grunde „Möchten Deine Wünsche Er-



*Der Helm Boabdils des letzten Maurenkönigs*

*Madrid, Armeria Real*

füllung finden“, „Vollkommenes Glück, Friede, Ruhm und Glückseligkeit mögen dir werden“, mischen sich mit gotischen Schriftzeichen und den Wappenschildern von Kastilien und Leon. An phantastischem Reiz bleiben die Höfe und Säle hinter der Alhambra zurück. Der Unterschied mit rein maurischen Bauten ist um so geringer, als Verzierungsart und Technik ganz die gleichen sind: Holzkonstruktionen unter ausgiebiger Verwendung von Stampfbeton und Gipsformen. Auch die mudejaren Architekturen blicken auf ein ehrwürdiges Alter zurück. Maurische Gefangene arbeiteten an dem Wiederaufbau der Abtei von Silos mit, und nach der Schlacht von Las Navas de Tolosa schrieb König Alfons VIII. entschuldigend an Papst Innocenz III., er habe maurische Handwerker in seinen Dienst nehmen müssen, um die beschädigten Kloster- und Kirchenbauten zu reparieren. Außer Sevilla und Toledo sind Teruel, Calatayud, Zaragoza, Segovia, Salamanca, Merida besonders reich an mudejaren Bauten. Sie verdankten ihr Dasein vielfach auch der Initiative der jüdischen Gemeinden, für deren Synagogen sich dieser reiche und üppige Stil besonders gut eignete. Die hebräische Schrift paßt sich der ornamentalen Idee ebenso leicht und zwanglos an, wie die arabische. Eine der früheren Synagogen Toledos, heute als Kirche El Transito de la Virgen genannt, ist ein berühmtes Beispiel des mudejaren Stils. Die Stuckornamente, die köstliche Decke aus Lärchenholz, die schönen Verhältnisse geben dem mäßig großen Saal das Ansehen festlich heiterer Pracht. Der Bau entstand in den gleichen Jahren wie der Alcazar von Sevilla. Der Auftraggeber Samuel Levi, der das Unglück hatte, Finanzminister Pedro des Grausamen zu sein, hat diese Schaustellung seines Reichtums nur um wenige Jahre überlebt. Er starb auf der Folter. Welch glückliche Verbindung der mudejare Stil mit der Renaissance einzugehen vermag, zeigen zwei bekannte spanische Paläste. 1461 begann der Marques Diego Hurtado de Mendoza in Guadalajara den Bau seines Familienpalastes, der jetzt den Herzogen von Infantado gehört. Die Fassade mit den spitz versetzten Quadern und dem luftigen Arkadengang, das Zacken- und Tropfsteinwerk der Zierformen sind, ebenso maurisch, wie der Grundriß, der den stärksten Akzent auf den Hof legt. Das gleiche ist der Fall bei dem großen Stadthause der Herzöge von Alcala, der sogenannten Casa de Pilato in Sevilla, einem Bau, bei dem maurische Motive sich mit gotischen und Renaissance-Elementen reizvoll und harmonisch gemischt haben.

Das Spanien der Mauren mutet in seiner hochentwickelten materiellen, geistigen und künstlerischen Kultur im Hinblick auf das übrige Europa jener Jahrhunderte, wie eine Lichterscheinung an. Ueberall sonst Roheit, Unwissenheit und Barbarei, hier dagegen blühen die Studien und in ihrem Gefolge alle Künste und Fertigkeiten. Dieser Zustand mußte seinen heilsamen Einfluß auf die Sitten üben. Die Mauren



*Maurisches Aquamanile aus Bronze, gefunden in Palencia*

*Aus Museo Español de Antiquedades*

hatten Gewohnheiten der Sauberkeit angenommen, von denen kein anderes Volk etwas wußte. Die Reinhaltung des Körpers gehörte bei ihnen zu den Pflichten der Religion und die katholische Kirche kanonisierte Heilige, deren Verdienst darin bestand, sich nie gewaschen zu haben. Die Bade-Anstalten waren vorzüglich und zahlreich, in Cordova bestanden im zehnten Jahrhundert 900 öffentliche Bäder. Von den spanischen Mauren stammt die Sitte, auf dem bloßen Körper leinene Unterwäsche zu tragen, die man waschen und wechseln kann, ein Fortschritt der Bekleidungskunst und Körperpflege, für welche die Welt ihnen nicht dankbar genug sein kann. Wie diese Erscheinungen der Zivilisation veranlaßten, daß die gebildeten und besitzenden Stände sich mit dem Islam aussöhnten, so führten sie auch jene Ausbildung ritterlicher Sinnesart herbei, die Tun und Lassen, Glauben und Gesinnung einem höheren Ideal unterordnet. Der *preux chevalier sans peur et sans reproche* ist im maurischen Spanien zuerst das Vorbild gewesen, dem die höheren Kreise nachstrebten und vielleicht ist er auch nur hier zur Erscheinung gekommen. Duldung





*Ein Dominikaner disputiert mit Moslim*

*Titelholzschnitt von Ricoldus, Improbatio Alcorani, Gedruckt in Sevilla von Stanislaus Polonus 1500*

fremder Anschauungen und Bewertung fremder Verdienste, die dazu gehören, haben den Christen jener Zeitalter völlig gefehlt; von der Achtung, die das Menschentum anderer fordern kann, hatten sie keine Ahnung. So unterschied sich das maurische Spanien, sehr zu seinem Vorteil, von dem christlichen. Als der böhmische Ritter Leo von Rozmítal 1466 die Halbinsel bereiste, fühlte er sich bei den Moslims stets am sichersten; „wir kamen aus der Heiden Land zu den bösen Christen“, schreibt er einmal. „Die Mauren sollten unsren Glauben annehmen“, sagte Hernando de Talavera, der erste Erzbischof Granadas nach der Wiedereroberung „aber wir ihre

Sitten“. Das Vordringen der christlichen Staaten gegen den Süden bedeutete ein schrittweises Zurückweichen der Kultur vor der Barbarei, und als die schöne Spätblüte des Maurentums auch in Granada geknickt war, da war es um diese ganze Kultur geschehn. Sie war enturzelt und verdorrte im Sand der afrikanischen Wüste, wohin ihre Träger hatten zurückweichen müssen.

„Die Stadt, die einst gegläntzt von munterm Spiel  
Ist unbewohnt, ihr Mauerwerk zerfiel.  
Rings singen dort die Vögel Klagelieder,  
Verstummen kurz dann und beginnen wieder.  
An einen, dessen trauriger Gesang  
Von Herzen kommend, mir zu Herzen drang,  
Tat ich die Frage: Was bewegt Dich so?  
Er sprach: die Zeit, die nun für immer floh!“  
al-Makkari.



Die  
Alhambra-Vase

Aus dem Museo  
Español de Anti-  
quedades







VIERTES KAPITEL

*DIE*  
*RECONQUISTA*





*Die katholischen Könige empfangen ein Buch aus der Hand  
eines Franziskanermönches*

*Holzschnitt des 15. Jahrhunderts*

Die gotische Monarchie war dem ersten Anstoß erlegen, der von außen gegen sie geführt wurde, die Pyrenäenhalbinsel gehörte den Arabern. Der kleine Rest derjenigen, die sich nicht unterwerfen wollten, flüchtete in die öden Gebirge Asturiens, in deren unwegsame Wildnis der Eroberer nicht folgen wollte. Hier, im äußersten Norden, organisierte sich der Widerstand gegen die fremden Eindringlinge, von hier aus begann die Wiedereroberung des Landes. Tiefes Dunkel liegt über den Anfängen dieser Bewegung. Es dauerte fast 150 Jahre, ehe ein Spanier die Feder zur Hand nahm, um einen Bericht über diese Zeit aufzusetzen. Um so eifriger war die Sage am Werke, Menschen und Taten zu verklären und zu verschönen. Im Mittelpunkte dieses Mythenkreises steht die Höhle von Covadonga, die zu einem nationalen Wallfahrtsort geworden ist. In ihr sollte der Held Pelayo, mit wenigen Gefährten, nach der Schlacht am Guadalete eine Zuflucht gefunden haben. Hier soll es ihm gelungen sein, Gleichgesinnte in genügender Anzahl um sich zu versammeln, um die Gegner mit Erfolg bekriegen zu können. Den Helden selbst macht der Mythos zu einem Enkel des Königs Chindaswinthus,





*Alonso VII.*

*„Kaiser“ von Spanien*

*Statue im Kloster Carracedo. Aus  
Carderera, Iconografía Española*

der auf wunderbare Weise für seine künftige Laufbahn erhalten wurde. Schon sieben Jahre nach der unglücklichen Schlacht, die dem gotischen Reich in Spanien ein Ende machte, sei er mit seiner Schar hervorgebrochen und habe den Mauren in unmittelbarer Nähe von Cangas de Onis eine schwere Niederlage beigebracht. Der Bischof Sebastian, der diese Großtaten, allerdings erst lange nachher aufzeichnete, spricht von 12 000 Mann, die getötet worden seien, 63 000 weitere seien in den hochgehenden Wassern des Gebirgsstromes ertrunken. Ändert man selbst die Zahlen in dem Sinne, daß man immer nur hundert versteht, wenn der Chronist von tausend spricht, und auch dann noch bleibt der Widerspruch zwischen den engen Tälern und der Menge Menschen, die unterzubringen wären, bis zur Unmöglichkeit groß, so bleibt immerhin soviel wahrscheinlich, daß in diesem Zusammenhang und an dieser Stelle den bis dahin stets siegreichen Arabern eine beträchtliche Schlappe beigebracht wurde. Mag der materielle Schaden, den sie erlitten, auch gewiß nicht sehr beträchtlich gewesen sein, um so größer war der ideelle Vorteil für die Sieger. Vielleicht gewannen sie nur einige Quadratmeilen Landes, bei dem unfruchtbaren Charakter des Bodens ohnehin ein zweifelhafter Gewinn, aber die Tatsache, daß der Erfolg für sie war, die Erkenntnis, daß der Feind überhaupt besiegt werden konnte, mußte ihre Seelen mit Hoffnung und Zuversicht füllen und ihren Mut stärken. Insofern war diese erste Schlacht für die Sieger von der allergrößten Bedeutung, sie begann einen Krieg, der erst nach achthundert Jahren sein Ende finden sollte.

Pelayo und seine Heldenkämpfe sind viel besungen worden und noch am Ende des vergangenen Jahrhunderts haben die Spanier in ihrem Nationalheiligtum eine prächtige romanische Kirche, mit einem Kostenaufwand von 20 Millionen, aufgeführt. Sie feierten den ritterlichen Kämpfen und seine himmlische Beschützerin, die „Hl. Jungfrau der Schlachten“. Ritterschaft und Kirche schlossen einen Bund, der der Geschichte und Kultur Spaniens ein so besonderes Gepräge verliehen hat und die Herrschaft der Geistlichkeit so tief begründete, daß sie den Stürmen eines Jahrtausends Stand hielt. Gleichzeitig mit dem Wirken Pelayos, der im Jahre 738 starb, setzt der nationale Aufschwung auch in Navarra ein, wo 724 in der Höhle



*Ferdinand III., der Heilige*

König von Castilien, † 1252

Statuen in der Kathedrale von Burgos. Aus Carderera, Iconografia Española



*Beatrix von Schwaben*

Gemahlin König Ferdinand III, † 1235

Statuen in der Kathedrale von Burgos. Aus Carderera, Iconografia Española



*König Alfons X.*

„der Weise“ von Castilien,

† 1284

Statue in der Capilla Mayor  
der Kathedrale von Toledo.

Aus Cardenera

San Juan de la Peña im Berge Uruel sechshundert freie Männer den Garcia Ximenez zu ihrem Herzog und Anführer wählten.

Die Reconquista machte nur kleine Fortschritte, aber bereits in der Mitte des achten Jahrhunderts war der Norden Spaniens bis an den Duero frei von Arabern. Die neuen Königreiche Asturien und Arragonien sind bereits in ihren Umrissen zu erkennen, Oviedo ist die Hauptstadt, Pamplona und Guadalajara sind Grenzfestungen gegen die Mauren. Als Dritter im Bunde steht neben diesen kleinen Reichen die spanische Mark, die Ludwig der Fromme in Katalonien gewissermaßen als schützenden Brückenkopf Galliens gegründet hatte; sie gewinnt bei dem baldigen Zerfall der fränkischen Macht sehr rasch unter eigenen Grafen Selbständigkeit. Von diesen Stellen aus, war der Kampf gegen die Araber dauernd im Gange. Er erlitt Unterbrechungen aber nur durch Waffenstillstände, nie durch einen aufrichtigen Frieden. Von einem solchen ist niemals die Rede gewesen, die Gegensätze waren unversöhnlich und nicht auszugleichen.

Weder Besitz noch Glauben hätten einen solchen gehindert, aber da sich zwei verschiedene Rassen gegenüberstanden, so war nicht daran zu denken, daß sie sich nebeneinander hätten vertragen können, eine von ihnen mußte unterliegen, ehe die Kirchhofsruhe hergestellt war. Wenn die Christen ihrer Gegner erst nach achthundert Jahren Herr geworden sind, ihr keekes Draufgängertum ihnen nicht schnellere und nachhaltigere Erfolge brachte, so lag das daran, daß sie ihren Feinden zu ähnlich waren. Aber mit ihren Fehlern und Vorzügen, mit ihren Anschauungen und treibenden Ideen glichen sie einander, wie aus einem Model geformt. Beide Teile sahen den Krieg nicht als ein Uebel an, sondern als ein Stück höchster Menschheitspoesie, beiden bedeutete Hingabe an die Religion den Inhalt des Lebens. Eroberung, Wiedereroberung galt



*Doña Maria de Molina*

Gemahlin König Sancho IV.

von Castilien, † 1321

Grabstatue im Kloster Las  
Huelgas bei Burgos. Aus Car-

denera





*König Peter I. „der Grausame“ von Kastilien*

*Statue in der Kirche S. Domingo el Real in Madrid. Aus Cardevera*

dem einen wie dem andern als oberstes Gebot des Glaubens; Sieg hieß für jeden von ihnen Ruhm, Reichtum, Ansehen, Macht; Tod war der Bürge der ewigen Seligkeit. Die maurischen Fürsten und Kleinkönige haderten miteinander auch in den Augenblicken noch, die über Sein und Nichtsein entschieden, aber sie wurden von den christlichen Großen an Selbstsucht und gegenseitiger Eifersucht weit übertroffen. Die Zwietracht innerhalb der christlichen Herrscherfamilien bewaffnete den Sohn gegen den Vater, Bruder gegen Bruder. Die Unbotmäßigkeit der Grafen und Barone hatte endlose Fehden im Gefolge, sie betrachteten ihre Zügellosigkeit wie einen Ruhmestitel. Der Verfasser der Chronik König Alfons VII., erzählt voll

Stolz, daß die Ritterschaft Kastiliens sich stets im Kampfe gegen die königliche Gewalt befunden habe. Niemals haben die Söhne und Brüder der christlichen Könige sich davon abhalten lassen, mit dem „Erbfeind“ gegen das eigene Land zu konspirieren, sie sind sogar bei Belagerungen und in offener Feldschlacht gegen die eigenen Glaubensgenossen aufgetreten.

Unter diesen Umständen wurde der spanische Boden zwar Schritt für Schritt zurückgewonnen, aber dadurch wurde ihm noch keine politische Einheit zuteil. Die Großen wollten Unabhängigkeit für sich, wie Fernan Gonzalez Graf von Kastilien, der sie auch erreichte, oder der Cid, der sich ein kleines Königreich zu seinem Privatgebrauch eroberte, oder jener abenteuernde Capetinger, der Portugal als selbständiges Reich gewann. Die Geschichte der christlichen Königreiche Spaniens ist ein geradezu trostlos anmutendes Gewirr endloser Thronstreitigkeiten. Da die Thronfolge gesetzlich nicht festgelegt war, sondern von Fall zu Fall erledigt wurde, so durfte sich jeder Bruder und jeder Sohn des Königs als Nachfolger betrachten. Um dem Hader vorzubeugen, haben viele der Regierenden zu dem unheilvollen Mittel der Landesteilung gegriffen, aber sie haben das Uebel, das sie zu beseitigen gedachten, nur ärger gemacht. Kaum war die Erbschaft angetreten, so griff ein Bruder, ein Sohn den andern an, bis es dem stärkeren gelungen war, wieder den ganzen Länderbesitz in seiner Hand zu vereinigen. Dann aber blieb er beisammen? Mit nichten. Der König, der seine ganze Regierung darangesetzt hatte, seinen Brüdern und Schwestern ihren Anteil an der väterlichen Erbschaft zu rauben, teilt bei seinem Sterben das so mühsam zusammengebrachte Reich abermals, und das Spiel beginnt von neuem. So teilte Alfons III. sein Reich unter seine Söhne; der eine erhielt Asturien, der andere Leon. Sancho der Große, der Jahrzehnte darangesetzt hatte, Navarra, Kastilien, Arragonien und Sobrarbe unter einer Krone zu vereinigen, zerschlägt sein Lebenswerk mit eigener Hand und zerstückelt das mühsam geeinte Reich, indem er es unter seine Söhne aufteilt. Ferdinand I. hat Kastilien und Leon unter seine Kinder verteilt, indem er drei Söhne und zwei Töchter mit selbständigen Reichen oder Städten begabt. Resultat: sofortiger Bruderkrieg. Genau so handelten Alfons VII., Jaime I. von Arragonien und andere Monarchen. Es ist ein ermüdendes Einerlei, diese Ramiro, Ordoño, Alfonso, Sancho, Bermudo und wie sie alle heißen mögen, in Streitigkeiten verwickelt zu sehen, die nie enden, denn sie wiederholen sich in jeder Generation aufs neue. Diese offenen und heimlichen Kämpfe werden mit der größten Rücksichtslosigkeit geführt, der Meuchelmord in den Königsfamilien scheint ein Erbteil der Westgothen, um die nahen Angehörigen der Krone zu berauben. Sie zu blenden und ins Kloster zu stecken, ist noch das Humanste, was ein Thronräuber vornehmen



*Enrique II. von Kastilien.*

*Mörder und Nachfolger seines Bruders Pedro des Grausamen*

*Grabstatue in der Capilla de los Reyes Nuevos der Kathedrale von Toledo. Aus Cardenera*



kann. Als die Mutter Sancho des Großen ihrem Sohn den Giftbecher reicht, zwingt er sie, ihn selbst zu trinken. Juan I. von Arragonien ließ die Königin Sybille, seine Stiefmutter, auf die Folter werfen, Enrique de Trastamare ermordete seinen Bruder Peter den Grausamen mit eigener Hand, um nachher einer der besten Könige von Kastilien zu werden. Ferdinand von Arragonien, der katholische König, verdankt die Krone nur dem Umstand, daß seine Mutter den berechtigten Thronfolger Don Carlos de Viana hatte vergiften lassen. Das Schauspiel, das diese Reiche darbieten, ist eines der abstoßendsten Kapitel der spanischen Geschichte.

Ein wüstes Durcheinanderspiel feindseliger Interessen, das jedermanns Hand gegen jedermann bewaffnet. Nach außen und innen dauernder Kriegszustand, der eine heillose Verwilderung und Zerrüttung im Gefolge hat. Das einzig sittliche Moment von höherer Bedeutung ist der Glaubenskrieg gegen die Feinde des christlichen Namens, aber von wieviel Zufällen hängt er ab und was war er im Grunde mehr als ein Vorwand zu Raub und Plünderung? Kaum daß er das einigende Band hergab, um die verschiedenen eingeborenen Stämme einem höheren Ziel zuzuführen. Wie Jahrhunderte zuvor, als die innere Uneinigkeit den Römern die Eroberung des Landes erleichterte, blieben Kastilier, Arragonesen, Katalanen, Basken, Portugiesen einander feind – der Gedanke, sie könnten dem Moslim gegenüber eine nationalspanische Einheit darstellen, ist wohl nie aufgetaucht. Als Alfons IX. von Kastilien 1212 bei Las Navas de Tolosa einen glänzenden Sieg über die Mauren davongetragen hatte, fiel ihm der König von Leon in den Rücken und drang plündernd in Kastilien ein. So wurden die Siege nie ausgenutzt, die sogenannten Kreuzzüge gegen die Mauren beschränkten sich auf Raubzüge, bei denen das feindliche Gebiet so viel als möglich verheert wurde. Da die Grenze nach Süden immer weiter vorgeschoben wurde und ein Landesteil nach dem anderen allmählich zur Grenze zwischen Mauren und Christen wurde, so sind sie auch der Reihe nach zerstört worden; Kastilien war zur Wüste geworden, noch ehe es dauernd in den Besitz der Christen überging. Wie wenig es den Kriegern um den Glauben zu tun war, zeigt das Verhalten des sogenannten Kreuzheeres, das vor der Schlacht bei Las Navas de Tolosa in Toledo zusammenkam. Da der Beginn des Feldzuges auf sich warten ließ, so machten sich die Teilnehmer daran, die reiche Hauptstadt ihres Bundesgenossen zu plündern und stürzten sich auf Toledo selbst, und es gelang nur mit Mühe, sich ihrer zu erwehren.

Mit den wirklich erreichten Resultaten steht die Großsprecherei in einem seltsamen Widerspruch, die sich darin gefiel, die eigenen Heldentaten unmäßig zu vergrößern. Die spanischen Chronisten schwelgen genau so in phantastischen Zahlenangaben, wie die maurischen, unter fünfzigtausend, siebzigtausend Toten



*Don Juan II., König von Kastilien 1405—1454*

*Grabstatue in der Karthause von Miraflores. Aus Cardevera*

geht es in ihren Berichten nicht ab. Nachdem König Alfons VI. im Jahre 1085 Toledo eingenommen hatte, nahm er den Titel „Kaiser“ an, und als König Alfons VII. von einem Beutezug zurückkehrte, der ihn bis Cadix geführt hatte, ließ er sich ebenfalls in Leon zum „Kaiser“ krönen. Zu diesem hochtrabenden Titel stand die reale Macht des Herrschers in einem seltsamen Gegensatz. Er hatte sie mit dem Adel und der Geistlichkeit zu teilen, und bei dieser Teilung fiel der Löwenanteil nicht auf seine Seite. Mit ihrer Aristokratie lagen die Könige in einem beständigen Kampf, der Jahrhunderte lang ziemlich unentschieden hin und her schwankte, bis es den katholischen Königen gelang, den Feudaladel in eine untergeordnete Stellung herabzudrücken. Bis dahin hatten sie im Staat das Heft in der Hand gehalten und sie hatten die staatlichen Hilfsquellen und Machtmittel unbedenklich im allereigensten persönlichen Interesse in Anspruch genommen. Ihrem Hunger nach Besitz stand nichts im Wege als die gegenseitige Eifersucht und der Neid, der dem andren nichts gönnte. Die Eifersüchteleien der Ricoshombres, der großen Familien, wie der Lara, der Castro, der de la Cerda, der Ponce de Leon, der Guzman füllten das Land mit fortwährenden Unruhen, die einem chronischen Bürgerkrieg glichen. Mehr wie einer der Könige geriet so in die Botmäßigkeit seiner Günstlinge, da in der Tat sie es waren, die die Regierung führten. Sancho IV. begünstigte Lope Diaz de Haro, trotzdem er ein Attentat auf ihn gemacht hatte, Alfons XI. tauschte einen Favoriten mit dem andren und ging von Garcilaso de la Vega zu Alvar Nuñez de Osorio über, Juan II. ließ den Connétable Don Alvaro de Luna unumschränkt walten, bis der tüchtige Mann einer Hofintrige zum Opfer fiel und, von seinem Herrn im Stich gelassen, 1453 in Valladolid hingerichtet wurde. Unter Heinrich IV. artete die Günstlingswirtschaft in völlige Anarchie aus. Juan Pacheco, Beltran de la Cueva u. a. traten die persönliche Ehre des schwachen Monarchen in den Staub, bis die unbotmäßigen Granden schließlich im Mißbehagen über die Zustände bei Hofe und im Lande am 4. Juni 1455 vor den Toren Avilas eine Absetzung des Königs vornahmen, die einen sehr theatralischen Anstrich gehabt haben muß. Auf hohem Throne saß eine Puppe, die den König vorstellte, geschmückt mit Zepter und Krone. Der Erzbischof von Toledo richtete eine geharnischte Rede an die Figur, in der alle Fehler des Königs schonungslos aufgezählt wurden, dann entriß er ihr Krone und Zepter, stieß sie zur Erde und erklärte König Heinrich des Thrones für verlustig. Die Herren freute die unwürdige Komödie, dem König hat sie nicht geschadet. Unter dieser Regierung erreichte die Anmaßung des Adels ihren Gipfel. Ein Jahr vor dem Tode Heinrich IV. schrieb Hernando del Pulgar aus Madrid: seit fünf Jahren ruht jeder Verkehr mit Murcia, wo das Haus Fajardo unumschränkt gebietet.





*Isabella von Portugal*

Gemahlin König Juan II. von Kastilien. Verheiratet 1447, † geisteskrank 1496  
Grabstatue in der Karthause von Miraflores. Aus Cardenera

In Arragonien war es den Granden nicht ebenso gelungen, wie in Kastilien, den König in der Ausübung seiner Rechte zu beschränken. Sie haben es wohl versucht, aber ohne Glück. Der eine Monarch schlug den Rädelsführern die Köpfe ab, ein anderer, es war Pedro IV., zerschnitt ihr Generalprivilegium mit eigener Hand. Den Herrschern Arragons kam zustatten, daß sie sich im Kampfe mit der Aristokratie auf ein Bürgertum stützen konnten, dem die Reichtümer, die es sich durch den Handel erworben hatte, ein starkes Selbstbewußtsein verliehen. In Kastilien hatte die staatskluge Königin Maria de Molina, die zweimal, für ihren Sohn und ihren Enkel die vormundschaftliche Regierung führte, den gleichen Weg eingeschlagen, um sich der Uebergriffe der Granden zu erwehren, aber diese Versuche waren immer vom Nachfolger wieder aufgegeben worden.

Der zweite Faktor, mit dessen Rivalität das Königtum zu rechnen hatte, war die Geistlichkeit. Da der Glaubenskampf ein Gebot der Religion war, so gewann der Einfluß des Klerus dadurch eine Stärke, die unwiderstehlich war. Er gebot über Diesseit und Jenseit. Jeder Schritt vorwärts nach dem Süden, jede, auch die kleinste Eroberung, förderte die Herrschaft der Geistlichkeit, indem sie ihren Besitz und damit ihre Macht vermehrte. In einem armen Lande besaß der Erzbischof von Toledo eine Einnahme von 80 bis 100 000 Dukaten im Jahr; zur Zeit der katholischen Könige nannte man den damaligen Träger dieser Würde Don Pero Gonzalez de Mendoza, „den dritten König Spaniens“. Jeder Tag mehrte diesen Reichtum; denn die Kirche hatte den Brauch eingeführt, daß ein Sterbender, gleichviel wie sein Leben beschaffen gewesen war, sich den Himmel dadurch sichern konnte, daß er die Versöhnung durch Geschenke und Stiftungen herbeiführte. So hat der Cid kurz vor seinem Tode die Untaten und Verbrechen seiner langen Laufbahn dadurch auszulöschen versucht, daß er der Kathedrale in Valencia die köstlichsten Teppiche und Goldkelche vermachte. Don Jaime I. von Arragonien rühmt man die Gründung von zweitausend Kirchen und Klöstern nach.

Es gab in den Ländern der Krone Kastilien keinen dritten Stand, der kräftig genug gewesen wäre, dem in Aristokratie und Kirche verkörperten Feudalismus zu widerstehen. Auf den Versammlungen der Cortes erschienen zwar seit dem Jahre 1169 neben den Vertretern des Adels und des Klerus auch solche des Bürgerstandes, aber sie hatten durch ihre eigene Schuld nichts zu sagen. Siebzehn der größeren Städte erlangten im Laufe der Zeit das Recht, die Cortes beschicken zu dürfen, aber statt sich dieses Recht zunutze zu machen, murrten die Gemeinden nur über die Kosten, die ihnen daraus entstanden, und sie haben oft genug gezwungen werden müssen, die städtischen Vertreter abzuordnen. Ein Beweis mehr, wenn es dessen heute noch bedürfte, daß das Bürgertum keine Begabung

für die Politik besitzt. Nur Arragonien, das schon im Mittelalter eine nahezu demokratische Verfassung besaß, macht hier eine Ausnahme. Die Cortes von Arragon besaßen eine Macht, die der königlichen an Einfluß gleich kam und durch den Oberrichter repräsentiert wurde. In seine Hand mußte der neue König beschwören, die bestehenden Rechte zu achten und zu schützen, erst dann wurde er als König *de jure* betrachtet. Der Oberrichter sprach ihm dabei die Formel vor: „Herr, wir, von denen jeder ebensoviel gilt als du und die wir zusammen mehr gelten als du, erheben dich zu unserem König, damit du unseren Freiheiten und unseren Gesetzen Achtung verschaffst. Wenn nicht, denn nicht.“ Die Cortes



*Don Carlos de Viana, Thronfolger von Arragonien*  
geb. 1421, vergiftet 1461. Nach einer Miniatur aus Cardenera

von Arragon mußten bei dem Beschluß über Krieg und Frieden zu Rate gezogen werden, sie beaufsichtigten Hof- und Staatsverwaltung und hatten die nötigen Gelder zu bewilligen. Alles in allem boten sie doch nur eine mangelhafte Garantie für die Herbeiführung geordneter Zustände, dafür ging in Zeiten der Unruhe Macht immer vor Recht.

Unter den zahlreichen Königen, die zwischen den Jahren 711 und 1492 in Kastilien, Leon, Arragon einander folgten, beanspruchten nur sehr wenige ein stärkeres Interesse. Vielleicht Ferdinand III., der 1236 Cordova, 1248 Sevilla eroberte, sich in den Besitz von Jaen setzte und damit die an Erfolgen reichste





### *König Ferdinand von Arragonien*

*Bemalte Holzsulptur von Felipe Vigarni in der Capilla Real  
der Kathedrale von Granada*

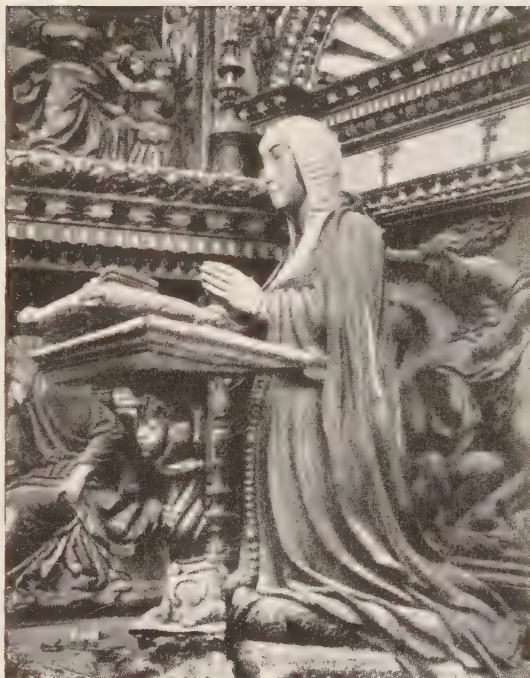
Regierung repräsentiert. Oder Jaime I. von Arragon, dessen lange und glänzende Regierung seinen Namen unauflöslich mit all den Einrichtungen verband, welche die Grundlagen der Größe und Bedeutung der Krone Arragon gebildet haben. Durch die Eroberung der Balearen, welche er seinem Reiche hinzufügte, begann er seinen politischen Einfluß über die Landesgrenzen hinaus zu erstrecken und es hat nicht lange gedauert, bis die arragonesischen Herrscher in allen Angelegenheiten Italiens und Siziliens bestimmend mitzureden hatten. Ein gewisser romantischer Schimmer umschwebt die Regierung Peter des Grausamen. Die dem geistlichen Stande angehörenden Geschichtsschreiber

haben diesem König von Kastilien seinen Beinamen aufgedrängt, das Volk nannte ihn dagegen den Gerechten. Da der Endzweck seiner Politik die Ausdehnung der königlichen Macht war, so sah er den Adel und die Geistlichkeit unter seinen Gegnern, die Bürgerschaft unter seinen Anhängern. Er ähnelte Ludwig XI. von Frankreich in seinem Wesen und in seinem Wollen. Unansehnlich in seiner Erscheinung, feige in einer Zeit, da persönlicher Mut das erste Erfordernis eines Königs war, scheute er vor keinem Mittel zurück, das seine Absichten förderte. Unter diesen Mitteln stand der Mord obenan und er hat den ausgedehntesten Gebrauch von ihm gemacht. Schuldige und Unschuldige sind ihm zum Opfer gefallen, auch seine schuldlose Gemahlin Blanca von Bourbon, deren trauriges Schicksal so viele Romanzen besungen haben. All den blutigen Greueln, unter denen seine Regierung sich abspielte, zum Trotz, bewahrte ihm das Volk ein aus Furcht und Dankbarkeit gemischtes Gefühl der Anerkennung. Er hatte nach Gerechtigkeit gestrebt und die Willkür der Feudalherren zu bändigen versucht. So lange er auf dem Thron saß, herrschte in Kastilien eine größere Sicherheit als vorher und nachher. Eine gewisse Teilnahme wird Deutschen

immer Alfons X. einflößen, dem die Geschichte sich gefällt, den Spitznamen des „Weisen“ zu geben, trotzdem er bestenfalls den des „Gelehrten“ verdienen würde. Er war ein Enkel König Philipps von Schwaben und verdankte den Schuß Phantastik in seinem Wesen vielleicht seiner deutschen Mutter. Er regierte erst vier Jahre, da begann er 1256 sich um die deutsche Kaiserkrone zu bewerben und erreichte ein Jahr darauf wenigstens die Wahl zum deutschen König. Dieses Ereignis blieb für ihn selbst so bedeutungslos, wie für Deutschland. Er konnte gar nicht daran denken, Kastilien zu verlassen, so unsicher waren die Verhältnisse für ihn selbst und da es den deutschen Kurfürsten

nur um Geld zu tun war, das König Alfons nicht besaß, so blieben die Beziehungen rein platonisch. Er hatte in der Regierung eine wenig glückliche Hand, wurde, nachdem er die Krone dreißig Jahre lang getragen hatte, von seinem Sohne entthront und starb, von allen Anhängern verlassen, 1284 in Sevilla, der einzigen Stadt, die ihm treu geblieben war. Von den großen Verdiensten, die der gelehrte Monarch sich um Wissenschaft und Literatur erwarb, wird noch in anderem Zusammenhang zu reden sein.

Ein Kriegszustand, der Jahrhunderte hindurch dauerte, nach innen wie nach außen, mußte ganz von selbst dazu führen, daß der Wehrstand der angesehenste und geehrteste wurde, er war in Spanien der einzige eines Mannes würdige. Jeder Kampf war ein Nahkampf, Mann gegen Mann, also mußten Mut, Kraft und Tapferkeit die höchsten Tugenden sein. Das gab dem Adel seine Bedeutung. Die großen Grundherren, die Ricoshombres und der kleine Adel, die Hídalgos standen an der Spitze des Volkes und bestimmten die Sinnesart. Für sie war jede andere als die rein kriegerische Tätigkeit eine Unmöglichkeit, jede Beschäftigung mit



*Isabella Königin von Kastilien*

*Bemalte Holzskulptur von Felipe Vigarni in der Capilla Real  
der Kathedrale von Granada*

Handel oder Gewerbe galt als entehrend und zog unweigerlich den Verlust des Adelsprivilegs nach sich. Unter steter Berührung mit den Mauren bildete sich unter dem Druck dieser Anschauungen der Geist des Rittertums heraus mit seinen besonderen Manieren und seiner eigenen Ehre. Im Grunde genommen stand hinter einer glänzenden Außenseite die ziemlich nüchterne Erwägung, daß es für einen starken Mann bequemer sei, den Lebensunterhalt zu rauben, statt ihn auf bürgerliche Weise zu erarbeiten. Der spanische Ritter stritt nicht für ein Vaterland, der Begriff war gar nicht vorhanden, und nicht für den Glauben, es kam ja vor, daß er heute mit den Christen die Mauren und morgen mit den Mauren die Christen bekämpfte, sondern für sein Brot. Er stellte sich auf die Seite, auf der er sich den größten Gewinn versprach. Der Typus dieses Rittertums, das eine verschwenderische Poesie mit Strahlenglanz verklärte, ist der Cid, dessen Heroengestalt in die Literatur aller Völker überging und durch Herder, der seine Romanzen nach einer französischen Bearbeitung dichtete, ja auch Eigentum der deutschen wurde. Ruy Diaz de Bivar, el Cid, el Campeador ist ein sprechender Beweis dafür, daß das Bedürfnis der Heldenverehrung, das einem Volke innewohnt, stärker ist als jede Logik. Es fragt gar nicht nach der Würdigkeit seines Gegenstandes und die positive geschichtliche Wahrheit kommt gar nicht in Betracht. Der Cid hatte den Erfolg für sich, aber hätte er, um ein Ideal zu werden, nicht mindestens selbst ein edler Mensch sein müssen? Er diente christlichen Königen und maurischen Emiren und betrog beide, er verpfändete sein Wort, nur um es zu brechen, er scheute auch vor dem schmähslichsten Verrat nicht zurück und kannte nur einen Gott: seinen Vorteil. Der Cid war ein Condottiere, nicht besser und nicht schlimmer, als Italien sie zu Dutzenden gesehen hat, Leute, bei denen niemand Regungen seelischer Größe wird suchen wollen. Die Gefühle der Treue, der Loyalität, des Edelmutes, der Galanterie, die man gewöhnt ist mit dem Begriff des Ritters zu verbinden, gehören alle erst einer sehr viel späteren Zeit an. Die Epoche, in die das Leben des Cid fällt, war eine der allerbrutalsten Selbstsucht, für die Laien nicht einmal nach Vorwänden zu suchen brauchten, nur die Kirche war schon damals klug genug, ihrer Habgier ein Mäntelchen christlicher Redensarten umzuhängen. Lediglich der Umstand, daß der Aufschwung der kastilianischen Dichtkunst mit dem Tode des Cid zusammenfällt, erklärt es, daß gerade er die Figur geworden ist, um die sich der Heldengesang kristallisierte. Er war ein tapferer Mann und ein höchst erfolgreicher dazu, er war gegen seine Herrscher in Worten und Werken mit der größten Verwegenheit vorgegangen, das waren die Eigenschaften, die genügten, ihn im zwölften Jahrhundert zum Nationalhelden zu stempeln. Erst das nächstfolgende Jahrhundert machte psychologisch größere





*Die katholischen Könige mit Sohn und Tochter  
in Anbetung der Heil. Jungfrau*

*Gemälde eines unbekannten Künstlers im Prado in Madrid*

Ansprüche, in der Umdichtung, die jetzt erfolgte, gewinnt der Cid alle die Eigenschaften, die dem Lebenden gefehlt hatten. Nun wird er der edle Charakter, der Heros von großem Zuschnitt, der Mann von vornehmer Gesinnung und geistiger Ueberlegenheit, Eigenschaften, die seine Zeit nicht kannte und nicht verlangte. In den Romanzen ist der Cid, der Hæudegen dann zum Galanthomme im Sinne der



*Don Alonso de Cartagena*  
Bischof von Burgos, † 1456  
Grabstatue in der Kathedrale von  
Burgos. Aus Cardenera

französischen Kultur geworden, zum liebenswürdigen Schwerenöter, der es versteht, den Damen artige und schöne Dinge zu sagen.

Fernan Gonzalez, Bernardo del Carpio, Juan Manuel und andere waren Helden von dem gleichen Zuschnitt wie der Cid, Männer, die es vermutlich gar nicht verstanden hätten, wenn man ihnen zugemutet hätte, einer Person oder einer Sache die Treue auch dann zu halten, wenn es Nachteil brachte. Es fehlt auch dafür nicht an Beispielen, aber sie gehören einer späteren Zeit an. Erst die Jahrhunderte nach dem Tode des Cid haben den Begriff der ritterlichen Ehre auch auf die Treue ausgedehnt. Im Jahre 1292 belagerten die Mauren die Festung Tarifa, die von Alonso Perez de Guzman für König Sancho von Kastilien verteidigt wurde. Die Mauren wurden von dem Infanten Juan geführt, einem Bruder des Königs, der an ihm zum Verräter geworden war. Alonsos ältester Sohn, ein Knabe von neun Jahren, war Page des Infanten gewesen und in seiner Gewalt geblieben. Die Belagerer führten den Knaben vor die Mauern und drohten ihm zu töten, wenn der Vater ihnen die Festung nicht übergeben würde. Da warf der Kommandeur seinen eigenen Dolch herunter und rief: „Lieber Ehre ohne Sohn, als einen Sohn mit Unehren.“ Der Infant war unmenschlich genug, das Kind mit seines Vaters Dolch zu töten. Dieses Ereignis ist von spanischen Romanzen gefeiert worden, vielleicht nur, weil „Guzman el Bueno“ eine so seltene Erscheinung war.

Im Jahrhundert, das dem Tode des Cid folgte, entstanden die drei großen spanischen Ritterorden, welche das Vereinzelte organisierten, Keime der späteren stehenden Heere, allerdings nur aus Offizieren gebildet. 1158 wurde der Orden von Calatrava gestiftet und binnen zwanzig Jahren folgten ihm die Orden von Alcantara und Santiago. Diese Verbände gewannen rasch Reichtum und Einfluß, so daß sie dem Königtum gefährlich wurden. Erst die staatskluge Königin Isabella die Katholische, wußte dem Uebel zu begegnen. Sie belehnte als Königin von Kastilien ihren Mann mit der Großmeisterwürde aller drei Orden und erreichte durch diesen geschickten Schachzug, einen starken Nachteil in einen größeren Vorteil zu verwandeln. Der arragonesische Ritterorden von Montesa hat es nie



*Don Pedro Tenorio*

*von 1375 bis 1399 Erzbischof von Toledo*

*Grabstatue in der Capilla de San Blas der Kathedrale von Toledo. Aus Cardenera*





### *Zwei Ritter aus Burgos um 1350*

*Miniatur aus dem Statutenbuch der Jakobsbruderschaft an der Kathedrale von Burgos. Aus Cardeza*

zu der Bedeutung gebracht, wie die kastilianischen Ritterorden, die in der gesamten Christenheit das größte Ansehen genossen.

Spanien war jahrhundertlang das gelobte Land für die kampfbegierigen und Abenteuer suchenden Ritter des gesamten Abendlandes. Hier winkten reiche Beute und Ehren aller Art, und es hatte den Vorzug, auf dem Landwege erreichbar zu sein, während man nach Palästina die Seefahrt nicht umgehen konnte. So ist niemals ein christlicher König gegen die Mauren ins Feld gezogen, dem nicht von allen Seiten her hilfsbereite Ritter zugeströmt wären. Als König Robert Bruce von Schottland auf dem Sterhebette lag, da ließ er Lord James Douglas rufen und klagte ihm, daß sein Lebenswunsch, gegen die Ungläubigen zu streiten, nicht in Erfüllung gegangen sei. Er möge wenigstens sein Herz nehmen und es in das Heilige Land an das Grab des Herrn bringen. Der Douglas versprach es, und als er auf der Reise, die er über Spanien einschlug, hörte, daß König Alfons XI. gerade dabei begriffen sei, den andalusischen Mauren die Festung Teba zu entreißen, beschloß er, einstweilen diesem gottgefälligen Unternehmen seine Unter-



*Don Guillemo Ramon de Moncada, Seneschall von Catalonien  
und seine Frau Doña Constanza de Arragon, † 1250*

*Grabstatuen in der Kathedrale in Lérida. Aus Cardenera*

stützung zu leihen. Im allerkritischsten Augenblick eines der Gefechte, die sich bei dieser Belagerung ereigneten, ließen die Spanier die wenigen Schotten im Stich und diese sahen sich einer großen feindlichen Schar gegenüber. Da nahm Lord Douglas das Herz seines Königs, das er in silberner Kapsel um den Hals trug, schleuderte es in weitem Bogen in die Reihen des Feindes und rief: „Geh voran, wie du immer tatest, Douglas folgt dir oder stirbt.“ Dann stürzte er sich an der Spitze seines kleinen Gefolges in das Getümmel der Schlacht, und bald deckten

die Leichen der schottischen Herren das Herz ihres Königs. Die Geschichte jener Jahrhunderte ist reich an ähnlichen Zügen ritterlichen Mutes und ritterlicher Aufopferung, an romantischen Abenteuern und Schicksalen; aber um ihren Reiz auszukosten, muß man sie nicht in dürrer Prosa erzählt bekommen, sondern man muß sie in den spanischen Romanzen verfolgen, deren eigentümlich dichterischer Gehalt im Wohlklang der Strophen etwas von der Lebensluft einer so ganz anders gearteten Zeit bewahrt zu haben scheint.

Ritterliche Anschauungen, wenn man darunter die Bereitschaft versteht, jeden Augenblick zu den Waffen zu greifen, um zu Angriff oder Verteidigung bereit zu sein, waren keineswegs auf die Aristokratie beschränkt, sie erstreckten sich auf alle Kreise des Volkes und schlossen selbst Frauen und Kinder nicht aus. Die Geistlichkeit war nicht minder kriegerisch als die Laienwelt. Mancher hohe Kleriker wußte mit dem Schwert besser umzugehen, als mit Meßbuch und Brevier; Erzbischöfe und Bischöfe führten ihre Mannen persönlich ins Gefecht, Klöster und Kirchen glichen Burgen mehr, als friedlichen Gotteshäusern. Die Frauen blieben, wie gesagt, nicht zurück. Die Königin Tota von Navarra stellte sich an die Spitze ihrer Ritter und stürzte sich mit ihnen in den Kampf gegen die Mauren. Es waren Zeiten, die für die Entwicklung zarter weiblicher Eigenschaften wenig günstig waren, die Frauen nahmen männliche Charakterzüge an. Die Infantin Donna Sancha ließ sich im Jahre 1209 den Ritter Hernan Flayno ausliefern. Er hatte bei der Ermordung ihres Vaters mitgeholfen und sie selbst in der Hitze des Attentats dabei die Treppe hinunter geworfen. Zur Strafe ermordete sie ihn mit eigener Hand. Donna Maria de Monroy, eine vornehme Dame in Salamanca, hatte das Unglück, daß ihre beiden Söhne beim Spiel von Mitgliedern der Familie Mançano getötet wurden. Sie verlor sich nicht in Klagen, sondern bewaffnete ihre Dienerschaft und ihre Vasallen und setzte den Mördern nach, die nach Portugal geflohen waren. Sie holt sie ein, überwältigt sie, läßt ihnen die Köpfe abschlagen und mit den Häuption am Sattelknopf ihres Pferdes, eilt sie nach Salamanca zurück und legt sie am Grabe ihrer Söhne nieder. Fortan hieß sie im Volksmund nur noch Donna Maria la Brava, und noch heute trägt ihr Haus diesen Namen.

Kampf war das Gebot der Stunde und selbst das zarte Alter folgte ihm. Der Infant Don Sancho, Sohn König Alfons VI., fiel, tapfer kämpfend, in der Schlacht bei Uclès am 30. Mai 1108, trotzdem er das Alter von elf Jahren noch nicht überschritten hatte. Derartige Zustände und Gewohnheiten gaben den Sitten ein Gepräge von wilder und abstoßender Eigenart. Und die Kirche tat nichts, um sie zu mildern. Die höhere Kultur war auf Seite der Mauren, und wenn die Christen im Laufe der Jahrhunderte gesitteter wurden, so verdankten sie das nicht





*Doña Maria Ximenez  
Coronel, Condesa de  
Barcelos, † 1360*

*Kenotaph im Kloster Sigüenza,  
Arragonien. Aus Cardenera*

ihrem Glauben und seinen Lehren, sondern der Berührung mit ihrem Erbfeind, mit dem sie ja dauernd in Beziehung blieben. Ihre Kirche kannte nur zwei Gebote: töte soviel Mauren, wie du kannst, gib der Kirche, was du hast. Rücksichten auf Gebote der Menschlichkeit gab es nicht, sie erschien Ungläubigen gegenüber als eine Sünde. Die großen Herren aber machten sich kein Gewissen daraus, Christen als Sklaven an die Mauren zu verkaufen. Als der Statthalter von Murcia Ibn Ammar das Unglück gehabt hatte, in Gefangenschaft zu geraten, da wurde er allen seinen Feinden zum Kauf angeboten und demjenigen seiner Gegner zugeschlagen, der am meisten für ihn zahlte. Nach der Schlacht bei Las Navas de Tolosa zog König Alfons IX. in Ubeda ein. 70 000 Mauren erwarteten ihn hier, um sich seiner Herrschaft zu unterwerfen, auf Veranlassung zweier hoher Kirchenfürsten, des Erzbischofs Rodrigo von Toledo und des Erzbischofs Arnold von Narbonne aber wurden sie zurückgewiesen; die Mehrzahl von ihnen wurde erbarmungslos niedergemetzelt, der Rest als Sklaven verkauft. Die maurischen Gefangenen, die für ihre Befreiung kein Lösegeld zahlen konnten, erwartete ein gräßliches Schicksal. Man verstümmelte die Männer

in schamloser Weise, riß ihnen die Augen aus, schnitt ihnen die Zunge ab und warf die Unseligen dann riesigen Bluthunden vor, die sie lebendig zerrissen. Der Cid steht auch in dieser Beziehung in erster Reihe. Er hatte Valencia durch Vertrag eingenommen und Duldung und Schonung verheißen. Das hinderte ihn nicht, die angesehensten Mauren, darunter Männer von hervorragender literarischer Bedeutung, verbrennen zu lassen. Ibn Djahhaf, den bisherigen Gebieter der Stadt, ließ er im Mai 1095 bei langsamem Feuer ebenfalls lebendig verbrennen und man konnte den Helden nur mit Mühe davon abhalten, nicht die Frauen, Kinder und Sklavinnen des Gemordeten auch noch dem Feuertode zu weihen.

In den ersten vierhundert bis fünfhundert Jahren, nachdem die Araber sich Spaniens bemächtigt hatten, kann von einer Kultur der christlichen Reiche der Halbinsel kaum gesprochen werden; soweit sich Elemente einer solchen finden, sind sie von den Mauren übernommen. Künstlerische, geistige und wissenschaftliche Bildung wurde von den Arabern vermittelt. König Alfons der Große von Asturien

ließ sich zwei Araber kommen, um seinem Sohn eine gute Erziehung zu geben. Das Schrifttum war bei den Christen in solchem Rückstande, daß viele Urkunden in arabischer Sprache abgefaßt wurden, auch Grabschriften, sogar die König Ferdinand des Heiligen in Toledo. Die kastilischen Könige haben noch im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ihre Münzen mit arabischen Devisen versehen. Die arabische Tracht hatte sich überall Eingang verschafft; Sancho der Große von Navarra trug sie und als Kaiser Karl V. im Jahre 1544 das Grab des Cid öffnen ließ, fand man, daß sein Leichnam mit maurischen Gewändern bekleidet war. Leo von Rozmital, der 1467 den Hof König Heinrich IV. von Kastilien besuchte, erzählt, daß der König und seine Umgebung in ihrer Kleidung nicht allein, sondern auch in ihren Manieren beim Gebet, beim Essen, Trinken, Sitzen usw. mohammedanische Sitten angenommen hatten. Er wunderte sich über die vielen Mauren, die sich im Gefolge des Königs befanden, aber schon für ihre Leibärzte waren die christlichen Herrscher, bei der unter ihren Glaubensgenossen herrschenden Unwissenheit, auf Mohammedaner angewiesen. Juan II. von Arragon hatte sich von einem solchen den Staar auf beiden Augen stechen lassen und war wieder sehend geworden und als Königin Theuda von Navarra, besorgt um die Gesundheit ihres Enkels Sancho des Dicken von Leon, einen Arzt zu Rate ziehen wollte, hatte sie sich genötigt gesehen mit dem hohen Patienten nach Cordova zu ziehen. Im Norden der Halbinsel gab es keine Aerzte. In wie engem Zusammenhange die Kunst der christlichen Reiche mit der der Mauren stand, wird noch gezeigt werden. Der Einfluß machte sich übrigens nach beiden Seiten hin fühlbar. Wie man für die unter den Mauren lebenden Christen, die Mozaraber, genötigt gewesen war die Bibel und die Canones der Kirche in das Arabische zu übersetzen, weil sie ihre Muttersprache verlernten, so mußte man andererseits für die Mudejaren, die unter Christen lebenden Mauren, die arabischen heiligen Schriften und Gesetzbücher in das Kastilische übertragen, denn sie waren in die gleiche Lage gekommen wie jene, sie hatten die Sprache der Heimat vergessen und den fremden Dialekt angenommen.

Diese Erscheinung deutet darauf hin, daß ungeachtet aller gegenseitigen Abneigung, die verschiedene Rassen voneinander entfernt hält, die Unterschiede sich vielleicht mit der Zeit hätten abschleifen können, allen trennenden Momenten zum Trotz. Die Frage des Glaubens war nur ein Vorwand für die Betätigung des Hasses. Bei der Art, wie die Kirche das ihr anvertraute Christentum handhabte, stand die Bevölkerung ihrer Religion innerlich ziemlich gleichgültig gegenüber. „In der Stat des Grafen von Haro sein Christen, Heiden und Juden“, schreibt der schon genannte Leo von Rozmital „jeden läßt er in seinem Glauben. Der Graf ist ein Christ genannt, aber man weiß nicht, welches Glaubens er ist.“ Wie



*Don Lorenzo Suarez de Figueroa*

Großmeister des Ritterordens von Santiago, † 1409

Grabstatue in der Universitätskirche in Sevilla



*Doña Maria de Orozco*

Gattin von Lorenzo Suarez de Figueroa

Grabstatue in S. Pedro in Toledo





*Don Gomez Manrique*

*Meléndez de Castilla, † 1411. Grabstatue im Kloster  
Eyes del Val bei Burgos. Aus Cardevera*

wenig das Bekenntnis als solches ins Gewicht fiel, erhellt schon aus dem Umstand, daß ein maurischer Sklave, der zum Christentum übertrat, doch Sklave blieb, die Taufe machte ihn nicht frei, während ein Christensklave, der Moslim wurde, sofort die Freiheit erlangte. Je weiter die Reconquista nach Süden fortschritt, je mehr Mauren gerieten unter die christliche Botmäßigkeit. Die reichen Grundbesitzer wurden vielfach vertrieben und ihre Häuser mit neuen Ansiedlern besetzt. In Jaen wurden 300 Hidalgos mit dem Eigentum der Besiegten ausgestattet, in Sevilla 200, in Murcia 330 usw., die niedere Klasse aber wurde nur wenig belästigt. In Kastilien galt Arbeit als entehrend, als Kennzeichen einer minderen Rasse. Da man aber doch nicht gut auskommen konnte ohne Leute, die das Feld bestellten, die Handwerke ausübten und alles das taten, was der Hidalgo zu tun sich scheute und ohne das er doch nicht existieren konnte, so ließ man die fleißigen und werktätigen Mauren gewähren. Man duldete die „Mudejaren“, ohne sich viel um sie zu kümmern, sie wohnten in besonderen Stadtvierteln, den Morerias beisammen, und blieben den Christen gegenüber minderen Rechtes. Sie blieben für sich und sind im sozialen Leben nur wenig hervorgetreten, sie spielten keine Rolle.

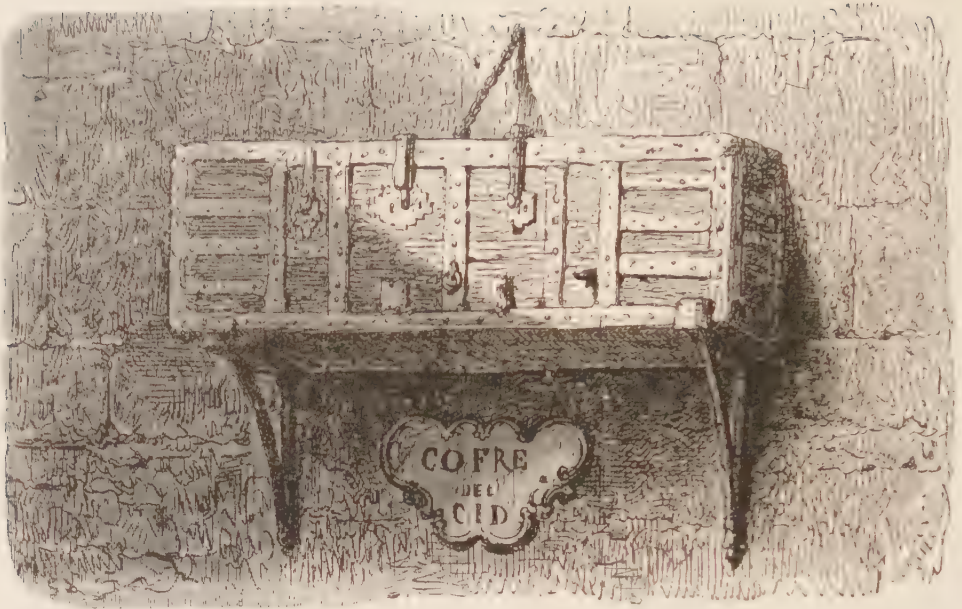
Ganz anders war es um die Juden bestellt. Sie boten nur zu viel Angriffs-

punkte dar. Da war schon die verhängnisvolle Rolle, die sie in der christlichen Heilsgeschichte gespielt hatten. Nun ist ja eigentlich schwer zu verstehen, wie man ihnen daraus einen Vorwurf machen konnte, denn wäre nicht das ganze Erlösungswerk in Frage gestellt worden, wenn die Juden Christum nicht an das Kreuz geliefert hätten? Wie dem aber auch sei, die Kirche hielt an der Anschauung fest, jeder Jude sei mit der Schuld seiner Vorfahren belastet und daher aller natürlichen Rechte bar. So sehr der Klerus es sich angelegen sein ließ, immer wieder diesen Gesichtspunkt geltend zu machen, so wenig hätte er natürlich ausgereicht, einen Haß zu begründen, der in jeder Generation aufs neue aufflammte. Da mußten Rassefragen im Sinne Gobineaus dazu kommen und vor allem das, was Sombart so hübsch die „Begabung der Juden für den Kapitalismus“ genannt hat. Kirchliche und weltliche Gesetze schlossen den Juden von bürgerlicher Gewerbtätigkeit so gut wie völlig aus, nur der Handel blieb ihm, vor allem der Handel mit Geld, den die Kirche als Sünde ansah und den Gläubigen verbot. Bei der Abneigung, die ihn umgab und der Unsicherheit aller Verhältnisse, war der Jude selbstverständlich genötigt, für die Darleihen, die er hergab, hohe, sehr hohe Zinsen zu nehmen, denn bei dieser Art von Geschäften war das Risiko immer



*Doña Sancha de Roxas*

Gattin von Gomez Manrique, † 1437. Grabstatue im  
Kloster Fres del Val bei Burgos. Aus Cardenera



### *Die Schatzkiste des Cid in der Kathedrale von Burgos*

*Nach einer Zeichnung von G. Doré*

auf seiner Seite und der Gewinn so unsicher, daß er notgedrungen hoch sein mußte. Noch heute ist die Geschichte unvergessen, daß der Cid, als er einmal wieder eine große Summe brauchte, zwei jüdischen Geldgebern seinen Schatz von Kleinodien in Pfand gab. Da glückliche Beutezüge ihn instand setzten, die geliehene Summe zurückzuzahlen, empfing er seine Truhe zurück. Er lachte, öffnete den Koffer und zeigte den gutgläubigen Männern, daß er keine Schätze, sondern Steine enthalten hatte. In der Kathedrale von Burgos zeigt man noch heute den Kasten, als handle es sich um einen Streich, der dem Helden Ehre mache. Wie aber hätten Geschäftsleute, die mit solcher Gesinnung zu rechnen hatten, gegen ihre Gläubiger billig und gerecht sein sollen? Nicht genug damit, übernahmen die Juden die Aemter des Steuereintreibers und Steuerpächters. Die Abgaben waren drückend und es versteht sich von selbst, daß der, der sie einzutreiben hatte, nicht zu den beliebten Personen gehörte, umsomehr, als Härte und Willkür bei diesem Geschäft kaum zu vermeiden waren.

Der chronische Geldmangel der Monarchen nötigte sie, die Geldbeschaffung in Hände zu legen, die damit umzugehen wußten und das waren eben nur wieder die Juden. So waren sie mit einem Amt betraut, das ihnen zwar Macht, Einfluß und Reichtümer sicherte, ihnen unter Umständen aber doch sehr gefährlich werden





*Der Connétable Don Alvaro de Luna*  
*Hingerichtet 1453. Grabstatue in der Kathedrale von Toledo. Aus Carderera*

konnte. Peter der Grausame besaß in der Person des Toledaner Juden Samuel Levi einen Finanzmann, der Schatzmeister und Obersteuereinnahmer zu gleicher Zeit war. Er stand dem König in seinen dauernden Geldverlegenheiten bei und scheint sich selbst nicht vergessen zu haben. Er fiel im Jahre 1360 plötzlich in Ungnade, wohl aus keinem andern Grunde, als weil er zu reich geworden war. Peter ließ ihn verhaften und auf der Folter sterben. Unermeßlich sollen die Schätze gewesen sein, die man in seinem Hause vorfand. Außer achtzig Sklaven und Sklavinnen fand man 160000 Goldgulden gemünzten Goldes, viertausend Pfund Silber in Barren und 125 Truben voller Brokat- und Seidenstoffe.

Unter all den Gründen der Abneigung gegen die Juden spielt wohl der Neid die Hauptrolle; mit seiner Hilfe konnte es nie schwer fallen den gierigen Pöbel zu Pogroms aufzureizen; für den Glauben war das Volk immer zu Mord und Plünderung bereit. So stellt die Geschichte der spanischen Juden, wie Bopp sagt, ein Nachtstück dar, das nur von den Flammen des Scheiterhaufens sein Licht empfängt. Ihr Geschick schwankte zwischen widerwilliger Duldung und freudiger Verfolgung. Wie die Mauren, wohnten auch die Juden in besondern Stadtvierteln, der Juderia, aber der Wohnzwang wurde durchaus nicht streng geübt. Erst mit dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts setzt eine Bewegung ein, deren Spitze in eine ganz systematische Judenfeindschaft ausläuft. Bis dahin waren die Verfolgungen immer nur lokaler Natur gewesen, jetzt nahm die Kirche die Angelegenheit als ihre eigene in die Hand und verbreitete sie über alle christlichen Reiche. Die Beschlüsse des Konzils von Zamora aus dem Jahre 1313 leiteten die Verfolgung ein. Zehn Jahre darauf wurde den Christen der gesellige Verkehr mit den Juden untersagt; sie durften nicht mehr an jüdischen Hochzeiten und Begräbnissen teilnehmen; 1335 wurde jeder Christ mit dem Bann bedroht, der einen jüdischen Arzt konsultieren würde. Geistliche waren die Haupthetzer. Der Heilige Vincenz Ferrer steht unter ihnen an erster Stelle. Er zog von Ort zu Ort, um die Juden zu bekehren und wenn ihm das in Güte nicht gelingen wollte, so griff er zur Gewalt, indem er den Pöbel aufhetzte und den Juden ihre Synagogen mit Gewalt abnahm. So stürmte er in Toledo an der Spitze eines Volkshaufens die große Synagoge und weihte sie auf der Stelle zur Kirche S. Maria la Blanca. Neben ihm zeichnete sich der Erzdiakon von Ecija Ferran Martinez aus, der alles tat, um die große Menge in ihrer Abneigung gegen die Juden zu bestärken. Der Klerus scheute vor keiner Lüge zurück, um seine Absichten zu erreichen. Er verbreitete die Meinung von den Ritualmorden, die von Rabbinern in der österlichen Zeit an Christenkindern begangen würden, oder erzählte, daß die Juden die Brunnen vergifteten, was damals, da es nur offene Cisternen gab, allerdings nicht schwer gewesen wäre, sie doch aber selbst mit



### *Zwei Ritter aus Burgos um 1480*

*Miniatur aus dem Statutenbuch der Jakobsbruderschaft an der Kathedrale von Burgos. Aus Cardenera*

betroffen haben würde; er verdächtigte die jüdischen Aerzte ihre christlichen Patienten absichtlich zu schädigen und was der Erdichtungen mehr waren. Alle diese Märchen trugen den Stempel der Unwahrheit an der Stirn, aber was wäre so dumm oder so töricht, daß es der Pöbel nicht glauben sollte? Er tut es ja noch heute, wo sich die große Masse doch halb- oder viertelgebildet dünkt; wie hätte es nicht damals der Fall sein sollen, wo das Volk ebenso unwissend und ebenso ungebildet war, wie seine geistlichen Führer. Diese Saat trug die Früchte, die man erwartet hatte. Die Pogrome griffen um sich, in Sevilla, Cordova, Toledo, Burgos, Barcelona, Valencia wurden die Juden verfolgt, beraubt, erschlagen oder vertrieben. Im Jahre 1391 fand eine große allgemeine Schlächtereie statt, die in den Monaten Juni bis September nacheinander ganz Kastilien und Arragonien ergriff. Nun wurden neue verschärfte Gesetze erlassen. Im Jahre 1412 wurde der Zwang im Ghetto zu wohnen streng durchgeführt, eine besondere Tracht wurde eingeführt, wenigstens ein auffallendes Abzeichen, das die Juden an weithin sichtbarer Stelle ihrer Kleidung tragen mußten. Sie sollten von allen besseren Berufen ausgeschlossen sein und es wurde den Christen ein für alle Mal untersagt, sich mit Juden in irgend ein





*Don Pedro Hernandez de Velasco*

*Comendador von Kastilien, † 1492. Grabstatue in der Capilla del Condestable der Kathedrale von Burgos. ♣ Aus Cardenera*



*Doña Mencía de Mendoza, Gattin des Connétable Hernandez de Velasco*  
*Grabstatue in der Capilla del Condestable der Kathedrale von Burgos. Aus Carderera*



*Don Cristobal de Santisteban, † 1520  
und seine Gattin Doña Isabel de Ribadeneyra  
Grabstatuen einst im Franziskaner-Kloster Valladolid. Aus Cardenera*





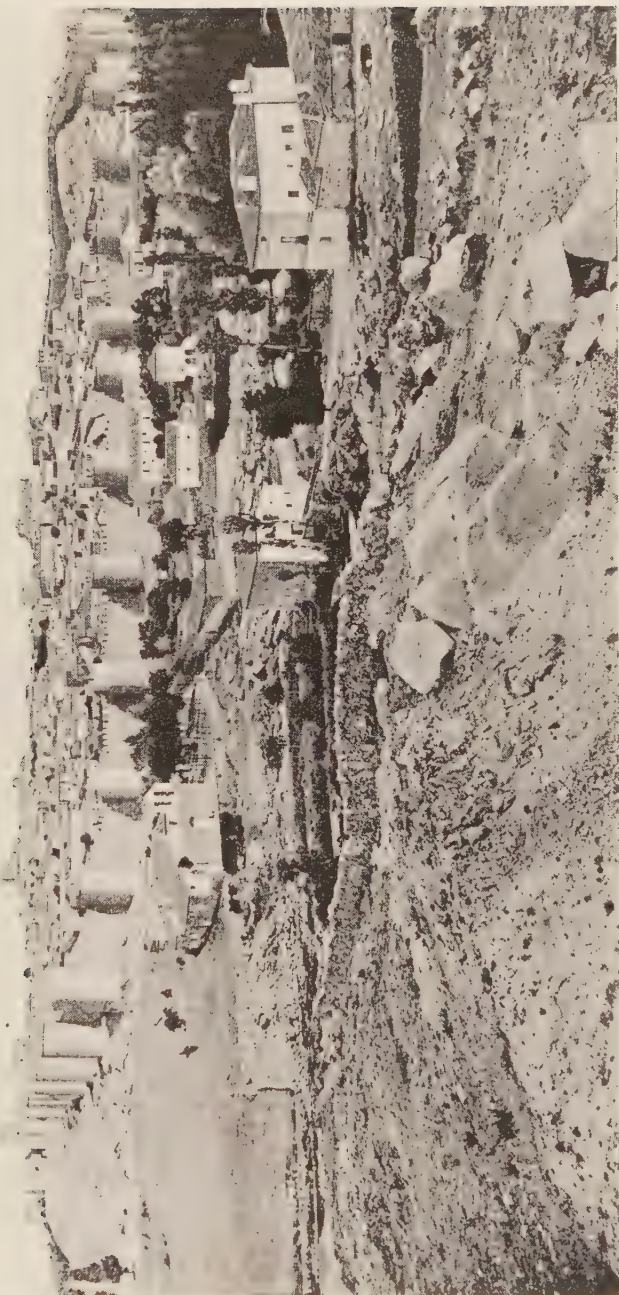
*Don Garci-Fernandez Manrique Conde de Osorio, † 1549  
und seine erste Gemahlin Doña Juana Enriquez, † 1503  
Grabstatuen in der Dreifaltigkeitskirche in Burgos. Aus Carderera*

Gespräch einzulassen. Die Frage, ob Verordnungen von dieser Härte durchführbar waren, hat die Gesetzgeber anscheinend nicht gekümmert.

Tausende wurden erschlagen, tausende flohen ins Ausland, aber was fast noch schlimmer war, wenigstens in den verhängnisvollen Konsequenzen, die es für die Entwicklung des spanischen Volkstums hatte, tausende traten zum Christentum über. Gepeinigt, in die Enge getrieben, geängstigt, gedrängt, haben sie diesen Schritt wohl als das kleinere Uebel angesehen. In Arragonien allein sollen sich gegen hunderttausend Juden haben taufen lassen. Sie griffen wie der Ertrinkende nach der Planke, die Rettung zu bieten schien, und haben die Folgen, die ihr Tun für Kinder und Kindeskinde haben würde, nicht voraussehen können. Sie entzogen sich für den Augenblick ihren Verfolgern; sie zufrieden zu stellen, gelang ihnen nicht; denn wenn sie auch ihren Glauben aufgegeben hatten, ihre Reichtümer behielten sie ja. Die Hetze und die Tumulte waren von der Geistlichkeit ausgegangen und vom Pöbel ausgeführt worden, der Staat und die großen Feudalherren hatten sich nicht daran beteiligt. Sie waren es, die den Rückschlag der Bewegung zuerst zu spüren bekamen. Handel und Wandel, die in den Händen der Juden gelegen hatten, wurden empfindlich gestört und schwer erschüttert, und da die zum Christentum Bekehrten aufhörten, die besondere Judensteuer zu zahlen, erfolgten starke Rückgänge in den Einnahmen. Vielleicht hatten die, welche dem Zwange gewichen waren, gehofft, sie würden instande sein, in ruhigeren Zeiten zu dem Bekenntnis ihrer Väter zurückkehren zu können oder ihm heimlich treu zu bleiben; aber da kannten sie die katholische Kirche schlecht. Sie lehrte, die einmal empfangene Taufe sei unauslöschlich und behalte ihre Gültigkeit auch denen gegenüber, die nur dem Zwange gewichen seien. Wer von ihnen wieder abiele, mache sich des allerschwersten Verbrechens schuldig, der Ketzerei, und er habe alle Strafen zu gewärtigen, die auf solche gesetzt seien. Dadurch gewann man denn glücklich eine Handhabe, um in jedem Augenblick gegen die Neubekehrten vorgehen zu können, wenn sie wohlhabend genug geblieben waren.

Die Verfolgungen und die mit mehr oder weniger Zwang in Szene gesetzten Massentaufen hatten eine neue Schicht der Bevölkerung geschaffen, die neuen Christen, Conversos oder Marrannen genannt. Kein Vernünftiger konnte von ihnen erwarten, daß sie einem Bekenntnis anhängen würden, das sie nicht aus eigener Ueberzeugung, sondern nur dem übelsten Zwange weichend, angenommen hatten. Die Massenbekehrungen waren keine Bürgschaft für Glaubensstüchtigkeit, ja sie konnten es um so weniger sein, als die christkatholische Geistlichkeit sich keineswegs damit abgab, die Konvertiten in den Heilslehren des Christentums zu unterrichten. Man darf ohne weiteres annehmen, daß sie dazu, selbst wenn sie es für nötig





## *Avila*

*Aus Jughändel, Die Baukunst Spaniens*



oder wünschenswert gehalten hätte, gar nicht imstande gewesen wäre. Die Geistlichkeit war so in ihren weltlichen Interessen aufgegangen, daß sie von dem Dogma ihrer Kirche höchstwahrscheinlich selbst nichts wußte. Der größere Teil des Klerus verstand gar kein Latein, las keine Messe und hörte keine Beichte. Oft genug erteilten die Würdenträger den ersten Besten die niederen Weihen, um sie dadurch dem weltlichen Gericht zu entziehen; begünstigten sie dadurch Verbrecher und ersparten ihnen die Strafe ihrer Missetaten, so machte das weiter nichts aus. Ein Klerus wie dieser war nicht danach beschaffen, moralische Eroberungen zu machen, er begnügte sich mit der Gewalt. Die Zwangsbekehrten haben von dem Glauben, der ihnen aufgedrängt wurde, nur die Schattenseite kennen gelernt, und wie hätten wohl sie an die Schönheiten und Wohltaten einer Religion der Liebe glauben sollen? Man darf sich auch gewärtig halten, daß das rabbinische Judentum in der Praxis seines Glaubens an die Ausübung gewisser Riten und Zeremonien gebunden war, die mit besonderen Gebräuchen und Gewohnheiten tief in das Leben des Alltags eingriffen. An diese waren die Juden seit Generationen gewöhnt, jeder einzelne von ihnen war damit aufgewachsen, sie waren ihnen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß man vielleicht nicht fehl geht, wenn man annimmt, viele von ihnen werden sich gar nicht mehr bewußt gewesen sein, eine religiöse Handlung auszuüben. So kam vieles zusammen, um den Glauben der Neuchristen verdächtig zu machen, vor allem die Gier nach ihrem Eigentum. Viele der Uebergetretenen übertrafen an Wissen und Erfahrung die alten Christen bei weitem, und sie verstanden es dank ihrer geistigen Geschicklichkeit in die höchsten Stellungen des Staates zu gelangen. Der einstige Rabbiner Salemh Halevy war 1390 bekehrt worden und hatte zwei Brüder und fünf Söhne zugleich taufen lassen. Er nahm den Namen Pablo de S. Maria an und brachte es zum Bischof von Burgos, eine Würde, in der ihm einer seiner Söhne gefolgt ist. Man zählte um diese Zeit unter den Bischöfen der spanischen Kirche sieben, die offenkundig jüdischer Abstammung waren. Durch die hohen Stellungen, die ihnen zuteil wurden und unterstützt durch den Reichtum, der ihnen geblieben war, gelangten sie dazu, mit den Familien des hohen Adels verschwägert zu werden. Schon im fünfzehnten Jahrhundert floß in den Adern der ersten Familien des Landes jüdisches Blut. Die Mendoza, Luna, Villahormosa waren Mischehen eingegangen, Ferdinand der Katholische stammte durch seine Mutter, eine Henriquez, von Juden ab. Kardinal Mendoza gestand Philipp II. im Jahre 1560, daß der gesamte hohe Adel von Kastilien und Arragonien jüdisches Blut in den Adern habe. Das war eine Lage der Dinge, die den Haß immer wach und immer sprunghbereit hielt und dafür, daß er nicht einschief, sorgte der Klerus, der eifrig daran war, Lügen-



*Antonia de la Cruz*

*Königin Isabella von France*





geschichten über die Conversos, ihre bösen Absichten und schändlichen Handlungen zu verbreiten. So richteten sich die Pogroms nicht mehr ausschließlich gegen die Juden, man dehnte sie auf die Neuchristen aus, die zum Beispiel 1449 in Toledo, Ciudad Real und anderen Orten in ihren Häusern überfallen und beraubt wurden.

Don Alvaro de Luna benutzte diese Gelegenheit, um die Stadt Toledo als Strafe eine Summe von einer Million Maravedi zahlen zu lassen, schützen hatte er die Angegriffenen nicht können. Dazu war die königliche Macht nicht stark genug und der Mechanismus der Verwaltung im ganzen Lande zu kompliziert. Es gab beinahe so viele Verfassungen wie Ortschaften. Fast jede der zurückgewonnenen Städte besaß ein Sonderrecht, das sie dem Könige gegenüber so gut wie unabhängig machte. Das älteste Stadtrecht hatte Alfons V. im Jahre 1020 der Stadt Leon verliehen, das wichtigste wurde das Fuero general, das sein Nachfolger 1118 Toledo erteilte, es wurde vorbildlich für alle weiteren. Man kann diese städtischen Fueros als die Grundlage der Repräsentativ-Verfassung ansehen, die auf spanischem Boden, auch in Arragon weit eher zur Geltung kam, als selbst in England, welches man sich gewöhnt hat, als das Vorbild eines Verfassungsstaates zu betrachten. Die so begünstigten Städte schlossen wohl Bündnisse untereinander zu ihrem gegenseitigen Schutz. Sie hatten diesen um so nötiger, als die finanziellen Lasten des Staates von ihnen beinahe allein getragen wurden. Das Rückgrat der Steuerverfassung bildete seit dem Jahre 1342 die Alcabala, eine Verkehrsabgabe in der Höhe von zehn Prozent, die bei jedem Umsatz einer Ware von neuem erhoben wurde. Sie wurde als sehr drückend empfunden und hat zu vielen lauten Klagen und manchen Unruhen geführt. Ein Uebelstand war es, daß Kastilien, Arragon, Katalonien, Valencia eigene, von den anderen abweichende Münzsysteme besaßen und daß König Heinrich IV. von Kastilien in seinen finanziellen Bedrängnissen, jedem, der dafür bezahlte, das Münzrecht verlieh. Ehe die katholischen Könige zur Regierung kamen, wurde in Spanien in 150 verschiedenen Münzstätten geprägt. Das bare Geld war schon immer knapp gewesen, der Zinsfuß drückend, in Arragonien zahlte man 20 Prozent, in Kastilien  $33\frac{1}{3}$  bis 40 Prozent, das Agio stieg von 40 bis auf 74 Prozent. Alfons X. hatte in seiner Geldverlegenheit zu dem verzweifelten Mittel gegriffen, den Nominalwert der Münzen auf das Doppelte zu erhöhen, aber natürlich nichts anderes erreicht, als ein Steigen aller Preise im gleichen Verhältnis. Als nun in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts 150 Münzstätten das Land mit minderwertigem Gelde überschwemmten, da verzichtete das Volk auf Kauf und Verkauf und kehrte zum Tauschhandel zurück.

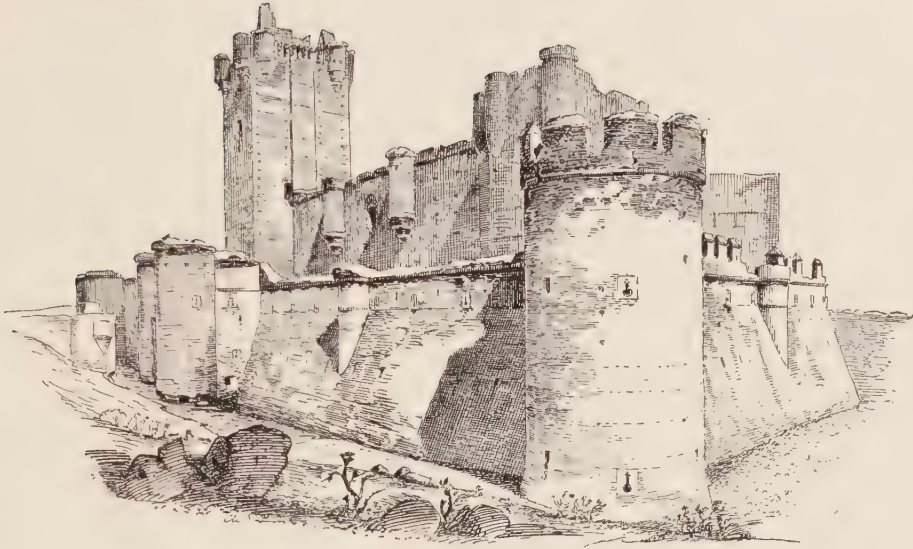
Eine außerordentliche Zerrüttung aller Verhältnisse trat ein, die um so störender empfunden werden mußte, als Kastilien von jeher darauf angewiesen



### *Stadtthor und Türme in Avila*

*Nach einer Zeichnung von Street*

war, Brotrucht einzuführen. Der Boden war schlecht, für die Bebauung nur mühsam zugänglich zu machen, die Bevölkerung dünn verteilt und von unstäten Gewohnheiten, ein großer Teil des Landes, das man hätte urbar machen können, herrenlos. Man hatte in Kastilien der Viehzucht den Vorzug gegeben, schon aus dem einleuchtenden Grunde, weil Herden in Zeiten der Gefahr vor dem Feinde in Sicherheit zu bringen waren, während man die Ackerfrucht nicht retten konnte. Das Nomadenleben wandernder Hirten, im Kampfe mit Räubern und wilden Tieren, entsprach der Sinnesart des Kastilianers, und die Schafzucht wurde von der Regierung in jeder Weise bevorzugt. Die riesigen Wanderherden hielten sich im Sommer auf den Hochflächen von Kastilien und Leon auf, um im Winter in die Niederungen Estremaduras hinabzusteigen. Die Einrichtung der Wanderherden führte eine starke Benachteiligung des Ackerbaus herbei. Die Hirten hatten das Recht, nicht nur auf Ländereien weiden zu lassen, die den Gemeinden gehörten, sondern auch Privateigentum von ihnen abgrasen zu lassen. Angebaute und eingehegte Flächen sollten sie nicht betreten, aber es war niemand da, der sie gestraft hätte, wenn sie es doch taten. Die Umwandlung von Weide in Ackerland war streng verboten, die Schafzucht in jeder Weise bevorzugt. Seit 1345 hatte man zur Verbesserung der Rasse englische Hammel eingeführt. Soweit eine Bebauung des Bodens stattfand, wurde sie von Unfreien besorgt, von Hörigen, Sklaven, Leibeigenen, vielfach von Kriegsgefangenen, die man in Ketten arbeiten ließ, um sie an der Flucht zu hindern. Sie waren an die Güter gebunden, die sie nicht ver-



### *Schloß la Mota bei Medina*

*Aus Uhde, Baudenkmäler*

lassen durften. Je weiter sich die Besitzungen der Christen nach dem Süden ausdehnten, je größer wurden die Strecken Landes, die nach den Händen verlangten, die sie bearbeiten sollten. Da die Bevölkerung sich aber nicht vermehrte, sondern durch die mit unmenschlicher Roheit geführten endlosen Kriege eher ab- als zunahm, mußte man, um der Nachfrage zu genügen, schließlich diesem Teil der Bevölkerung doch eine gewisse Freizügigkeit zugestehen. Dadurch entstand eine neue halbfreie Klasse, der Solariego, der auf fremdem Boden angesiedelt wurde, durch dessen Anbau er gewisse Verpflichtungen zu erfüllen hatte. Dieser Stand war so gut wie rechtlos. Vor dem zehnten Jahrhundert galt in Kastilien der Grundsatz, daß der Besitzer des Bodens dem Solariego alles nehmen durfte, was er sein eigen nannte, sogar das Leben und daß der Geschädigte sich deswegen bei keinem Gericht beklagen durfte. Die Uebelstände eines solchen Systems, die sich in der Vernachlässigung des Anbaues sofort geltend machten, haben ganz von selbst zu milderer Anschauungen geführt. Nach dem zwölften Jahrhundert wurde die Lage besser, man gestattete dem Solariego sogar die volle Freizügigkeit, nur daß er den Boden, auf dem er angesiedelt worden war, nicht veräußern konnte. Wie die Könige das Bürgertum gegen die Feudalaristokratie stützten, so haben sie auch den Solariego begünstigt, um an ihm einen Rückhalt gegen die übermächtigen Granden zu besitzen.



Von einer Industrie kann in den christlichen Staaten der Pyrenäenhalbinsel kaum gesprochen werden, nur die Tuchfabrikation blühte dank der Schafzucht, die eine gute Qualität Wolle lieferte. Soweit noch die Seidenweberei gepflegt, Leder, Papier, Metall bearbeitet wurde, beschränkten sich diese Industriezweige auf die ehemals den Mauren gehörigen Landesteile, wo der Gewerbefleiß zu Hause gewesen war und unter christlicher Herrschaft wenigstens nicht ganz erstarb. Nur Katalonien machte eine Ausnahme: der Katalane machte schon damals aus Steinen Brot, und nur hier konnte von einer materiellen Kultur die Rede sein. Soweit die Staaten des christlichen Nordens in Spanien Güter vom Auslande empfangen, gingen sie ihnen auf dem Seewege über Barcelona zu. Daher blühte der Handel in dieser Stadt, die sich im Mittelmeer eine herrschende Stellung geschaffen hatte. Die Bürgerschaft sah sich in ihren Anstrengungen von ihren Königen unterstützt. Jaime I. förderte Handel, Industrie, Schiffahrt nach seinen besten Kräften. Das Ansehen der Stadt war so groß, daß ihr Handelsgesetzbuch: El Consulado del Mar de Barcelona seit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts im Handelsverkehr der Mittelmeerhäfen maßgebend wurde. Auch Valencia verdankte seinem Handel einen großen Wohlstand. Das altberühmte Tortosa, an der Mündung des Ebro, hatte seine Aufgabe mißverstanden und war in der Zeit, als Franken, Spanier und Mauren sich um dieses Land stritten, aus einer Handelsstadt ein Zufluchtsort der Seeräuber geworden. Es wurde allmählich der Schrecken des Mittelmeeres, so daß Papst Eugen IV. einen Kreuzzug gegen die Stadt ausschrieb. Pisaner und Genuesen, die am meisten von den Räubereien dieses Piratennestes zu leiden hatten, eroberten den Ort mit Hilfe der Tempelherren im Jahre 1148, und es gelang den Mauren nicht, ihn zurückzugewinnen, um ihren Betrieb wieder aufzunehmen.

Versucht man, sich ein Gesamtbild der Zustände im christlichen Spanien des Mittelalters zu verschaffen, so befindet man sich einem traurigen Schauspiel gegenüber. Unfrieden nach innen und außen; Haß zwischen allen Klassen der Gesellschaft; Interessenkämpfe ohne Ende. Der Bauer hadert mit dem Hirten, der Bürger mit dem Hidalgo, die Granden mit dem König. Der Monarch ist fast immer nur eine Puppe in der Hand der Adelsfaktionen, die um ihn streiten und sich ihn zuschieben, wie die Figur auf dem Schachbrett. Die Geistlichkeit richtet ihr Tun und Lassen nur nach dem Vorteil ein, der für die Kirche in Frage kommen kann. Statt auf einen



*Schloß Coca bei Segovia*  
*Aus Jughändel, Die Baukunst Spaniens*



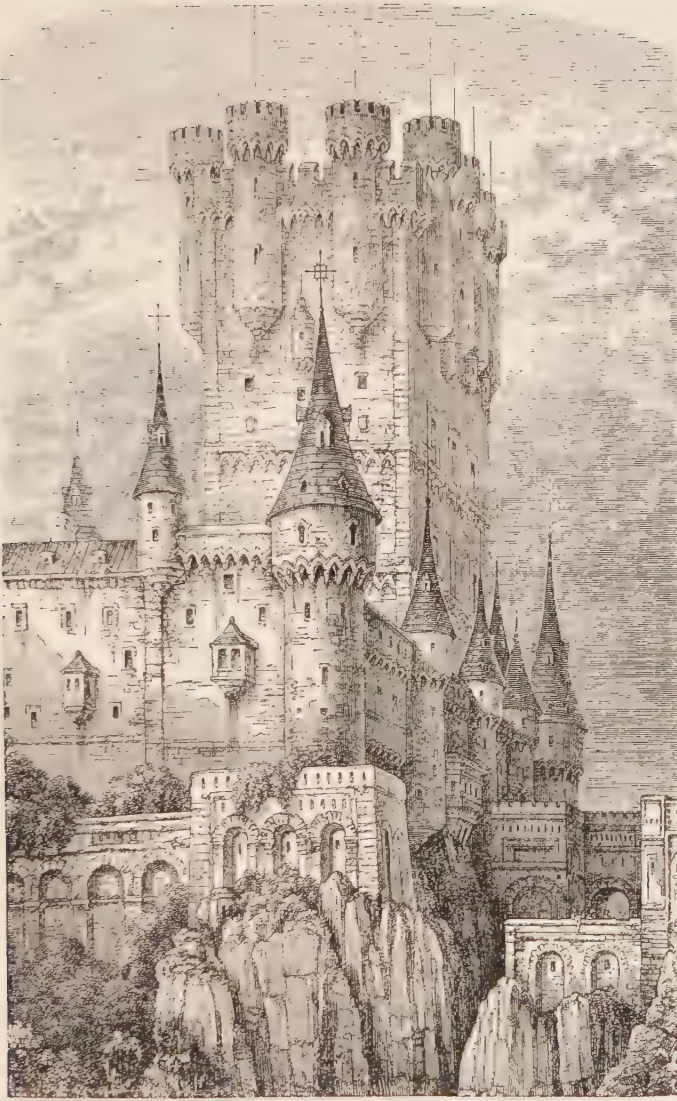
*Die Puerta de Serranos in Valencia*

*Nach einer Zeichnung von Street*

Ausgleich der religiösen Gegensätze hinzuarbeiten, sucht sie dieselben auf die Spitze zu treiben; alle unlauteren und niederen Instinkte, Neid, Mißgunst, Habsucht, werden von ihr gefördert und unterstützt. Arbeit ist verächtlich, Nichtstun eine Ehre. Die Wälder sind abgeholzt, der Boden wasserarm, der Ackerbau vernachlässigt, die Industrie zurückgeblieben. Die Finanzen sind zerrüttet, die Uebergriffe der Großgrundbesitzer unerträglich, in allen Verhältnissen herrscht Anarchie. Unter Heinrich IV., der von 1454 bis 1474 König von Kastilien war, hat die Zerrüttung ihren Gipfel erreicht. Die Granden und die Kirchenfürsten, deren Anmaßung, Habgier und Unverträglichkeit doch die Hauptschuld an dem Chaos trägt, in dem der Staat unterzugehen

droht, weisen die Verantwortung zurück, indem sie den König absetzen. Aber die strittige Thronfolge scheint den unheilvollen Zustand verewigen zu sollen. Die Tochter des Königs Juana ist seine Erbin; bei den sehr engen Beziehungen aber, die zwischen der Königin, einer geborenen Infantin von Portugal, und dem Günstling des Königs, Beltran de la Cueva, stattfinden, wird die Legitimität der Prinzessin bezweifelt, und es bilden sich alsbald Parteien für und gegen „Juana la Beltraneja“. Sie unterliegt schließlich, und sehr gegen Wunsch und Willen des Königs wird seine Schwester Isabella zur Thronerbin gewählt. Als diese sich, abermals gegen die Absicht des Bruders, am 19. Oktober 1469 in Valladolid mit dem Infanten Ferdinand, dem Thronerben von Arragon vermählte, da endlich schlug für Spanien eine Stunde des Glückes. Isabella folgte ihrem Bruder 1474 als Königin von Kastilien, ihr Gatte wurde 1479



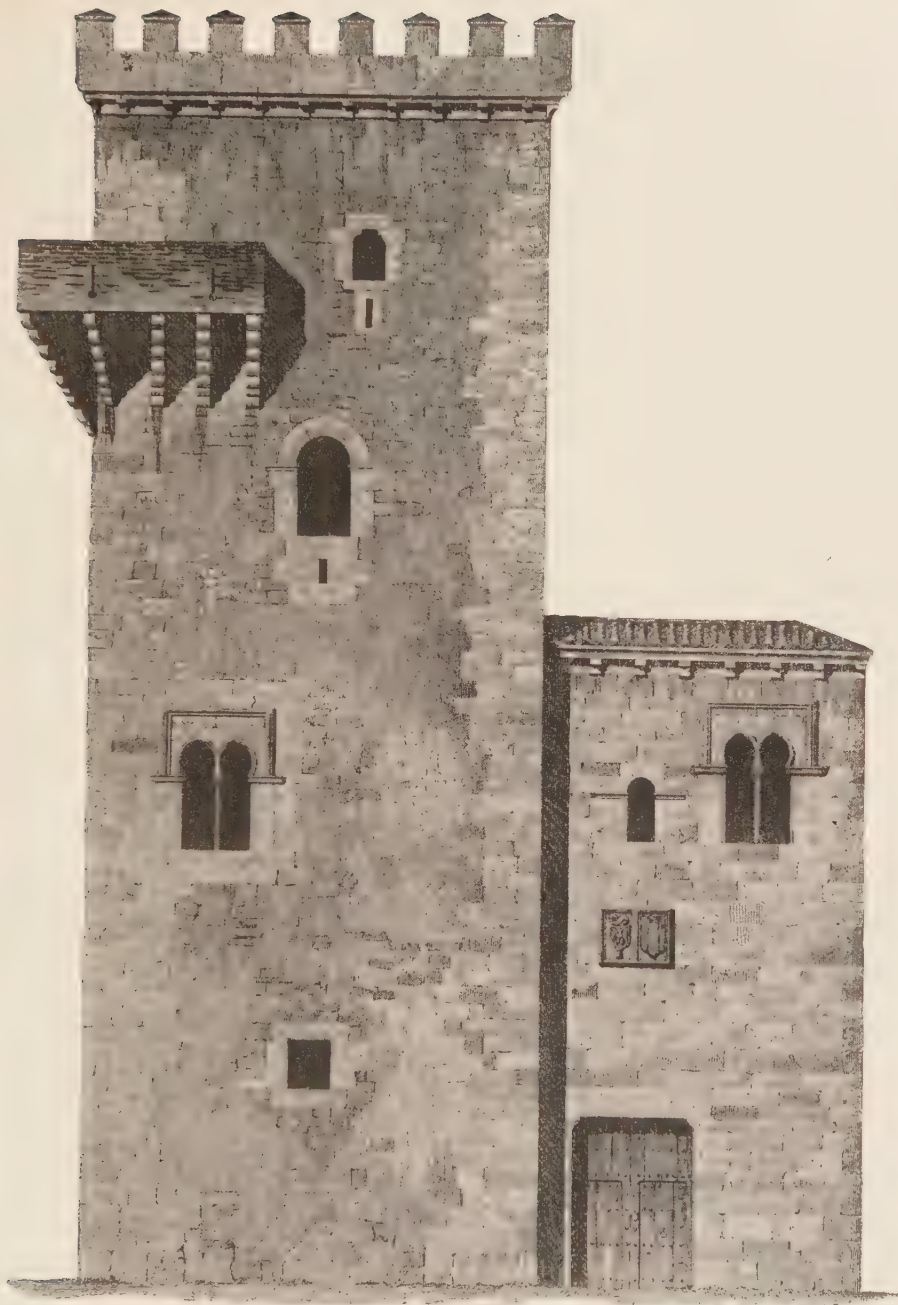


*Der Turm König Juan II. im Alcazar von Segovia*

König von Arragonien, und damit vereinigte das Ehepaar in seinen Personen die bis dahin getrennten spanischen Reiche. Damit war ein Schritt nach vorwärts getan, dessen ganze Tragweite damals wohl noch niemand ahnen konnte. Ehe nur ein Menschenalter vorüber war, sollte sie offenbar geworden sein und Spanien ein anderes Gesicht gegeben haben. Die „katholischen Könige“, als solche leben

Ferdinand und Isabella in der Geschichte fort, stellen das Bindeglied dar zwischen dem Spanien des Mittelalters und dem der neuen Zeit. Sie schlossen eine Entwicklung ab und legten die Grundlagen einer neuen Organisation von Staat und Gesellschaft. Vom Schicksal unerhört begünstigt, gelang ihnen die Einigung herbeizuführen, die noch bei ihrer Thronbesteigung für eine Utopie gelten mußte; es gelang ihnen, der Maurenherrschaft auf der Halbinsel ein Ende zu bereiten und damit die Sehnsucht der ungezählten Generationen zu erfüllen, die seit dem Jahre 711 den Erbfeind bekriegt hatten. Und als sei es damit nicht genug der Erfolge, fiel ihnen mitten im Triumph auch noch ein neuer Weltteil zu. Den katholischen Königen war es beschieden, die latenten Kräfte Spaniens nach außen frei zu machen; sie hatten arme, in voller Zerrüttung befindliche Kleinstaaten geerbt und hinterließen einen Großstaat, eine Weltmonarchie.

Das Geschick hatte das Königspaar mit den Gaben ausgestattet, die zur Erreichung dieser Ziele notwendig waren. Ferdinand von Arragonien war ein Mann nach dem Herzen Macchiavells, die verkörperte Vernunft, deren Absichten niemals durch Regungen des Gefühls gekreuzt oder gestört wurden. Er verfolgte seine Pläne mit weitem Blick, vorsichtig und bedächtig, aber mit einem harten Willen, der rücksichtslos und entschlossen sein Ziel nie aus den Augen verlor. Ein vorzüglicher Menschenkenner, eiskalt, war er nicht unnützlich grausam; verschlagen und doppelzüngig, so weit die Zeit es forderte. Er schätzte die Religion nicht um ihrer selbst willen, sondern als politisches Mittel und hat sich ihrer mit Meisterschaft zu bedienen gewußt. Königin Isabella von Kastilien war ihrem Gatten an Charaktereigenschaften ebenbürtig. Sie besaß eine männliche Seele voll Zuversicht und Selbstvertrauen; sie scheute vor keiner Verantwortung zurück und zeigte sich auch der schwierigsten Lage gewachsen. Im diplomatischen Ränkespiel war sie Meisterin, in der Verfolgung ihrer Ziele hart und unverdrossen, für Feinde unversöhnlich. Mut und Seelenstärke war ihnen freilich auch in hohem Grade nötig; die Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatten, waren unermeßlich. Auf Schritt und Tritt bedrängte sie schon die uralte Stammeseifersucht zwischen Arragonien und Kastilien, die ja durch ihre Ehe nicht zum Schweigen gebracht war. Die Vereinigung der beiden Kronen war vorläufig noch ganz äußerlich. Argwöhnisch belauerten sich die Stände der verschiedenen Länder, immer von der Mißgunst beseelt, dem anderen könne besseres zuteil werden oder es könne ein Eingriff in ihre Sonderrechte erfolgen. Schon der Wahlspruch, den das Königspaar seinem Allianzwapen hinzufügte „Tanto monta“ Arragon como Castilla d. h. Arragon gilt ebensoviel wie Kastilien, zeigt, ein wie hoher Grad von Mißtrauen auf beiden Seiten zu überwinden war. Einstweilen trug Isabella nur den Namen Königin von Kastilien, um es in Wirklichkeit zu werden, war noch so gut wie alles zu tun.



*Palast der Familie Adanero in Caceres*

*Aus den Monumentos Arquitectonicos de España*





*Die Ruinen des Schlosses von Alba de Tormes*

*Lithographie aus España artística y monumental, Paris 1842*

Unter den Regierungen ihres Vaters und Bruders hatten die Granden eine Machtvollkommenheit errungen, daß dem König von seiner Würde nicht viel mehr blieb als der Titel. Sie führten miteinander Krieg, sie erhoben Steuern, schlugen Münzen und hatten die Domänen unter sich verteilt. Gegen den unbotmäßigen hohen Adel richteten sich die ersten Maßnahmen der neuen Regierung. Isabella stützte sich auf den Bürgerstand und schuf mit Hilfe der Städte eine Miliz, die sogenannte Heilige Hermandad, der die Erhaltung des Landfriedens oblag. Sie war eine berittene Polizeitruppe, die Ahne der heutigen Guardia Civil, und sie hat in der Tat ganze Arbeit gemacht. 1482 wurden allein in Galizien 46 Raubritterburgen dem Boden gleich gemacht. Die zahllosen Sonderrechte der Personen, Korporationen, Stände und Städte wurden seit 1485 durch ein neues Gesetzbuch von allgemeiner Gültigkeit verdrängt. Ruhe und Ordnung kehrten zurück, 1492 konnte Peter Martyr de Anghiera vom Hoflager der katholischen Könige schreiben: „Recht und Gerechtigkeit herrschen in den spanischen Ländern.“ Gleichzeitig waren die Besitztitel des Adels revidiert worden, und man hatte ihn gezwungen, alle widerrechtlich an sich gebrachten Güter herauszugeben. Die Selbstverwaltung



### *Das Haus der Grafen Mayorazgo in Cáceres*

*Aus den Monumentos Arquitectónicos de España*

der Provinzen wurde nicht angetastet, aber man stellte sie unter staatliche Aufsicht und an die Spitze des gesamten Verwaltungsapparates rechtskundige Bürger, statt wie bisher hohe Adlige. Isabella war streng religiös, in der Wahrung ihrer Rechte der Kurie gegenüber aber spielte das keine Rolle. Sie hielt darauf, daß die Bistümer nur mit königlicher Genehmigung besetzt werden durften, und auch bei Ernennung neuer Bischöfe wurde der Adel weniger berücksichtigt, als er gewohnt gewesen war. Soweit der römische Stuhl fortfuhr, Ernennungen vorzunehmen, wurde ihnen die Anerkennung versagt; der Geltungsbereich der kanonischen Gesetze wurde eingeschränkt, und was für den Heil. Stuhl das Empfindlichste war, Geldsendungen nach Rom wurden untersagt. Daß die Königin die Großmeisterwürden der drei mächtigen und reichen Ritterorden Kastiliens ihrem Manne erteilte, ist schon erwähnt worden. Alle diese Maßregeln, welche die Granden aus einer Position nach der anderen verdrängten, haben die königliche Machtvollkommenheit erweitert und sie allmählich unangreifbar gemacht. Die mittelalterliche Zerstückelung weicht der Zentralisation, der Vereinheitlichung von Wirtschaft und Verwaltung, die allerdings ohne eine gewisse Bevormundung nicht ausgeübt werden konnte. Die Sorge Isabellas war den wirtschaftlichen Momenten nicht weniger eifrig zugewandt, als den Machtfaktoren. Durch die Vereinheitlichung des Münzsystems, die sie allerdings erst 1497 durchführen konnten, sorgten die katholischen Könige



*Das Haus der Doña Maria la Brava  
in Salamanca*

dafür, daß wirtschaftlich eine feste Basis geschaffen wurde und zu gleicher Zeit ein wichtiges Moment staatlicher Einheit. Die spanischen Goldmünzen waren zu ihrer Zeit die besten und vollwertigsten in Europa, was allerdings den Nachteil mit sich brachte, daß sie ins Ausland abflossen. Die Wirtschaftspolitik der katholischen Könige gipfelte in dem Bestreben, alles, was die Länder brauchten, auch innerhalb ihrer Grenzen hergestellt zu sehen. Isabella begünstigte die Viehzucht auf Kosten des Ackerbaues. Bei der Konkurrenz zwischen Ackerbauer und Herdenbesitzer kam der erstere zu Schaden. Um das Brot zu verbilligen, erließ sie eine Verordnung, die einen festen Taxpreis für das Getreide vorsah. Das

war eine direkte Bevorteilung der städtischen Interessen, aber auch eine so einseitige, daß sie nicht aufrecht erhalten werden konnte, sondern sofort nach ihrem Tode aufgehoben werden mußte. Der Beweggrund war außerdem die Hebung der Tuchfabrikation, der man gutes und billiges Rohmaterial in ausreichender Quantität sichern wollte. In dem Bestreben, die einheimische Industrie zu heben und ihre Produktion zu steigern, kam man ihr mit Schutzzöllen zu Hilfe; überdies sollten alle fremden Erzeugnisse nicht mit Geld bezahlt werden, sondern der Ausgleich sollte in Landesprodukten erfolgen. Der Erfolg sprach für sie. Als Isabella ihrem Bruder auf dem Throne folgte, waren die Einnahmen der Krone Kastilien auf zehn Millionen Maravedi im Jahre zurückgegangen, als sie genau dreißig Jahre darauf starb, beliefen sie sich auf 344 Millionen jährlich.

Im Sinne eines aufgeklärten Despotismus haben Ferdinand und Isabella so ziemlich alles getan, was Weisheit und Einsicht für andere tun können. Aber sie schufen auf einem undankbaren Boden und arbeiteten mit einem spröden Material.



Die Beschreibungen, welche die fremden Gesandten, vorab die venetianischen Legaten, von Land und Leuten in Spanien machten, sind traurig. Und da sie sich im Gefolge des Hofes befanden, der dauernd umherzog, hatten sie Gelegenheit, nicht nur einzelne Provinzen kennen zu lernen, sondern so ziemlich die Gesamtheit der damaligen spanischen Monarchie. Das Land sei schwach bevölkert, der Anbau schlecht, die Bauern faul und träge. „Die Spanier gelten für feine und schlaue Köpfe,“ schreibt der eine von ihnen, „und dennoch taugen sie weder in einer mechanischen noch in einer liberalen Kunst etwas.“ Handwerker arbeiten nur, wenn unmittelbare Not sie dazu treibt, ist diese behoben,



*Torre de Clavero in Salamanca*

dann faulenzten sie wieder, so lange bis der Verdienst verbraucht ist. Aber, und das ist der springende Punkt, wie hätten die Monarchen trotz ihres überragenden Geistes und ihrer höheren Einsicht daran denken können, Charakter und Sinnesart ihrer Untertanen ändern zu wollen, sie, die alle ihre Irrtümer und Vorurteile teilten. Und daß sie das taten, erkennt man in dem Augenblick, in dem man sich dem Verhalten zuwendet, das sie gegen Juden und Neuchristen beobachteten. Es ist heute, in der Ferne der Zeiten und im Wandel der Anschauungen, ungeheuer schwer, wenn nicht völlig unmöglich, die Beweggründe unbefangen zu würdigen, aus denen heraus sie handelten, als sie die Inquisition schufen, die ein religiöses Mittel schien und doch nur ein rein politisches Instrument war. Man betrachtet die Einrichtung immer noch als ein besonders zu verabscheuendes Denkmal der Unduldsamkeit gegen Andersgläubige. Das ist nicht einmal richtig. Wäre es aber auch der Fall, so dürfte man nicht von unserem Standpunkt ausgehen. Wir sind in religiösen Fragen ja nicht toleranter geworden, sondern nur gleichgültig, und wenn man ein Vergleichsmoment braucht, so wäre die Parallele zwischen der damaligen und der heutigen



*Palast der Deutschordensherren in Burgos*

*Sogenannte Casa del Cordón. Aus den Monumentos Arquitectonicos de España*

Auffassung nicht auf Grund des Glaubens zu ziehen, sondern vom Gesichtswinkel der Parteipolitik aus. Wer sich entsinnt, wie eben noch die Sowjets gegen die Anhänger anderer Parteien vorgingen, und sich einen Augenblick ausmalt, wie es etwa in Deutschland ausschauen würde, wenn ein unheilvolles Geschick diese Gesellschaft gemeiner Verbrecher an das Ruder kommen ließe, der wird seine Meinungen über die spanische Inquisition stark korrigieren müssen. Glaubenseinheit galt in Spanien als das letzte und höchste Ziel der Staatskunst, nicht nur weil Ketzerei an und für sich als das schwerste Verbrechen angesehen wurde, sondern weil der Andersgläubige ein politischer Gegner und Feind war.

Der Kampf, der gegen den semitischen Teil der Bevölkerung auf spanischem Boden eingeleitet wurde, richtete sich gegen Juden, Mauren und Neuchristen, aber es wäre verkehrt, ihn einseitig religiös werten zu wollen. Die Religion war der Vorwand, das ist richtig, aber auch nicht viel mehr; hätte es sich nur um die Bekehrung gehandelt, so hätten die Conversos ja aus dem Spiel bleiben müssen, und doch waren sie es, gegen die das Schwert zuerst gezückt wurde. Vielleicht darf man sich klar machen, daß in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts der alte Feudalstaat in allen seinen Formen bereits völlig überlebt war und sich in seinen Einrichtungen die Neigung zu dem zentralisierten Einheitsstaat geltend machte. Granden und Hidalgos mochten fühlen, wie ihnen Ansehen, Einfluß und Macht unter Verhältnissen, die sich dauernd verschoben, täglich mehr dahinschwanden, und sie suchten die Schuld nicht in den Zuständen, sondern bei den Menschen. Dabei mußten ihre Blicke notwendig auf die Klasse fallen, die in die Höhe stieg und sich durch Bildung und Besitz vor allen anderen auszeichnete. Dieses neue Element war das Bürgertum,



### *Palast in Cogolludo*

*Die beiden kleinen Türen im Erdgeschoß sind erst neuerdings ausgebrochen worden*

das bis dahin in Kastilien überhaupt keine Rolle gespielt hatte und dem jetzt allmählich die ersten und wichtigsten Posten im Staate zuteil wurden. Der Ritter galt nicht mehr, was er noch eben bedeutet hatte; er verlor nach und nach alle Positionen, die er inne gehabt hatte, und sah sich von Leuten aus dem Sattel gehoben, die er verachtete. Hier liegen die tieferen Gründe des Hasses gegen die Neuchristen, die unter dem Bürgertum in vorderster Reihe standen und die Abneigung umsomehr erregten, als sie sich im Gefühl ihres Reichtums und ihrer Wichtigkeit wahrscheinlich im äußern Auftreten gar keinen Zwang angetan haben werden. Ihre Intrigen waren es, die Don Alvaro de Luna auf das Schaffot brachten. Diesem Einfluß schrieb man alle Uebel der Zeit zu; er schien doppelt verhängnisvoll, weil er von Ketzern ausging. Man glaubte, Strafen des Himmels zu erkennen, während es sich in der Tat nur um einen sozialen Prozeß handelte; der Glauben schien in Gefahr, weil eine neue Klasse der Bevölkerung Ansprüche machte und auf Plätzen gelten wollte, auf denen man sie nur mit Neid und Mißgunst erblickte.

Dieser weit verbreiteten Stimmung haben die katholischen Könige sich bedient, als sie gegen die Conversos voringen. Der römischen Kirche war die Inquisition



nichts Neues; sie kannte sie seit dem Jahre 1238 als einen Gerichtshof gegen die Ketzerei; die spanische Inquisition indessen war insofern etwas anderes, als sie eine kirchliche Einrichtung unter staatlicher Oberhoheit und mit wesentlich staatlichen Endzwecken war. Sie verfolgte rein weltliche Absichten, sie wirkte politisch und sozial und sie benutzte den Glauben und die Religion nur als den Vorhang, dessen schützende Falten sie davor bewahrten, vom Volke durchschaut zu werden. Das treibende Element war König Ferdinand, und er sorgte dafür, daß die Angelegenheit mit Schnelligkeit durchgeführt wurde. Die Inquisitionsbulle Papst Sixtus IV. wurde am 1. November 1478 vollzogen; im September 1480 ernannte der König die Inquisitoren, und kaum ein halbes Jahr darauf, am 6. Februar 1481, fand in Sevilla das erste Auto de fé auf spanischem Boden statt. Die reichsten Neuchristen Sevillas fielen ihm zum Opfer, die Reichsten, denn die Opfer der Inquisition büßten ihr Vermögen ein, das der Inquisition, d. h. damals dem König verfiel. Im Jahr darauf wurde die neue Einrichtung, die bis dahin auf Andalusien beschränkt gewesen war, auf das ganze spanische Gebiet ausgedehnt und in Ciudad Real, Cordova, Jaen, Segovia neue Gerichtshöfe errichtet, denen bald weitere folgten. 1483 wurde die Organisation beschlossen, indem eine königliche Behörde der Concejo de la Suprema y General Inquisicion das Werk krönte; man bezeichnete sie kurzweg als Supremo. Die katholischen Könige waren gewiegte Menschenkenner; als sie am 1. Oktober 1483 Thomas de Torquemada zum Großinquisitor von Kastilien ernannten, da haben sie das neue Amt in die rechten Hände gelegt. Er gab der Behörde die Gestalt, die sie länger als drei Jahrhunderte behalten sollte. In seinem finstern Eifer ermüdete er nie und ließ in der Verfolgung niemals nach. Er erlangte, daß alle staatlichen Hilfsmittel in den Dienst der Inquisition gestellt wurden; er verschaffte ihr die volle Selbstverwaltung und richtete ihre Schreckensherrschaft auf, ohne auf Widerspruch zu stoßen. Nur die Arragonesen haben versucht sich zu wehren. Am 15. September 1485 fiel der Inquisitor Pedro Arbues in der Kathedrale von Zaragoza unter dem Mordstahl einiger Verschworenen, aber es war bereits zu spät; dies Opfer blieb vereinzelt und hat die Inquisition befestigt, statt sie zu erschüttern.

Welche Vorzüge die Regierung der katholischen Könige für ihr Land haben mochte, wie segensreich ihr Wirken nach vielen Seiten hin gewesen sein mag, die Errichtung und Einführung der Inquisition wirft einen Schatten auf sie, der alles Licht in Finsternis verkehrt. Das Heilige Offizium wirkte wie eine tadellose Maschine mit der doppelten Bestimmung, die Untertanen zu berauben und sie zugleich in blindem Gehorsam zu erhalten. Es hat beide Zwecke vollkommen erreicht, und vielleicht ist wirklich niemals ein System in Anwendung gebracht worden, das sinnreicher erfunden gewesen wäre. Die Inquisition war ein Gerichtshof von



*Infanta Maria Anna*

nichts Neues; sie kannte sie seit dem Jahre 1238 als einen Gerichtshof gegen die Ketzerei; die spanische Inquisition indessen war insofern etwas anderes, als sie eine kirchliche Einrichtung unter staatlicher Oberhoheit und mit wesentlich staatlichen Endzwecken war. Sie verfolgte rein weltliche Absichten, sie wirkte politisch und sozial und sie benutzte den Glauben und die Religion nur als den Vorhang, dessen schützende Falten sie davor bewahrten, vom Volke durchschaut zu werden. Das treibende Element war König Ferdinand, und er sorgte dafür, daß die Angelegenheit mit Schnelligkeit durchgeführt wurde. Die Inquisitionsbulle Papst Sixtus IV. wurde am 1. November 1478 vollzogen; im September 1480 ernannte der König die Inquisitoren, und kaum ein halbes Jahr darauf, am 6. Februar 1481, fand in Sevilla das erste Auto de fé auf spanischem Boden statt. Die reichsten Neuchristen Sevillas fielen dem zum Opfer, die Reichsten, denn die Opfer der Inquisition büßten ihr Vermögen ein, das der Inquisition, d. h. damals dem König fiel. Im Jahr darauf wurde die neue Einrichtung, die bis dahin auf Andalusien beschränkt gewesen war, auf das ganze spanische Gebiet ausgedehnt und in Ciudad Real, Cordova, Lien, Segovia neue Gerichtshöfe errichtet, denen bald weitere folgten. 1483 wurde die Organisation beschlossen, indem eine königliche Behörde der Concejo de la Supremacia General Inquisicion das Werk krönte; man bezeichnete sie kurzweg als Suprema. Die katholischen Könige waren gewiegte Menschenkenner; als sie am 1. Oktober 1483 Thomas de Torquemada zum Großinquisitor von Kastilien ernannten, ja ihnen sie das neue Amt in die rechten Hände gelegt. Er gab der Behörde am 1. statt, die sie länger als drei Jahrhunderte behalten sollte. In seinem finstern Inneren lebte er nie und ließ in der Verfolgung niemals nach. Er erlangte, daß alle staatlichen Hilfsmittel in den Dienst der Inquisition gestellt wurden; er verschaltete ihr die volle Selbstverwaltung und richtete ihre Schreckensherrschaft auf, ohne auf Widerspruch zu stoßen. Nur die Arragonesen haben versucht sich zu wehren. Am 16. September 1485 fiel der Inquisitor Pedro Arbues in der Kathedrale von Zaragoza unter dem Mordstahl einiger Verschworenen, aber es war bereits zu spät; das Opfer blieb vereinzelt und hat die Inquisition befestigt, statt sie zu erschüttern.

Welche Vorzüge die Regierung der katholischen Könige für ihr Land haben mochte, wie segensreich ihr Wirken nach vielen Seiten hin gewesen sein mag, die Errichtung und Einführung der Inquisition wirft einen Schatten auf sie, der alles Licht in Finsternis verkehrt. Das Heilige Offizium wirkte wie eine tadellose Maschine mit der doppelten Bestimmung, die Untertanen zu berauben und sie zugleich in blindem Gehorsam zu erhalten. Es hat beide Zwecke vollkommen erreicht, und vielleicht ist wirklich niemals ein System in Anwendung gebracht worden, das sinnreicher erlunden gewesen wäre. Die Inquisition war ein Gerichtshof von





*Infantina Maria Anna*



unbeschränkter Machtvollkommenheit, weder der König noch das Gesetz schützten gegen sie. Niemand, auch der Höchstgestellte nicht, war vor ihr sicher, so wenig wie sie irgend einen Altersunterschied achtete, sie hat Hundertjährige prozessiert und Kinder von 6—7 Jahren. Sie ließ Verhaftungen vornehmen auf den bloßen Verdacht hin, und die bloße Verhaftung genügte, den Betroffenen und seine ganze Familie für immer in Schande zu bringen. Sie durfte ungescheut alle bürgerlichen Gesetze mißachten und sich über sie hinwegsetzen, im Verhältnis zu dem Staate kannte sie nur Rechte, keinerlei Pflichten, denn sie war niemand Verantwortung schuldig und hatte für das, was sie tat oder ließ, niemand Rechenschaft abzulegen. Das tiefste Geheimnis umgab ihre Prozeduren, die Strafen, die sie verhängte, waren willkürlich und ungemessen und es gab kein Rechtsmittel gegen sie. Ihr Verfahren sprach allen Begriffen von Recht und Menschlichkeit Hohn. Der Angeklagte galt von vornherein als schuldig. Belastungszeugen wurden unter allen Umständen zugelassen, auch wenn es Minderjährige, Verbrecher oder Geisteskranke waren, Entlastungszeugen wurden nicht gehört, die Aussagen der einen wie der anderen aber dem Angeklagten nicht mitgeteilt. Bloßes Hörensagen wurde als Beweis betrachtet, die Verteidigung unmöglich gemacht, denn jedes Wort zugunsten des Angeklagten brachte den Advokaten in den Verdacht, die Ketzerei zu begünstigen. Niemals ist ein Verhafteter freigesprochen worden; denn ein Freispruch hätte gezeigt, daß das Heilige Offizium dem Irrtum ausgesetzt sei, im allergünstigsten Falle wurde das Verfahren einstweilen ausgesetzt, aber es konnte in jedem Augenblick wieder aufgenommen werden. Verhaftete lagen oft jahrelang im Kerker, ehe sie auch nur dem ersten Verhör unterzogen wurden, und auch dann erfuhren sie den Grund nicht, der sie mit dem Heiligen Offizium in Konflikt gebracht hatte. Von der Außenwelt waren sie völlig abgesperrt, sie erhielten kein Schreibzeug und keine Lektüre und von ihren Angehörigen hörten und sahen sie nichts, selbst von den Sakramenten ihrer Kirche waren sie ausgeschlossen. Sie erfuhren ihr Schicksal, selbst wenn es auf die Todesstrafe lautete, erst in dem Augenblick, in dem man sie zum *Auto de fé* abführte. So galt mit Recht eine Verhaftung durch die Inquisition und die Einschließung in ihren Kerkern als das größte Unglück, das einen Menschen treffen konnte, nicht nur für ihn selbst, sondern auch für seine Angehörigen, die ein derartiges Vorkommnis auf immer mit den schrecklichsten Folgen bedrohte. Jede, auch die leichteste Strafe, die bloße Tatsache, daß er im Verdacht der Ketzerei gestanden hatte, genügte, um die Nachkommen eines Inquisiten mit unauslöschlicher Schande zu belasten. Die Kinder und Enkel verstockter Ketzer waren dauernd rechtsunfähig, auch die der ausgesöhnten Verbrecher, sie waren von allen öffentlichen Aemtern





VUE DE LA TOUR DE LEB ET DU CHATEAU TAHERNE BÂTI PAR L'EMPEREUR  
 TRAITÉ A SEVILLE L'UN DE SA HAUTEUR N'EST PAS ASSURABLE POUR  
 JOUR. DONNE TROIS EMPREintes POUR ROMAINS ET SI ESTIME POUR LA BAYE  
 DE 282. 801012 ET SI C'EST LA POUR UN. SANS PORT DE SE TOUT LA BAYE  
 DE TOUT LES TROIS ET SI N'EST QUEL. 282. 801012 POUR TOUT LES TROIS ET SI N'EST QUEL. 282. 801012  
 SEVILLE LA POINT VUE. N'EST PAS TOUT LA BAYE ET SI N'EST QUEL. 282. 801012

*La Torre del Oro en Sevilla y la inquisi-  
 tion que esta situada en su arrabal llama:  
 do triana*

### *Der Palast der Inquisition in Sevilla, rechts die Torre del Oro*

*Nach einer Radierung von Louis Meunier, um 1640*

ausgeschlossen, und selbst die Verleihung akademischer Grade an sie war unter-  
 sagt. So schwer die Unschuldigen daran zu tragen hatten, es war immerhin das  
 kleinere Uebel, denn vielfach zog eine Verhaftung automatisch die andere nach  
 sich und verstrickte in ihren Banden oft ganze Familien.

Ein Wort, eine Miene, eine Handlung, mochten sie an und für sich so un-  
 bedeutend sein wie sie wollten, konnte vor die Inquisition bringen, und dem  
 durch seine Verhaftung Erschreckten wurde nur dann Hoffnung auf Gnade ge-  
 macht, wenn er alle seine Mitschuldigen angäbe und alles anzeigte, was ihm von  
 ketzerischen Worten und Werken im Kreise seiner Bekannten zu Ohren gekommen  
 sei. Angeberei wurde nicht nur als ein Mittel persönlicher Rettung hingestellt, sie  
 wurde religiöse Pflicht. Die Inquisitoren erschöpften alle Schrecken der Religion und  
 der ewigen Verdammnis, um dem betörten Volke die Anzeige anderer als höchstes  
 Gebot des Gewissens erscheinen zu lassen. Auf diese Weise war niemand davor  
 sicher, nicht durch irgend einen Verhafteten dem Heiligen Offizium denunziert zu  
 werden. Zu den besonderen, der Inquisition eigentümlichen Kunstgriffen gehörte  
 die Verkündigung einer sogenannten Gnadenfrist. Wer sich während derselben  
 selbst als schuldig bekannte, hatte Hoffnung, mit der Kirche „versöhnt“ zu werden  
 unter der Bedingung, daß er alle Ketzer anzeigte, die ihm bekannt waren. Aus-  
 nahmslos alle, Eltern, Kinder, Geschwister, Verwandte, Freunde, er durfte nichts  
 verschweigen. Tat er es doch, und die Inquisition erfuhr es, so war er rettungslos

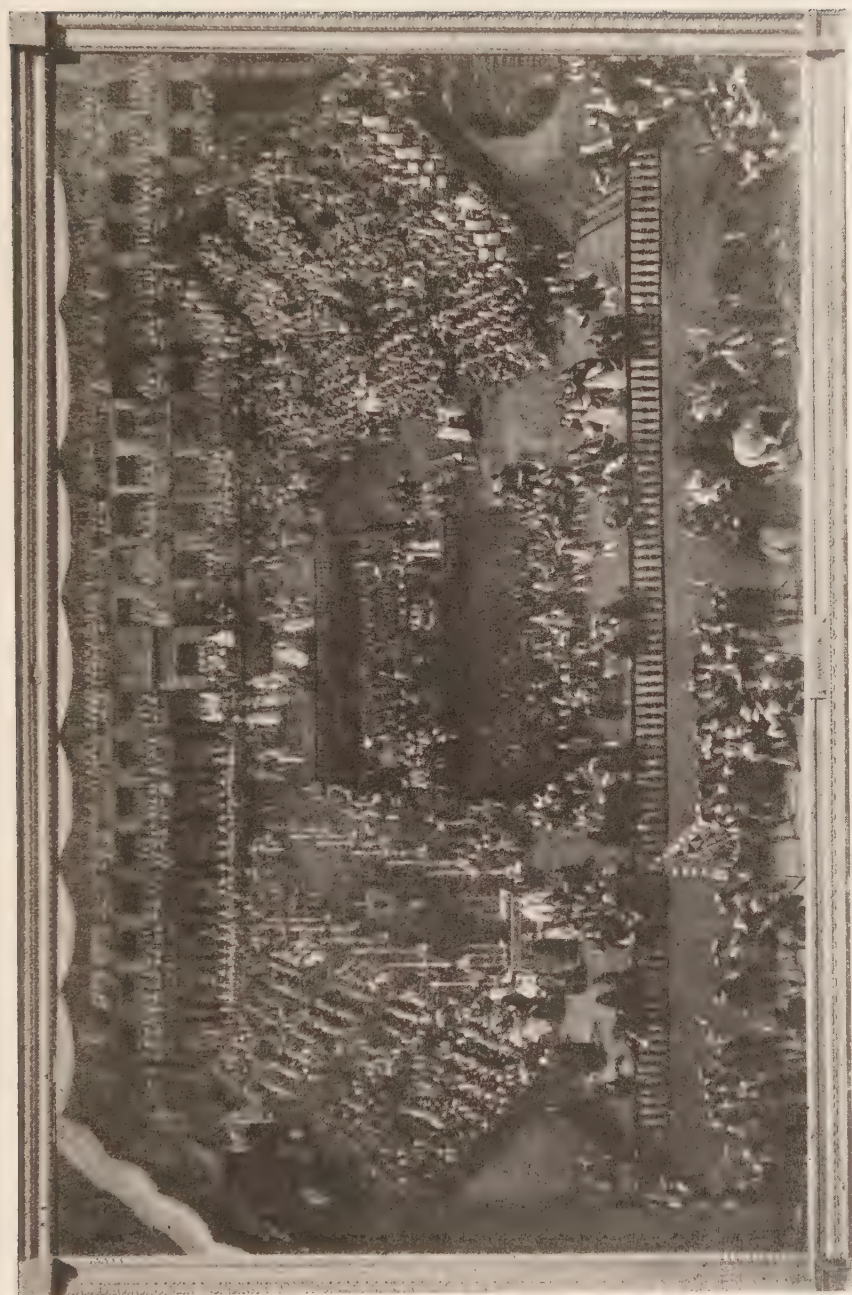


*Auto de fé. Ende des 15. Jahrhunderts*

*Gemälde von Berruguete im Prado in Madrid*

verloren. Er wurde dann, da er seine Reue nicht durch ein vollständiges Bekenntnis an den Tag gelegt hatte, als ein verstockter Sünder betrachtet und als doppelt schuldig angesehen. Nahm einer der Unseligen die Geständnisse, die er über andere gemacht hatte, zurück, so wurde seine Strafe verschärft. Das Verfahren war auf das Schuldbekenntnis des Sünders angelegt, daher wurde mit Versprechungen und Drohungen nicht gespart, um ein solches zu erzielen. Die Versprechen von Gnade waren trügerisch, die Drohungen dagegen ernst; wer nicht gutwillig gestehen wollte, der wurde so lange gefoltert, bis er Mitschuldige nannte. Wurden Zeugen in ihren Aussagen schwankend, die Folter war da um ihr Gedächtnis zu stärken. Keine Rücksicht auf Alter oder Geschlecht schützte vor der peinlichen Frage. Kleine Mädchen von zwölf, dreizehn Jahren und alte Frauen von achtzig, Schwangere, Kranke, niemand wurde geschont; Kinder unter zehn Jahren wurden so lange geschlagen, bis sie sich bereit finden ließen, gegen ihre Eltern auszusagen. Die Folter war damals etwas allgemein übliches, nicht nur in Spanien und nicht nur bei der Inquisition, und A. H. Lea, dem wir die beste und sachlichste Geschichte dieser furchtbaren Institution verdanken, hat sie sogar gegen den Vorwurf in Schutz genommen, als sei ihre Folterkammer der Schauplatz besonders ausgesuchter Grausamkeiten gewesen. Das war nicht der Fall, für unsere Begriffe bleibt die Tortur des Heiligen Offizium auch dann noch unmenschlich genug, wenn sie sich selbst nur an die landläufig üblichen Foltern hielt. Die seelische Qual war schon groß genug, die Unsicherheit über das eigene Geschick und das der Angehörigen, dazu kam die Einsperrung in dunkle, enge, schmutzige Zellen ohne Luft und Licht, die von Ungeziefer wimmelten, schließlich die Folter. Man brachte den Wippgalgen in Anwendung; die Wassertortur, bei der dem hilflosen Opfer bis zu sieben Krüge Wasser zwangsweise eingeflößt wurden; die Strickfolter, bei der man den Inquisiten über die scharfen Sprossen einer Leiter spannte und mit Stricken verschnürte, die bis auf die Knochen einschnitten. Hatte er das zwei bis drei Stunden ausgehalten, so waren ihm die Glieder gebrochen. Wünschten die Richter die Folter zu wiederholen, so ließen sie drei bis vier Tage vergehen; in dieser Zeit wurden die Glieder steif und der Schmerz heftiger und größer. Mit Hilfe eines solchen Verfahrens waren die Inquisitoren instande, jeden zu verderben, dem sie übel wollten. Don Diego Lucero, einer der ersten Inquisitoren aus der Zeit der katholischen Könige hielt sich Zeugen, die alles beschworen, was er von ihnen verlangte, im Notfalle folterte er aus den Angeklagten die Aussagen heraus, die er brauchte. Einmal ließ er ein Ehepaar verbrennen, und erst nach dem Tode der Unglücklichen wurden ihre Sklaven auf die Folter gelegt, um eine Anklage





*Das große Auto de fé auf der Plaza Mayor in Madrid, 1680*

*Gemälde von Franc. Rizi im Prado in Madrid*

formulieren zu können. Der Verhaftete und Gefolterte wurde nach seiner ganzen Familie ausgefragt bis in das dritte und vierte Glied zurück, seine Aussagen wurden protokolliert und bildeten im Verein mit den Aussagen anderer ein Nachschlagewerk, das dem Heiligen Offizium eine neue furchtbare Waffe in die Hand gab. Es stand in seiner Macht, ganze Familien in Schande und Unehre zu stürzen.

Die Inquisition hatte den Zweck, die verirrtten Kinder der römischen Kirche mit ihrer liebevollen Mutter zu versöhnen; sie strafte nicht, sie verhängte nur Bußen. Diese waren verschiedener Art und bestanden in Gütereinziehung, Hieben, Verurteilung zu den Galeeren oder zu Gefängniß, Verbannung, Tragen des Sanbenito. In einzelnen Fällen wurde das Niederreißen der Häuser der Schuldigen angeordnet. Dazu kamen geistliche Strafen: häufiges Fasten und Abbeten zahlloser Vaterunser. Die Prügelstrafe wurde mittelst Lederriemen vollzogen oder mit Stricken, in die Knoten geknüpft waren; 200 Hiebe waren die Regel, hundert das wenigste, ohne Rücksicht, ob der oder die Verurteilte 13 Jahre alt war oder 86. Erst im achtzehnten Jahrhundert verschonte man wenigstens die Frauen. Die Verurteilung zu den Galeeren bedeutete Zwangsarbeit im Interesse des Staates; der Dienst an den Rudern war körperlich sehr schwer, aber er wurde selbst Mönchen nicht erspart, die „ausgesöhnt“ werden sollten. Der König erhielt dadurch billige Arbeitskräfte. Waren die Galeeren besetzt, so wurden die Verurteilten in die ungesunden Bergwerke von Almaden geschickt. Merkwürdigerweise war Gefängnisstrafe die mildeste, die den Ketzer treffen konnte. Die unmenschliche Härte, mit der die Untersuchungsgefangenen behandelt wurden, sticht sehr seltsam ab von dem milden Verfahren gegen Strafgefangene. Das hing aber nur damit zusammen, daß es an Gefängnissen fehlte. Allein in Sevilla waren bis zum Jahr 1488 fünftausend Menschen ausgesöhnt und zu lebenslänglicher Haft verurteilt worden; wo hätte man wohl die Räume hernehmen sollen um sie unterzubringen? So begnügte man sich, ihnen Hausarrest aufzuerlegen. Aber auch wo es Gefängnisse gab, war der Aufenthalt anscheinend nicht schmerzlich. In Granada z. B. beschwerte sich die Stadtverwaltung darüber, daß die Inquisitionshäftlinge das Gefängnis nur als mietfreie Wohnung betrachteten. Sie hatten freien Ausgang, trieben Hausierhandel und schädigten den soliden Kaufmannsstand, dem sie üble Konkurrenz bereiteten. Die Verbannung, die den Schuldigen von Haus und Hof und aus der Heimat vertrieb, vermehrte das Heer der Landflüchtigen, Bettler und Herumtreiber, an denen in Spanien sowieso kein Mangel war. Weit schlimmer war die Verurteilung zum Tragen des Sanbenito. Das war ein Schandkleid, das immer getragen werden mußte; ein Mantel aus grobem schwarzen oder grauen Tuch, der vorn und hinten ein weithin sichtbares rotes Kreuz zeigte. Farbe, Stoff und Abzeichen haben im Laufe der Zeit gewechselt;



*Auto de fé, Ende des 18. Jahrhunderts*

*Gemälde von Goya in der Galerie zu Brüssel*

ob die Verurteilung aber auf Zeit erfolgte oder auf immer, die Schande blieb die gleiche, denn der Sanbenito wurde zum ewigen Andenken in der Pfarrkirche aufgehängt, mit genauer Angabe dessen, der ihn hatte tragen müssen. Für ihn selbst und alle seine Nachkommen eine unauslöschliche Schmach. Von denen, die sich mit der Mutter Kirche nicht „aussöhnen“ lassen wollten, zog die Inquisition ihre Hand ab. Verstockte, unbußfertige Sünder wurden „relaxiert“, d. h. dem weltlichen Arm übergeben. Der verbrannte sie. Wer im letzten Augenblick Reue bekannte, wurde vorher erdrosselt; die Fälle, in denen die Schuldigen wirklich bei lebendigem Leibe verbrannt wurden, sind wohl äußerst selten gewesen. Indessen lag es noch im Befinden des Henkers, wie er mit den Opfern umgehen wollte. War er von den Angehörigen nicht bestochen worden, so konnte er auch, wenn auf Erdrosselung erkannt war, die Qualen der Unglücklichen um Stunden verlängern. Den Ketzer in den Flammen sterben zu lassen, schien ein der Gottheit ganz be-





*Verurteilter im Aufzug zum Auto de fe*  
*Hals und Hände gefesselt mit dem „Piñ de amigo“*  
*Radierung von Goya, Aus den Caprichos*

sonders wohlgefälliges Werk. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts haben die Verbrennungen aufgehört. Die Glaubenshandlungen „Auto de fe“ waren Feierlichkeiten, die mit dem größten Gepränge vollzogen wurden und daher sehr hohe Kosten verursachten. Sie wurden als besondere Aufmerksamkeit bei der Anwesenheit fremder fürstlicher Gäste vollzogen oder zur Verherrlichung königlicher Hochzeiten, bei der Geburt von Infanten und Infantinnen und bei ähnlichen Gelegenheiten.

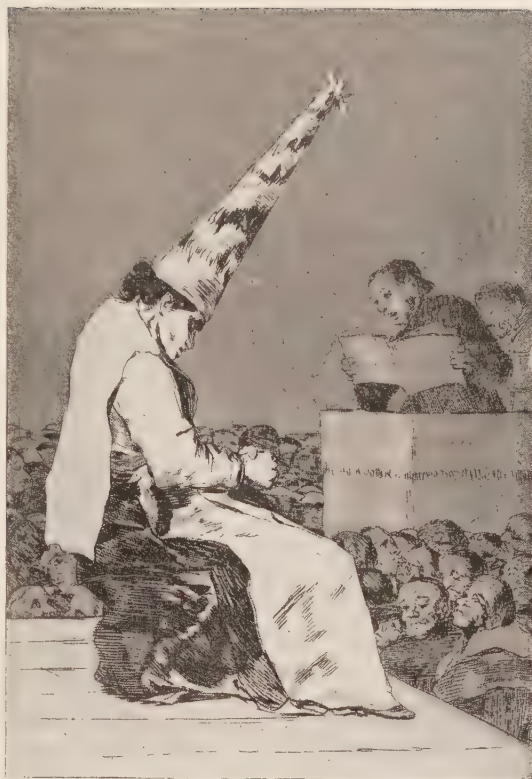
Die Gründe, die vor die Inquisition führen konnten, waren mancherlei. Unter den katholischen Königen machte großer Reichtum stark verdächtig, denn König Ferdinand war begierig, die Güterkonfiskationen und Strafgelder an sich zu bringen. Die

spanische Inquisition hatte den Grundsatz der Gütereinziehung aus dem römischen Recht übernommen und sie hat ihn im weitesten Umfang angewendet. Nach erfolgter Verhaftung wurde alles Hab und Gut des Verdächtigen mit Beschlagnahme belegt, es wurde den Angehörigen nichts gelassen. Alle seine Papiere und Rechnungen wurden geprüft und er sofort unter Eid über den Stand seiner Verhältnisse befragt. Alle Außenstände wurden schonungslos eingetrieben; hatte er Güter veräußert, wurden sie vom Käufer zurückgefordert, ohne daß der Kaufpreis ersetzt worden wäre, die Schulden dagegen galten als erloschen. Zu dem beweglichen Eigentum gehörten auch Sklaven und Sklavinnen, und A. H. Lea hat konstatiert, daß hübsche Sklavinnen von den Mitgliedern des Supremo sehr begehrt waren. Wie sehr die Inquisition von vornherein als gewinnbringende Anstalt gedacht war, erhellt aus der Tatsache, daß Prozesse nicht nur gegen Flüchtlinge angestrengt wurden, sondern auch gegen Verstorbene. Natürlich nur

aus dem Grunde, um sich ihres Vermögens bemächtigen zu können. In Toledo hat man von 1485 bis 1490 jedes Jahr gegen vierhundert längst Tote zum Feuertod verurteilt und ihre Gebeine, und wenn man ihrer nicht mehr habhaft werden konnte, an ihrer Stelle Puppen verbrannt. Im Jahre 1525 wurde die Leiche eines Mannes ausgegraben, der 1456 gestorben war und gerichtlich dem Feuertod überantwortet, weil man sich seines Erbes zu bemächtigen wünschte.

Die Begriffe der Ketzerei und des Rückfalls waren sehr dehnbarer Natur, und ein Vorwand zur Verhaftung und zur Einleitung eines Prozesses war leicht gefunden. Da wurde unter den katholischen Königen der Baccalaureus Membreque überführt, in seinen Predigten judaisierende Tendenzen verbreitet zu haben.

Er wurde nicht nur selbst verbrannt, sondern 107 seiner Hörer mit ihm. In Toledo mußte eine Frau den Feuertod erleiden, weil sie nicht gestanden hatte, daß fünfzehn Jahre früher ein Zicklein in ihrem Hause geschächtet worden war. Neigung zur Reinlichkeit war lebensgefährlich; das Wechseln von Leib- und Tischwäsche am Samstag, die Weigerung, Schweinefleisch zu essen oder das Fleisch gefallener Tiere zu genießen, machten im höchsten Grade verdächtig. Am Freitag Lichter anzuzünden, zweierlei Kochgeschirre zu benutzen, beim Brotschneiden von sich weg statt auf sich zu schneiden, von einem Braten vor der Zubereitung das Fett abzulösen waren Dinge, die unweigerlich Verfolgung nach sich zogen. Als der Leibarzt des Herzogs von Alba, Dr. Jorge Enriquez, gestorben war, hatten seine Hausgenossen die arg zugerichtete Leiche gewaschen und in ein reines Hemd gekleidet. Wegen Judaisierens angegeben, wurde die ganze Familie samt der Dienerschaft von der In-



*Verurteilter der Inquisition bei dem Auto de fé*

*Radierung von Goya, Aus den Caprichos*

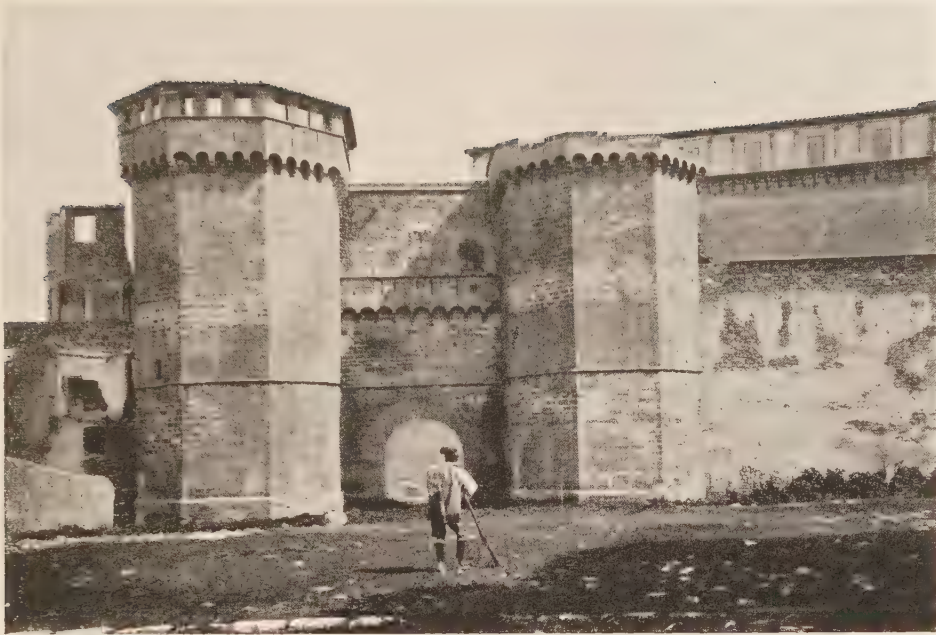
quisition gefänglich eingezogen, der Prozeß aber, nachdem der 21 Jahre alte Sohn auf der Folter gestorben war, nach dreijähriger Dauer einstweilen ausgesetzt. Zu solchen Ungeheuerlichkeiten führte der Grundsatz, es sei besser, hundert Unschuldige zu verurteilen, als einen Schuldigen entkommen zu lassen.

Die Mitglieder des Heiligen Offizium hätten nicht Menschen sein müssen, wenn die Ausnahmestellung, die sie einnahmen, nicht einen Mißbrauch der Gewalt nach sich gezogen hätte, die ihnen in so schrankenloser Weise eingeräumt war. Sie unterlagen der Leidenschaft, der Rachsucht, der Geldgier, und sie durften ihnen um so mehr nachgeben, als sie unverantwortlich waren und niemand sie zur Rechenschaft ziehen konnte. Anfänglich hat der Heilige Stuhl noch Schutzbriefe gegen die Inquisition erteilt, aber er mußte ihre Wirksamkeit aufheben, denn sie wurden einfach nicht beachtet. So hatte sich Hernando de Talavera, der erste Erzbischof von Granada, viele Feinde zugezogen, weil er als königlicher Kommissar den hohen Adel gezwungen hatte, Krongüter herauszugeben, die er unrechtmäßiger Weise an sich gebracht hatte. Er war lange Beichtvater der Königin Isabella gewesen, war ein Muster aller christlichen Tugenden und 80 Jahre alt, als die Inquisition gegen ihn vorging. Seine Familie war nicht rasserein, er wurde judaisierender Anschauungen verdächtigt, alle seine Diener und seine nächsten weiblichen Angehörigen verhaftet, und wer weiß, was man mit ihm selbst getan hätte, wäre er nicht glücklicherweise seinen Feinden durch den Tod entzogen worden, ehe der Prozeß gegen ihn noch recht in Gang gebracht worden war.

Zahlenmäßig sind die Opfer, welche die Inquisition gefordert hat, kaum festzustellen. Der Großinquisitor Thomas de Torquemada, der achtzehn Jahre im Amt war, soll in dieser Zeit 10 220 Menschen haben hinrichten und mehr als 97 000 haben bestrafen lassen. Indessen entsprechen alle Zahlen, die man genannt hat, Schätzungen, die sehr willkürlich sind; dem Menschenfreund wird selbst die niedrigste noch zu hoch erscheinen.

In dem Urteil über die Einrichtung als solche gehen die Ansichten weit auseinander. Nichtspanier betrachten sie gewöhnlich mit Entsetzen, während die Spanier bis in die neueste Zeit hinein in ihr ein Institut sehen, auf das sie stolz sind. „Die Inquisition,“ sagt Menendez y Pelayo, „ist eine der nationalsten und eine der reinsten Einrichtungen, die Spanien hervorgebracht hat.“ Das Vorurteil der Spanier half den katholischen Königen, sich dies Werkzeug zu schaffen, mit dessen Hilfe sie ein autokratisches Regiment durchführen konnten, und da dieses Vorurteil bei einem großen Teil der Bevölkerung, die Intelligenz mit einbegriffen, noch heute besteht, ist es kein Wunder, daß das Heilige Offizium länger als drei Jahrhunderte wirken konnte. Man muß sich dabei vor Augen halten, daß die





*Puerta Real des Kloster Poblet in Katalonien*

Inquisition ja auch der Eitelkeit starken Vorschub leistete. Einer altchristlichen Familie anzugehören, war der größte Stolz des Spaniers, die Reinbürtigkeit, die *limpieza di sangre*, spielte eine Rolle, von der man sich kaum noch eine Vorstellung machen kann. Diese Absonderungsbewegung setzt zur gleichen Zeit ein, wie die Tätigkeit der Inquisition. In einem Statut von Toledo aus dem Jahre 1449 werden alle Neuchristen von vornherein als glaubensverdächtig erklärt, eine Angabe, die schwer ins Gewicht fiel; waren doch gerade in der Diözese Toledo alle Aemter, Richter, Aerzte, Advokaten, Notare, Apotheker, selbst die geistlichen Pfründen und die Seelsorge in den Händen von Conversos. Als die Inquisition nun ihre Wirksamkeit entfaltete, war es ihr erstes, ein genealogisches Register aller Familien anzulegen, von denen Mitglieder sich durch Judaisieren oder Ketzerie befleckt hatten; damit hatte sie wieder eine Waffe in der Hand, mit der sie tief in das soziale Leben einschneiden konnte. Allmählich nahmen die großen Körperschaften des Staates und der Kirche, die drei Ritterorden Kastiliens, die Domkapitel, Kollegien, Bruderschaften usw. nur noch solche Mitglieder in ihre Reihen auf, welche die Rassereinheit von Vater- und Mutterseite her einwandfrei nachweisen konnten, und sie alle sahen in der Inquisition nur die willkommene Wächterin eines Gutes, das der Nation wichtiger und wertvoller schien, als alle



*Die Kathedrale in Avila*

anderen. Die Wurzeln, die die Inquisition in das Leben des spanischen Volkes hinabsenkte, verbanden sie um so inniger mit der Nation, als sie ihr Lebensblut aus den Fehlern und Vorurteilen derselben zog; sie saßen fester als Tugenden und Vorzüge.

Die Inquisition hat sich, und das darf man vielleicht betonen, nicht gegen die Juden gerichtet; wer nicht zum Christentum übertrat, sondern entschlossen war, Jude zu bleiben, wurde nicht von ihr betroffen. Aber es hat nicht lange gedauert und dieser Entschluß wurde unmöglich. Nach vielen Verfolgungen und Zwangsbekehrungen belief sich die Zahl der jüdischen Hausstände Kastiliens im Jahre 1474 nur noch auf 12000 mit einer

Kopfzahl von etwa 50 bis 60000 Seelen. Sie waren und blieben der christlichen Bevölkerung ein Dorn im Auge, und so erging dann 1480 die Verordnung, die alle Juden Andalusiens, die sich nicht taufen lassen wollten, zur Auswanderung nötigte. Das Gesetz wurde nicht strenge durchgeführt, man zog es vor, sich Duldung und Aufschub von ihnen abkaufen zu lassen. Erst als Granada gefallen war, hörten alle Rücksichten auf, und aus der neu eroberten Hauptstadt erließen die katholischen Könige noch im Jahre 1492 das Dekret, daß alle Juden zum Christentum übertreten oder das Land verlassen müßten. Sie hatten binnen einer Frist von wenigen Wochen alle ihre Häuser und Güter zu verkaufen, bares Geld und Wertsachen aber durften sie nicht mitnehmen. Die Synagogen wurden in Kirchen verwandelt. Anfang Juli begann die Auswanderung derjenigen, die ihrem Glauben treu bleiben wollten. Sie wurden nach Afrika übergesetzt, und wenn das Schicksal, dem sie entronnen waren, ihnen grausam mitgespielt hatte, so warteten ihrer hier noch entsetzlichere Leiden. Sie wurden erbarmungslos beraubt, ermordet, als Sklaven verkauft, den Männern der Leib aufgeschnitten, um zu untersuchen, ob sie nicht Gold verschluckt

hatten. Pestartige Krankheiten brachen unter ihnen aus, und wenn die Unglücklichen, um diesem Elend zu entfliehen, jetzt nach Spanien zurückzukehren versuchten und sich taufen lassen wollten, so wurde ihnen der Eintritt verweigert, weil sie völlig mittellos waren. Unsägliche Leiden und unermesslichen Jammer haben Ferdinand und Isabella über eine ganze nützliche Klasse der spanischen Bevölkerung heraufbeschworen und sie haben nur den flüchtigen Nutzen eines schnell wieder verschleuderten Raubes gehabt. Sie schlachteten das Huhn, das ihnen goldene Eier legte, und sie haben sich aus dieser Torheit noch einen Ruhmestitel gemacht. Allerdings

stellte ihre Zeit nicht die Wirtschaftspolitik in den Vordergrund, sondern Weltanschauungsfragen, und in diesem Sinne war die Vernichtung aller Andersgläubigen das wichtigste Gebot der Staatskunst. Daß das Vorgehen gegen die Juden unter dem Gesichtspunkt der wirtschaftlichen Entwicklung und der Wohlfahrt ihrer Länder im höchsten Grade unweise war und die Sozialpolitik auf eine schiefe Ebene lenkte, das war auch damals kein Geheimnis; aber aus dieser Erkenntnis wurde ihnen kein Vorwurf gemacht. Im Gegenteil mehrte der offensichtbare Schaden, den Ferdinand und Isabella ihren Reichen zufügten, nur ihr Verdienst. Wie groß mußte ihre Frömmigkeit sein, daß sie ihr solche Opfer bringen konnten! Man bewunderte sie deswegen nur um so lauter, und Papst Alexander VI., ein geborener Spanier, erteilte dem Ehepaar wegen seines Entschlusses und seiner mannhaften Ausführung den Ehrentitel der „Katholischen Könige“. Das hat den sehr weltklugen Papst nicht gehindert, etwa 150 000 der vertriebenen Juden eine Zuflucht im Kirchenstaat zu gewähren. Von nun an gab es auf der Pyrenäenhalbinsel offiziell keine Juden mehr; diejenigen, die dem Zwange gewichen waren und die Taufe angenommen hatten, wurden Objekte der Inquisition.



*Die Kathedrale in Tarragona*





*Kloster las Huelgas bei Burgos*

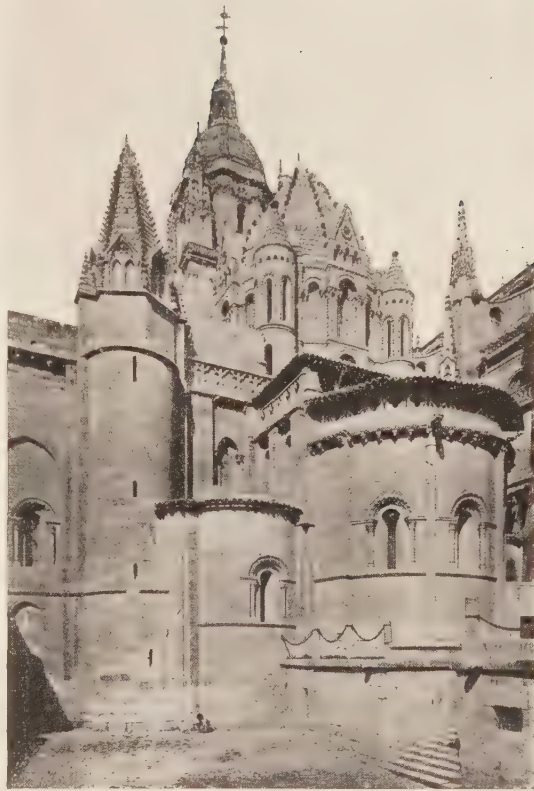
*Aus Uhde, Baudenkmäler*

Soweit es unter der Herrschaft der katholischen Könige noch Mauren gab, waren sie durch Verträge gesichert. Die Kapitulation Granadas war unter der Bedingung erfolgt, daß die Mauren, die nicht freiwillig auswandern wollten, ihre eigenen Richter behielten, daß sie in der Befolgung ihrer Sitten und Gebräuche nicht gehindert werden durften und daß ihnen die freie Ausübung ihrer Religion gewährleistet wurde. Der Klerus war mit diesen Bedingungen keineswegs einverstanden, und dem Erzbischof Talavera, der sich in durchaus loyaler Weise gegen die Mauren seines Sprengels verhielt, ist diese Haltung schwer verdacht worden. Kardinal Ximenez ließ ihn verfolgen, weil er beabsichtige, Spanien zum Judentum bekehren zu wollen;

aber die Gegner der Verträge mußten doch erst Isabellas Tod abwarten, ehe sie es wagen durften, offen mit ihren feindseligen Absichten hervorzutreten.

Königin Isabella war eine gläubige Anhängerin ihrer Kirche, und wenn ihr das gelegentlich Schaden brachte, wie in der Vertreibung der Juden, so hat ihr die Sorge um das Seelenheil der noch nicht bekehrten Heiden doch auch einen ungeheuren Vorteil in den Schoß fallen lassen: die Entdeckung und Besitznahme der Neuen Welt. Die Fortschritte der Erdkunde hatten den Genuesen Christoph Columbus auf den Gedanken geführt, man müsse von der Westküste der Pyrenäenhalbinsel aus Japan und China schneller erreichen können, wenn man den Kurs nach Westen nähme, statt um Afrika herum. Nirgend fand er für seine Pläne Unterstützung; Venedig, Frankreich, England, Portugal wollten von diesen Hirnspinnstücken nichts wissen. Am übelsten wurde ihm von den Professoren der Universität Salamanca mitgespielt. Columbus hielt sich in den Jahren 1484 bis 1486

im dortigen Dominikanerkloster auf, wo ihn der Prior Diego de Deza auf jede Weise zu fördern suchte. Auf seine Veranlassung unterbreitete der Genuese dem Senat der Hochschule seine Ideen, aber er erntete nichts als Spott und Hohn. Die frommen und gelehrten Väter widerlegten seine Ansichten mit Zitaten aus den Schriften des Heiligen Augustin und erklärten seine Absicht für ganz unausführbar, sie beruhe auf Gründen, die viel zu schwach seien, um die Hilfe der Regierung zu verdienen. Endlich nach langen Irrfahrten und Wanderungen fand Columbus in dem kleinen Franziskanerkloster S. Maria Rabida bei Palos eine Zuflucht und in dem Prior Juan Perez de Marchena einen Gönner, dem es gelang, die Königin Isabella für den genuesischen Seefahrer zu interessieren. Am 17. April



*Die alte Kathedrale in Salamanca*

*Aus Uhde, Baudenkmäler*

1492 schloß sie einen Vertrag mit ihm, dessen Wortlaut ihm drei Schiffe zusicherte, mit deren Hilfe er für die Ausbreitung des Christentums bei den Heiden in Uebersee tätig sein sollte. Am 3. August 1492 verließ Columbus mit drei Karavellen den kleinen Hafen Palos und am 15. März 1493 war er wieder zurück. Als Gewinn brachte er der Monarchie eine Neue Welt. Noch im Jahre der Rückkehr trat er mit 17 Schiffen und einer Mannschaft von 1500 Köpfen die zweite Reise an. Es ist hier nicht der Ort, das tragische Schicksal des großen Genuesen weiter zu verfolgen. Die überwältigende Größe und Folgeschwere seiner Entdeckungen kam den Zeitgenossen nicht voll zum Bewußtsein, seine Auftraggeber erkannten nur voll Mißmut, daß der wirtschaftliche Wert dessen, was er gefunden hatte, hinter den Resultaten, welche die Portugiesen erzielten, sehr weit zurück blieb. Das machte es seinen Gegnern leicht, Isabella gegen den Mann, dem sie so viel

verdankte, einzunehmen und seine Absichten zu verdächtigen. Im Jahre 1500 wurde Columbus in Ketten nach Spanien zurückgebracht, wo er elend und vergessen am 21. Mai 1506 seine Tage in Valladolid beschloß.

In allen Angelegenheiten, die das Staatsleben betrafen, waren Ferdinand und Isabella vom größten Glück begünstigt; in ihrer Familie verfolgte sie das Mißgeschick. Sie hatten fünf Kinder und haben an keinem von ihnen Freude erlebt. Der vielversprechende jugendliche Thronfolger starb, eben verheiratet, im Jahre 1497. Die Aerzte, die den Schwächezustand des jungen Ehemannes nicht richtig erkannt hatten, ließen ihm so lange zur Ader, bis er tot war. Sein Ableben brachte die Erbfolge der Kronen von Kastilien und Arragonien an seine Schwester, die Infantin Juana, die seit 1496 mit dem Erzherzog Philipp dem Schönen verheiratet war. Ihr war von Seiten ihrer mütterlichen Großmutter, einer Infantin von Portugal, das schauerliche Erbe des Wahnsinns zugefallen. Die Mutter der Königin Isabella war jahrelang geisteskrank und ist in tiefer geistiger Umnachtung gestorben; ihrer bedauernswerten Enkelin wurde das gleiche Schicksal zuteil. Sie gab das verhängnisvolle Erbe ihrem Großkel, dem Don Carlos weiter. Die Königin wußte, wie es um ihre Tochter stand, wenn die Katastrophe auch erst nach ihrem Tode eingetreten ist. Ihre Tochter Katharina bestimmten die katholischen Könige dem Prinzen von Wales; sie heiratete nach dem frühen Tode ihres Bräutigams den Bruder desselben, den spätern König Heinrich VIII., und eröffnete damit die Reihe der bedauernswerten Frauen dieses königlichen Blaubart. Isabella von Kastilien starb am 26. November 1504 in dem festen Schloß la Mota bei Medina del Campo, König Ferdinand erst 12 Jahre später am 23. Januar 1516 in Madrigalejo. Es hat nicht viel gefehlt, so hätte der Tod Isabellas das Band gelöst, das die beiden Reiche miteinander verknüpfte. Ferdinand heiratete noch einmal und nur der glückliche Zufall, daß diese Ehe kinderlos blieb, verhütete den Zerfall der kaum errungenen Einheit. Philipp der Schöne starb schon im Jahre 1506, und so erbte sein Sohn Karl von der Großmutter Kastilien, vom Großvater Arragonien, und mit seiner Regierung tritt Spanien in eine neue Phase seiner Existenz.

---

Die Reconquista gab Spanien den Spaniern zurück. Sie brachte mitten im Getümmel fortwährender Kämpfe eine spanische Sprache hervor, ein spanisches Schrifttum und eine spanische Kunst. Bis dahin hatte Spanien zwar römische und arabische Sprache, Literatur und Kunst gekannt, aber kein Eigengewächs. Die Flüchtlinge, die sich vor den nachdrängenden Arabern in die Gebirge des Nordens





De asquez

Königin Isabella von Bourbon



zurückzogen, sprachen lateinisch; nicht die klassische Sprache Ciceros, sondern das Vulgärlatein des römischen Volkes, das die Westgoten nicht sehr ausgiebig mit Worten aus ihrem eigenen Sprachgebrauch bereichert hatten. In ihren neuen Wohnsitzen trafen sie auf mannigfache Mundarten und Dialekte, wie sie in Leon, Asturien, Kastilien, Arragonien und Katalonien gesprochen wurden. Sie entlehnten mit den Dingen und Begriffen, die ihnen von jenseits der Berge aus Frankreich, aus der Provence, aus Italien zugetragen wurden, diesen Sprachen auch die betreffenden eigentümlichen Worte und Wendungen, und so entstand im Laufe einiger Jahrhunderte durch Aufnahme und Umbildung der verschiedensten Elemente und durch Lautwandel eine neue Sprache. Das Meiste und Beste gab die kastilianische Mundart dazu her, die durch ein eigentümliches Zusammentreffen politischer und kultureller Momente das Uebergewicht über die andern Dialekte gewann. Die frühesten Spuren der werdenden Sprache finden sich in Handschriften, die im elften und zwölften Jahrhundert in den Klöstern und Stiften des Nordens geschrieben wurden. In Santo Domingo de Silos, San Pedro de Cerdeña, San Millan de la Cogulla und andern Abteien hatte die Pflege der Wissenschaften nie aufgehört. Sie haben der Nachwelt die Spuren davon überliefert, daß auch in den Jahrhunderten der fortwährenden Kriege und Unruhen das geistige Leben doch niemals ganz ausgeschaltet war. Sie haben in Urkundensammlungen, Bußordnungen und ähnlichen Werken durch Randbemerkungen dafür gesorgt, daß auch der Laie verstehen konnte, worauf es ankam, und ihre zweisprachigen Texte, lateinisch und romanisch, geben ein Bild des allmählichen Entstehens und der Entwicklung der spanischen Sprache.

Erst nach dem Jahre 1200 hat sich die Wandlung endgültig vollzogen. Während einige der erhaltenen Urkunden aus dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts noch dittologisch sind, ist ein Fuero des Klosters Santo Domingo de Silos aus dem Jahr 1228 schon spanisch geschrieben. In diesen Zeitpunkt fällt die Geburt König Alfons X., des Weisen, der mehr wie irgend ein anderer als der Schöpfer der spanischen Schriftsprache betrachtet werden darf. Im Jahr 1220 geboren, folgte er 1252 seinem Vater auf den Thron; ein Mann, groß als Gelehrter und klein als Regent. Bis zu seiner Zeit hatte sich die kastilianische Mundart durchaus noch nicht vorherrschende Geltung errungen; die fahrenden Sänger dichteten vielmehr im portugiesischen Dialekt, d. h. in einer Abart des Provençalischen, einer Sprache, die durch die Troubadours nicht nur in der Hofgesellschaft, sondern auch im Volke bekannt geworden war. In seiner doppelten Eigenschaft als König und als Mann von Geist, bevorzugte Alfons X. aber das Kastilianische. Er bestimmte es zum Gebrauch in den Kanzleien und sicherte ihm den Vorrang ferner dadurch, daß er sich in seiner ausgebreiteten eigenen literarischen Tätigkeit dieser Mundart bediente. Er schrieb nicht nur selbst





*Titelblatt einer Ausgabe des Cid*

*Medina del Campo 1552*

viel, sondern war der intellektuelle Urheber einiger der bedeutendsten Sprachdenkmäler des mittelalterlichen Spanien, die unter seinem Vorsitz von anderen Gelehrten verfaßt wurden. Er beteiligte sich an ihnen durch Ueberwachung des richtigen sprachlichen Ausdrucks und der stilistischen Fassung und das Richtige war für ihn immer das Kastilianische. Das betrifft die Prosa; für seine Dichtungen mußte der königliche Sänger sich wohl oder übel an die Sprache halten, die zu



*Die Kirche S. Miguel in Guadalajara*

*Lithographie aus España artística y monumental, Paris 1842*

seiner Zeit allgemein verstanden wurde, und das war eben das Portugiesische oder wie man damals sagte, das Galizische. Da die Lyrik singend vorgetragen wurde und dies Idiom sich durch Weiche und Schmiegsamkeit für den Gesang besonders empfahl, so hat es sich im Kunstgesang auch noch bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein behauptet.

Das Heldenzeitalter eines Volkes bringt das Epos zur Blüte, und an Helden hat es Spanien in den langen Jahrhunderten der Wiedereroberung des heimischen Bodens nicht gefehlt. Die spanische Dichtkunst beginnt mit der Verherrlichung des Cid, und es fällt natürlich nicht ins Gewicht, ob der Mann als Charakter und als Mensch diese Idealisierung verdiente oder nicht. Die Spanier betrachteten ihn als ihren Nationalhelden, als den Exponenten all der Eigenschaften, die sie am Manne am höchsten schätzten. „Gleich einem von Nebel umhüllten Berge“, sagt Rudolf Beer sehr hübsch, „ragt am Anfang spanischen Schrifttums das Poema del Cid empor“. Vor der historischen Forschung hat, wie schon oben gezeigt wurde,

der Cid nicht Stand gehalten; in der Poesie kann ihm der erste Platz nicht streitig gemacht werden. Im Volke müssen schon früh, wahrscheinlich schon bei seinen Lebzeiten Gesänge im Umlauf gewesen sein, die seine Taten feierten, sie sind in das Poema übergegangen und haben ihm den Charakter urwüchsiger Frische und Natürlichkeit mitgeteilt, der ihm seinen Reiz gibt. Die Spanier der Reconquista schufen sich eine Dichtkunst, die von der ihrer maurischen Gegner und Nachbarn ganz verschieden ist. Es ist eine rein erzählende Poesie, die sich an Tatsachen hält, die kurz, knapp und klar herausgestellt werden. Den Dichter stört kein Nachdenken, kein Sinnen, keine Reflexion, kein äußerer Eindruck lenkt ihn ab, und vollends ist ihm jede sentimentale Regung völlig fremd. Es ist ein Stil, wie er sich für Menschen der Tat paßt. Die Wirklichkeit ist dem Sänger alles; er gibt ein Ereignis, ganz matter of fact, eng umschrieben, mit Schärfe auf die Hauptsache zugespitzt. Nebensachen interessieren ihn nicht; sie gehen ihn so wenig an, daß er in seinem Ausdrucke oft dunkel und rätselhaft wirkt, weil er außer dem Unbedeutenden häufig genug auch Dinge übersieht, die zum Verständnis erforderlich sind. Er rechnet auf das Mitschaffen des Hörers, dessen Phantasie die gleichen Flügel besitzen muß, wie die des Dichters. Ein ganz wesentlicher Unterschied von der maurischen Poesie ist auch der Verzicht auf stilistische Feinheit und den Ausputz der Sprache. Während diese eine der Haupteigenschaften der arabischen Gedichte bilden, sind sie im Spanischen völlig vermieden.

Der Spanier dichtet und weiß doch gar nicht, daß er ein Dichter ist. Diese Eigenschaften der Diktion teilt das Epos mit der Romanze, ihre Sprache ist der gehobenen Prosa so nahe verwandt, daß die Verfasser so mancher Chronik gar nichts anderes zu tun hatten, als die Heldenlieder zu sammeln und in Prosaauflösung aneinander zu reihen. Auf diese Weise ist ein großer Teil der ältesten Heldengesänge überhaupt nur erhalten geblieben. So verschmilzt die alte Geschichte unauflöslich mit der Poesie der Zeit, wir wissen von Fernan Gonzalez, Bernardo del Carpio, den sieben Infanten von Lara nur, was sich das Volk von ihnen erzählte.

So national wie die Sprache, so national ist die Form, so national der Inhalt der ältesten spanischen Dichtkunst. Erst in einer späteren Zeit hat sich neben die Volkspoesie die bewußt schaffende Kunstdichtung gestellt, und zwar im Interesse der Kirche. Sie betonte den christlichen Helden, den Gottesstreiter, den sie über den bloßen Draufgänger und Schlagetot, den Matamoros, zu erhöhen trachtet. Gonzalvo de Berceo, ein Zeitgenosse Alfons X., ist der Hauptvertreter dieser Richtung und zugleich der erste spanische Dichter, dessen Namen wir kennen. Er verherrlichte spanische Heilige, den Heiligen Domingo de Silos, den Heiligen Millan de la Cogulla, den Heiligen Laurentius, die Heilige Oria, er ist aber doch



der erste, der die nationalen Bahnen verläßt und fremden Vorbildern folgt. Bis dahin war die spanische Heldendichtung von der Berührung mit ausländischem Gut verschont geblieben, der Stoff floß ihr aus dem eigenen Volke so reichlich zu, daß sie nach fremdem kein Verlangen trug. Ganz vereinzelt nur haben Sagen aus dem Zyklus, der sich um Karl den Großen gruppierte, und aus dem bretonischen Kreise, der König Artus und seine Tafelrunde behandelte, Aufnahme gefunden, und auch dann mußte ihr Inhalt auf spanische Zustände zugeschnitten werden. Dieses Verhältnis erleidet eine Verschiebung in dem Augenblick, in dem die Dichtkunst in gelehrte Hände übergeht und an den Höfen gepflegt wird. Da werden französische, provençalische, italienische Einflüsse mächtig und geben der spanischen Poesie und Prosa ein anderes Gesicht.



*Die Kathedrale in Burgos*

*Aus Uhde, Baudenkmäler*

Als Merkstein an der Wende zweier Zeitalter steht die Persönlichkeit Alfons X., der in der Universalität seines Schaffens unerreicht ist. Er hat Bedeutendes geschaffen und Bedeutenderes angeregt. Seine Tätigkeit als Astronom, Historiker, Gesetzgeber, Dichter ist so umfassend, daß sie bis heute noch nicht zusammenhängend gewürdigt worden ist und ein großer Teil seiner Schriften noch nicht einmal gedruckt wurde. An seinem Hofe waren alle gelehrten und geistreichen Männer willkommen; mochte die Richtung ihrer Studien so verschiedenartig sein, wie sie wollte, der König wußte ihre Kenntnisse zu nützen und für seine Zwecke fruchtbar zu machen. Maurische Gelehrte, jüdische Rabbiner, provençalische Troubadours und studierte Kleriker gingen ihm zur Hand und haben eine Fülle von Stoff aus allen Ländern und Sprachen in das spanische Schrifttum geleitet. Ihm

verdankt Spanien sein erstes Geschichtswerk, das bis auf die Kämpfe mit den Römern zurückgeht, um erst mit der Zeit des Königs zu enden. In ganz moderner Weise sind für seine Epoche persönliche Erinnerungen verwertet, ein Verfahren, das dieser Chronik einen ganz individuellen Zug mitteilt. Alfons X. ließ auch die größte Universalgeschichte beginnen, die das Mittelalter überhaupt geplant hat, aus einem Material bearbeitet, so weit und umfassend, wie es damals gewiß keinem anderen Gelehrten zugänglich war. Zu seinen Liedern hat der König auch selbst die Melodien verfaßt. Ein Mann wie er mußte ein Bücherfreund sein, und ihm verdankt die Schreibkunst auf dem Boden Kastiliens eine hohe Blüte. Er unterhielt einen großen Stab von Abschreibern, und da er seine Bücher nicht nur benutzte, sondern auch liebte, so ließ er sie prächtig ausschmücken. Er ließ Miniaturmaler aus Italien kommen, die eine ganze Reihe von Prachthandschriften für ihn herstellten; die Bibliothek des Escorial zählt einige derselben unter ihre größten Schätze. Ein Band seiner Lieder enthält 1292 sorgfältig ausgeführte und mit Gold gehöhte Malereien. Welche Vorwürfe man Alfons dem Weisen als König machen kann, als Gelehrter verdient er die uneingeschränkte Bewunderung der Nachwelt. Wenn es ihm nicht gelang, sich als Regent geltend zu machen, so hat er wenigstens die Mittel, die ihm seine hohe Würde zur Verfügung gestellt hat, zur Förderung der Wissenschaft benutzt und sich dadurch Verdienste um Land und Volk erworben, die kein politischer Mißerfolg in Frage stellen kann.

Alfons X. war stark genug, um Herr über die fremden Einflüsse zu bleiben, die er herbeirief, er betont immer das nationalspanische Wesen; nach seinem Tode aber drängen sich die fremden Elemente stark hervor und überwuchern die völkische Eigenart. Schon im literarischen Wirken von König Sancho IV., dem Sohn und Nachfolger Alfons des Weisen, macht sich dies geltend. Er ließ den Seneca übersetzen, die französische Enzyklopädie des Brunetto Latini und gab die Anregung zu einer weitschweifigen Geschichte der Kreuzzüge, der Gran Conquista de Ultramar, die einer französischen Vorlage beinahe sklavisch nachgebildet ist. Für seinen Sohn verfaßte er einen Fürstenspiegel oder gab wenigstens seinen Namen dazu her, in dem er ihm, gestützt auf ein umfängliches gelehrtes Rüstzeug meist geistlicher Art, sehr weise und sittlich unanfechtbare Lehren erteilt. Das ist um so anerkennenswerter, als der moralisierende Herrscher, so lange er noch Infant war, sich gegen seinen Vater empört und ihn schließlich vom Thron gestoßen hatte; das Beispiel, das er gab, wird er seinem eigenen Nachfolger wohl kaum als nachahmenswert hingestellt haben. Der eigentliche literarische Erbe Alfons X. wurde sein Neffe, der Infant Don Juan Manuel, der sich im Umfang seiner Kenntnisse und im Gebrauch der Sprache seinem gelehrten Onkel würdig an die Seite stellt. Unter seinen



### *Die Kathedrale in Burgos*

*Lithographie aus España artistica y monumental, Paris 1842*

Werken hat der Conde Lucanor einen Ruhm erlangt, der dieser Schrift noch heute nicht bestritten wird. Der Inhalt ist eine Sammlung, die schwierige Fragen der Moral und Politik erläutert und mit Beispielen belegt, die aus der gesamten Weltliteratur zusammengetragen sind, wobei selbst die indische und arabische nicht ausgeschlossen werden. König Alfons XI. ließ den Roman de Troie des Benoît de Sainte-More aus dem Französischen ins Kastilianische übersetzen, und sein Zeitgenosse, Pedro Lopez de Ayala, der in seinem langen Leben der einflußreiche Vertraute von vier Königen und zuletzt Großkanzler von Kastilien war, hat sich beinahe ausschließlich der Uebersetzung zugewandt. Livius, Guido Columna, Boccaccio wurden von ihm aus dem Lateinischen in das Kastilianische übertragen und haben sein eigenes Schaffen als Chronikschreiber wesentlich beeinflußt.

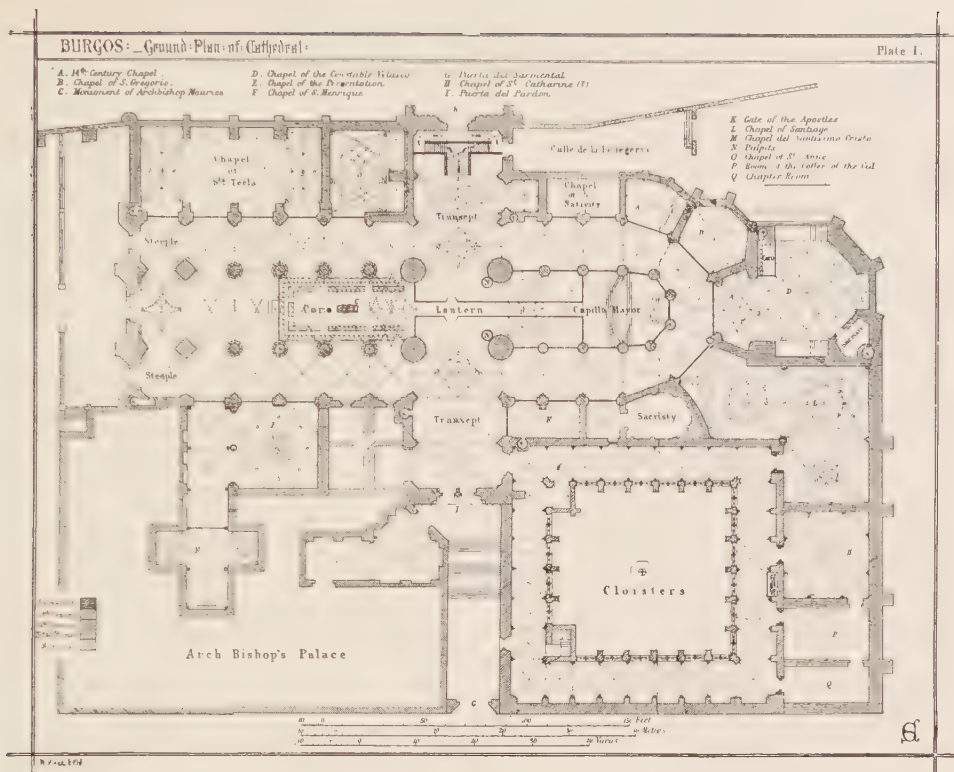
Neben der kastilianischen Sprache und Schrift behauptete sich in dem rivalisierenden Königreich Arragonien das Katalanische, das nicht der spanischen Sprachfamilie angehört, sondern mit dem Provençalischen zusammenhängt. Hier war



demgemäß der Einfluß Südfrankreichs besonders stark, die Troubadours fanden an den arragonischen Königen nicht nur Gönner, sondern auch Rivalen, die mit ihnen im Dichten wetteiferten. Der Infant Don Pedro, Sohn König Jayme II., hat zur Krönung seines Bruders die Verse geliefert, die von solchen Festen unzertrennlich waren, er hat sie nicht nur geschrieben, sondern auch selbst vorgetragen, darunter eines, das 700 Strophen zählte. Der Zeitgenosse Alfons des Weisen, Jayme I., ein glücklicher und erfolgreicher Herrscher, hat eine Selbstbiographie verfaßt, die, wenn sie wirklich von ihm herrührt, den König als einen der glänzendsten Ich-Erzähler und Charakterdarsteller des Mittelalters zeigen würde. Sie spricht für eine staunenswerte literarische Gewandtheit und wäre bei einem Mann, der sich als Krieger und Regent nach den verschiedensten Seiten hin zu betätigen hatte, doppelt der Bewunderung wert. Auch wenn sie nicht von ihm verfaßt ist, bleibt sie eine Perle der katalanischen Literatur.

Die merkwürdigste Persönlichkeit, die das geistige Katalonien im Mittelalter hervorbrachte, ist Ramón Lull, der von 1234 bis 1315 lebte. Er gehört zu jenen seltsamen Weltverbesserern, die Menschen und Dinge immer von einer vorgefaßten Meinung aus beurteilen und sich daher ihre Besserung als leicht und überhaupt möglich vorstellen. Sie sehen die Menschen, wie sie sein sollten, und nicht, wie sie sind, und an diesem Kardinalfehler ist auch Raymundus Lullus gescheitert. Er hatte in seiner Schrift, der *Ars magna*, ein System aufgestellt, das mittels einer wunderlichen mechanischen Methode, durch systematische Kombination gewisser Begriffe erlaubte, für alle Aufgaben des wissenschaftlichen Denkens unfehlbare Lösungen zu finden. Außerdem lehrte diese Kunst noch, Andersdenkende zur Einsicht in ihre Irrtümer und zur Annahme der Wahrheit zu bewegen. Der Erfinder dieses Denkapparates setzte ein solches Vertrauen auf seine geistige Maschinerie, daß er sich nach Afrika einschiffte, um bei Juden und Mohammedanern Gebrauch von ihr zu machen. Er dachte, sie zum Christentum bekehren zu können, aber irgend etwas stimmte nicht. Lullus wurde ein Opfer seiner Ueberzeugung, er starb an den Mißhandlungen, die ihm von den Ungläubigen zugefügt worden waren.

Im übrigen schlug die katalanische Literatur den gleichen Weg ein, wie die kastilianische; auch sie gab sich den fremden Einflüssen hin, die bei der innigen Verbindung des Landes mit der Provence und mit Italien hier noch unmittelbarer und direkter wirken konnten. Alfonso II. ließ die Bibel aus der französischen Uebersetzung in das Katalanische übertragen; Juan de Heredia besoldete einen griechischen Philosophen, der in seinem Auftrage griechische Werke in die katalanische Sprache zu übersetzen hatte; die Königin Eleonore, Gattin König Juan I., eine französische Prinzessin, ließ sich aus ihrer Heimat die schöne Literatur nachkommen, die sie



### *Die Kathedrale von Burgos, Grundriß*

*Aus Street, Gothic architecture in Spain*

liebte und in ihrem neuen Wohnort vermißte. König Pedro IV., der 1386 starb, sammelte mit Eifer die klassische Literatur der Griechen und Römer. Aus seiner Korrespondenz ist bekannt, wie viel Mühe er sich gab, Exemplare von Plutarch, Livius, Sueton, Ovid, Seneca und anderer Autoren der großen Epoche zu erhalten. Als sein Sohn Don Juan de Arragona die Burg der Johanniter in Casp besuchte, begab er sich alsbald in die Bibliothek, und als er dort einen Vegetius fand, nahm er die kostbare Handschrift sofort an sich. Pedro IV. war selbst Schriftsteller, seinen Stil aber scheint er weniger an den guten alten Mustern gebildet zu haben, als an den geistlichen Koryphäen seiner eigenen Zeit, seine Chronik der Könige von Arragon und seine Selbstbiographie bezeugen es. Der König war ein Bürokrat mit dichterischen Anlagen. Schrieb er keine Reime, so erließ er für die Ordnung seines Hofes und seiner Kanzlei eine Verordnung über die andere, eine Bestimmung immer noch pedantischer wie ihre Vorgängerin, sogar die Bezahlung von Strafgebern für Zuspätkommen waren vorgesehen. In seiner Umgebung hielten sich die ersten katalanischen



*Die Kathedrale von Toledo*

*Aus Uhde, Baudenkmäler*

Lyriker seiner Zeit auf. König Martin von Arragon erklärte: „höchsten Adel gibt in diesem Leben die Wissenschaft allein“, und es war dieser selbe Monarch, der 1408 in seinen Briefen Dantes *Paradiso* zitierte. In ihrer Liebe für das klassische Altertum und seine Literatur wurden sie noch von König Alfons V. übertroffen. Livius und Cäsar ließ er nie von sich; sie begleiteten ihn auch in das Feldlager, und man erzählt, daß ihn sein Leibarzt einst von einer Krankheit heilte, indem er ihm das Leben Alexanders des Großen von Curtius, vorlas. Politische Gegner konnten seine Versöhnung nicht sicherer herbeiführen, als durch das Geschenk von Handschriften, eine Eigentümlichkeit des Monarchen, die sich Cosimo de Medici zu Nutzen machte.

In seinem Geschmack für das altklassische Schrifttum und im literarischen Betrieb war Pedro IV. der Vorläufer König Juan II. von Kastilien, unter dessen Regierung die italienische Literatur der Frührenaissance ihren Einzug in Spanien hält. Juan II. bestieg den Thron als unmündiges Kind im Jahr 1406 und starb nach langer unheilvoller Regierung 1454. Politisch eine Null, besaß der König alle Eigenschaften eines Schöngastes, und er hatte die Genugtuung, eine Blüte kastilianischen Schrifttums zu erleben. Eine Treibhausblüte, sie kam nicht im natürlichen Boden zustande, sondern im Glashaus, eine fremde Kultur in Töpfen gezogener Gewächse. Sie hatte ihre Wurzeln nicht im Volke; sie dankte ihr Dasein der Gunst des Königs und der hohen Adligen, deren Eitelkeit sie befriedigte. Don Inigo Lopez de Mendoza, der erste Marques de Santillana, einer der mächtigsten Granden Kastiliens, steht unter denen, die das fremdländische Element begünstigten, in erster Reihe. Er war literarisch und vielseitig begabt, kein origineller Geist, aber ein



Meister der Form und alles dessen, was man lernen kann. Griechisch verstand er garnicht, lateinisch nur unvollkommen, aber gerade in diesem Mangel seiner Bildung liegt die Ursache, daß er so eifrig für Uebersetzungen sorgte. Er veranlaßte, daß Enrique de Villena die göttliche Komödie in das Kastilianische übertrug, daß Ovid, Virgil, Seneca, Cicero im kastilianischen Idiom auch denen zugänglich wurden, die sie nicht in der Ursprache lesen konnten.

Seine eigenen Schöpfungen verraten in Form und Inhalt den starken italienischen Einschlag, er lehnt sich an Dante und Petrarca an und führte das Sonett in die spanische Dichtkunst ein. „Spanien“, sagt Graf Puymaigre in dem hübschen Buch, das er

dem literarischen Treiben am Hofe Juan II. von Kastilien gewidmet hat, „wollte weder lachen noch weinen noch lieben, ohne nicht Virgil, Seneka oder Boëthius zu zitieren, es verschandelt das eche Gefühl durch Ausdrücke, die es zu leihen nimmt, und durch die fortwährende Zurschaustellung eines unverdauten Wissens“.

Wo man so großen Wert auf Wissen legt, tritt naturgemäß der Gelehrte mehr in den Vordergrund als der Dichter, ein Umstand, der das Ansehen erklärt, das sich Enrique de Villena zu jener Zeit errang. Er gehört zu den interessantesten literarischen Persönlichkeiten aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, ein Mann, der so grundgelehrt war, daß er alsbald in den Verdacht geriet, ein Schwarzkünstler zu sein. Er war Großmeister des Calatrava-Ordens, seine Bücher aber fesselten ihn weit mehr als die Pflichten seines Amtes, die er über dem Studium von Theologie, Philosophie, Medizin, Naturwissenschaften stark hintansetzte. Er übertrug Virgil, Dante und Cicero, verfaßte ein Lehrbuch der Dichtkunst für

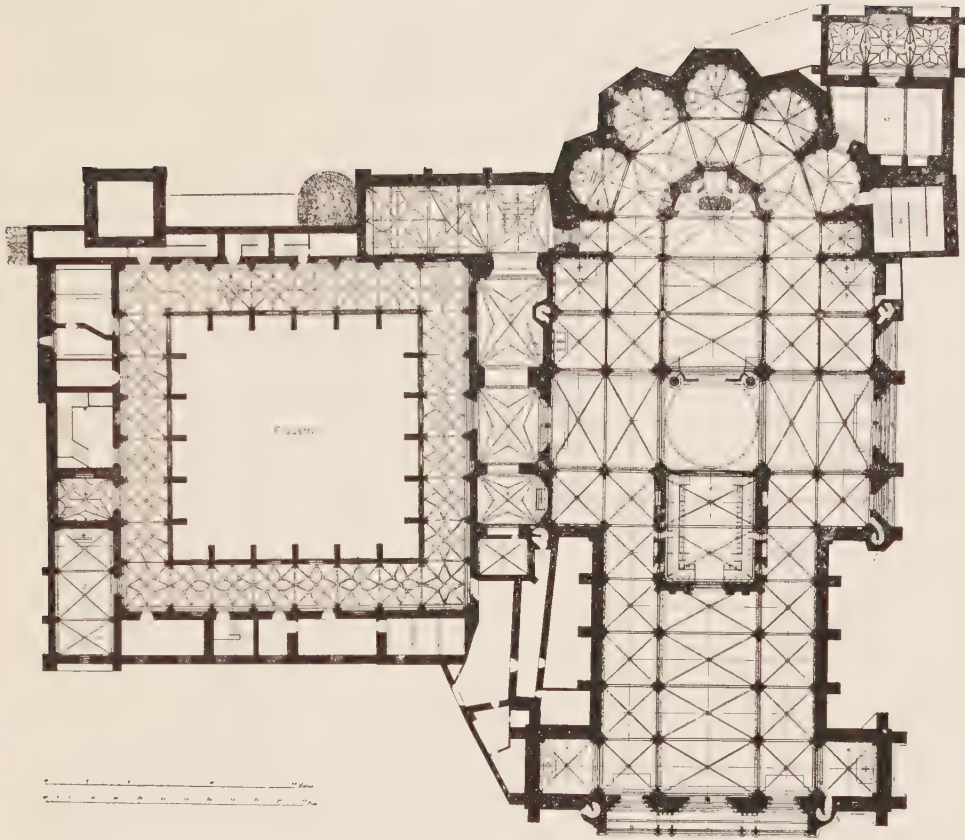


*Die Kathedrale von Sevilla  
mit der Giralda*

*Aus Uhde, Bandenkünstler*

angehende Jünger dieser fröhlichen Wissenschaft, schrieb über Kochkunst und Pest; das Werk aber, in dem er sich mit dem bösen Blick befaßte und den Glauben an ihn sogar widerlegte, hat ihn in den Geruch eines Zauberers und Hexenmeisters gebracht. Man übertrug auf ihn all die sagenhaften Züge, die der mittelalterliche Volksglaube um den Zauberer Virgil gesponnen hatte, und daher ist er so etwas wie ein spanischer Faust geworden. Diese völlige Verkenntung wissenschaftlichen Treibens läßt erkennen, daß das fremde Wesen keine tiefen Wurzeln schlug, sondern nicht mehr und nicht weniger blieb als ein Firniß gewisser exklusiver Kreise, für welche diese Beschäftigung ein Sport war. Man kann nicht zweifeln, daß es sich, selbst bei den Höhergebildeten, nicht um ein wirklich tiefgefühltes inneres Bedürfnis, sondern nur um eine Modesache handelte, wenn man hört, daß König Juan II. nach dem Tode Enriques de Villena, der am 15. Dezember 1434 in Madrid erfolgte, Befehl gab, die hinterlassene Bibliothek des Forschers zu verbrennen; so gefährlich schien ihm das Erbe. Der König zeigte sich bei dieser Gelegenheit von denselben groben Vorurteilen beherrscht wie der Pöbel; sein geistiges Verständnis stand nicht auf einer höheren Stufe und war durch die Beschäftigung mit Wissenschaft und schöner Literatur keineswegs gefördert worden.

Die spanisch schreibenden Autoren des fünfzehnten Jahrhunderts wie Juan de Mena, Francisco Imperiale, Villasandino u. a. würden ohne die französischen Vorbilder, nach denen sie sich richteten, wahrscheinlich hilflos gewesen sein. So haben sie denn auch nur für einen engen Kreis geschaffen; in das Volk ist von ihrer Poesie nichts gedrungen. Das spanische Volk hielt an der Romanze fest, die es sich nicht nehmen ließ, weil sie seinem Wesen mehr entsprach, als die geschraubte Kunstpoesie. Die höfischen Dichter vergalteten die Gleichgültigkeit der Menge mit gründlicher Verachtung. „Am tiefsten stehen jene,“ schreibt der Marques de Santillana, „welche ohne jede Ordnung, Regel noch Maß Romanzen und Lieder verfertigen, an denen sich die Leute niederen und dienenden Standes ergötzen.“ Während die Gebildeten in allen Versmaßen zu reimen versuchen, die ihnen das Ausland zur Verfügung stellt, hielt der Romanzensänger an der einfachen, von Generation zu Generation vererbten Form fest, die seinem schlichten Verständnis entsprach. Nicht nur in der äußeren Gestalt, auch in der Art des literarischen Betriebes macht sich der Unterschied zwischen der Kunst- und der Volksdichtung geltend. Die gelehrten und gelernten Dichter schrieben ihre Erzeugnisse sorgfältig auf und trugen Sorge dafür, daß ihre Werke erhalten blieben. Der Infant Don Juan Manuel vermachte zum Beispiel ein Exemplar seiner Schriften, das er selbst korrigiert hatte, den Dominikanern in Peñafiel; die wirklichen Volkssänger haben



### *Die Kathedrale von Leon, Grundriß*

*Aus Monumentos Arquitectonicos de España*

ihre Gesänge nicht schriftlich fixiert. Sie wurden von Mund zu Mund weitergegeben, sie existierten nicht auf dem Papier, sie lebten. Die ersten Drucke einzelner Romanzen erscheinen nicht viel vor der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, und erst nach der Mitte desselben wurden sie in Sammlungen vereint.

Das Zeitalter Juan II. von Kastilien brachte Schriftsteller, wenn man will, Dichter hervor, die geschickt und gewandt waren, Leute, die es verstanden, schon einmal italienisch oder französisch oder lateinisch Gesagtes in Kastilianisch zu wiederholen; einen Genius von wirklich originaler Schaffenskraft hat es nicht gezeitigt. In der Gedichtsammlung, welche der Sekretär des Königs Juan Alfonso de Baena zusammenbrachte und seinem Herrn im Jahr 1445 widmete, dem berühmten Cancioneiro de Baena, ist eine Blütenlese der Lieder erhalten, welche die höfischen



Sänger jener Epoche produziert haben. Alles sehr hübsch, geschmackvoll, gebildet, wenig überzeugendes Gefühl und noch weniger Eigenart. Ob der Wettbewerb, in den die schreibenden Spanier mit Dante, Petrarca und Boccaccio traten, ihrem Schaffen einen höheren Schwung mitteilte, wie einige Literarhistoriker wollen, bleibe dahingestellt; sicher ist, daß diese Anregungen noch lange weiter wirkten und sich noch unter den katholischen Königen geltend machen. Die Beschäftigung mit der klassischen Literatur wird unter ihnen sogar mit größerem Ernst betrieben als bisher. Die Gebildeten begnügten sich nicht mit Uebersetzungen, mit der Kenntnis aus zweiter Hand, sie studieren die lateinische Sprache, wie sich die Königin Isabella denn selbst mit Gewandheit im Lateinischen auszudrücken wußte. Die gelehrte Tätigkeit wird durch die Kunst des Buchdrucks, die seit 1474 auf der Halbinsel heimisch ist und zuerst in Valencia ausgeübt wurde, wesentlich unterstützt. Der Buchdruck hat den Betrieb der Literatur auf eine wesentlich breitere Basis gestellt und rasch zum Handwerk entarten lassen. Noch immer rekrutieren sich die Dichter aus den vornehmsten Familien des hohen Adels wie Gomez Manrique und sein Neffe Jorge, und noch fahren sie fort, sich an Dante zu bilden und den Apparat der Visionen und Allegorien in Bewegung zu setzen, den dieser erfunden hatte.

Man sieht die Regierung der katholischen Könige nur als eine Vorbereitungszeit an, die dem goldenen Zeitalter der spanischen Dichtkunst voranging; aber gerade für eines der wesentlichsten Momente dieser Blütezeit, für das Drama, finden sich schon unter Ferdinand und Isabella Ansätze von der größten Bedeutung. Juan del Enzina ist der erste wirkliche Dramatiker, der kastilianisch schrieb. Zwar geht er von den Weihnachts- und Osterspielen aus, die Eigentum der ganzen abendländischen Kirche sind, aber er springt doch sofort mit beiden Füßen in die reale Wirklichkeit und weiß durch die Hirten, Knappen und Studenten, die er handelnd auftreten läßt, einen überzeugenden Ton lebendiger Frische und Wahrhaftigkeit anzuschlagen. Das spanische Theater beginnt mit einem wahren dramatischen Wechselbalg, der berühmten Tragikomödie von Callisto und Melibea, genannt *la Celestina* von Fernando de Rojas, einem Stück, das der Verfasser von den ursprünglichen 16 Akten der ersten Ausgabe auf 22 Aufzüge brachte. Nicht für die Bühne bestimmt, also eine dramatische Novelle, aber ein Meisterwerk in seiner Art. Die *Celestina* besitzt schon alle Vorzüge der späteren großen Dramatiker: die glänzende Sprache, die Vollendung der Form, den streng gegliederten Aufbau. Der Verfasser ist ein Charakterschilderer von erstem Rang. Ob er seine Typen den oberen Schichten der Gesellschaft entnimmt oder den unteren, er hat sie mit einer Schärfe beobachtet, die ihre Wesenheit förmlich körperlich umschreibt, man glaubt sie zu kennen. Er ist den tragischen Situationen gewachsen und den komischen, und er beherrscht



*Die Kirche San Domingo in Salamanca*

den Dialog als Meister der Seelenkunde und der Sprache. Die Wirkung auf der Bühne müßte groß sein, wenn die Länge des Stückes seine Aufführung erlaubte. In diesem Sinne also kein Drama, aber bis in jede Silbe hinein dramatisch empfunden. Es ist seit langer Zeit das erste Werk der spanischen Literatur, das sich mit Entschiedenheit auf den Boden der realen Welt stellt, das in Stoff und Behandlung durchaus spanisch ist und weder nach Italien, noch nach Frankreich hinüberschießt. Rojas gab in der *Celestina* ein Abbild spanischen Lebens, wie es sich um die Wende des fünfzehnten zum sechzehnten Jahrhundert darstellte. So sahen die Menschen aus, über welche Ferdinand und Isabella herrschten.

---

Unter den in die Berge des Nordens Flüchtenden fand die Kunst lange Zeit keine Stätte. Nur in den Klöstern wurde die Schreibkunst geübt und gepflegt, sie brachte es im neunten und zehnten Jahrhundert sogar zu sehr hoher Blüte, seitab, in der Stille entlegener Abteien. Im Getriebe des Tages war wohl nur für das Platz, was unbedingt nötig war; wer den Luxus der schönen Kunst wollte, mußte ihn rauben, selbst schaffen konnte man ihn nicht. Man erkennt das an dem, was die Baukunst jener Tage hervorbrachte, deren Produkte sich nicht davontragen lassen. Waren die Westgoten im Stil ihrer Architektur schon unselbständig und von Rom abhängig, so fielen ihre Abkömmlinge im achten und neunten Jahrhundert vollends in halbe Barbarei zurück. Das Können sinkt auf einen Tiefstand herab, der sich in der ängstlichen Unbeholfenheit der Technik ebenso äußert, wie in der primitiven Bescheidenheit der Planung und Raumgestaltung. Die Erscheinung wird derb, gedrückt, schwerfällig, die kleinen Kirchen, die sich in Oviedo und seiner Umgebung ziemlich unverändert erhalten haben: San Julian, S. Tirso, S. Miguel de Lino, S. Cristina de Lena, S. Juan Bautista in Baños, S. Miguel de Escalada beweisen es. Sie beweisen noch mehr. Den Architekten fehlte die Gabe, einen Baugedanken sinngemäß und sachlich durchführen zu können. Den Palast König Ramiro I. konnte der Nachfolger ohne weiteres in eine Kirche umwandeln, so gering war der Unterschied zwischen dem Profan- und dem Sakralbau. Vor allem waren die Baumeister nicht imstande, auf eigenen Füßen zu stehen, sie wären verloren gewesen ohne die konstruktiven Formeln der arabischen Architekten, ohne die Hilfeleistung maurischer Zimmerleute und Steinmetzen. Gehen die ältesten Kirchen im Grundriß noch auf die römische Basilika zurück, so ist der orientalische Einfluß nicht nur in der systematischen Anwendung des Ueberhalbkreisbogens im Tür- und Fenstersturz kenntlich, sondern auch in dem altertümlich engen Sparren-





*Madonna*



verband der aus Holz konstruierten Dachstühle, die auf die Hand maurischer Zimmerleute schließen lassen.

So haben die Mauren, so lange Zeit die Erbfeinde des christlichen Spanien, nicht nur mittelbar auf ihre Gegner zurückgewirkt, indem sie eine Steigerung des religiösen Empfindens zustande brachten, sondern auch ganz unmittelbar, indem sie ihnen ihre Technik liehen, ihren Stil und ihre Ornamentik. Marcel Dieulafoy nennt diese frühe Phase eines Herüberspielens maurischer Elemente die *proto-mudejare Kunst*. An einzelnen Bauwerken wie der *Ermida de S. Baudelio*, die man an das Ende des neunten Jahrhunderts setzt, ist sie so auffallend, daß es sich hier möglicherweise um eine kleine ehemalige Moschee handelt, die ursprünglich gar nicht als Kirche gedacht war. Noch ein drittes Moment haben die Mauren Spaniens den Christen aufgenötigt: die Verteidigungsbereitschaft. Ob Kirche oder Palast, Kloster, Burg oder Stadt, alle mußten auf ihrer Hut sein, in jedem Augenblick eines Angriffs gewärtig. So sehen alle Bauten wie Festungen aus, und sie werden ihrer Zeit gewiß diesen Zweck auch erfüllt haben. Aber auch in der Befestigungskunst sind die nordischen Architekten bei den Mohammedanern in die Schule gegangen, die selbst wieder Schüler persischer und orientalischer Ingenieure waren. Die Städte wurden mit gewaltigen Mauern umgeben, oft in doppelter Umwallung und von ungewöhnlicher Stärke; die Mauern von Lugo sind 7 Meter breit und 10 bis 12 Meter hoch. Mächtige halbrunde Türme, die oft sehr dicht beisammen stehen, flankieren die Mauerlinie. Der Aufbau ist massiv bis zu dem hochgelegenen Wehrgang. Leon, Avila, Astorga, Zamora, Lugo und andere spanische Städte haben sich dieses Denkmal aus den unruhigen Jahrhunderten der Reconquista bis jetzt bewahrt. Die Stadttore waren wie Festungen im Kleinen ausgebaut, Valencia, Burgos, Toledo besitzen ihre malerischen, bewehrten Eingangsporten noch. Die Bauart ist mittels Quadern ausgeführt, oder es sind Fundsteine benutzt, die Wölbungen oft durch ungeheure Blöcke hergestellt. Erst die spätere Zeit, das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert, bedienen sich des Gußwerks, das außen und innen mit Backsteinen verkleidet wird. Ein Musterbau dieser Technik ist das Schloß *la Mota* bei Medina del Campo, das sich König Juan II. 1440 von Fernando de Carreño errichten ließ. Isabella die Katholische, die es sehr liebte und für seinen Ausbau sorgte, ist auch in seinen Räumen gestorben. Ihm darf man Coca, das Schloß der Fonseca, an die Seite stellen, das der gleichen Zeit entstammt und die einst königliche Burg in der reizvollen Schönheit seiner Silhouette sogar noch übertrifft. Der Alcazar von Segovia, ein Hauptsitz der kastilischen Könige, muß ebenfalls hier genannt werden, wenn er in seiner heutigen Gestalt auch erst dem Ende des 19. Jahrhunderts angehört.



Diesen Charakter des Festungsartigen, sich mißtrauisch und unfreundlich gegen den Nachbar zur Wehr Setzenden tragen mehr oder minder deutlich ausgesprochen alle Profan- wie Sakralbauten, die während der Reconquista entstanden. Die Kathedralen von Zamora, Tarragona, Sigüenza weisen ungeheure Türme auf mit Pechnasen und Zinnen, die an alles andere denken lassen als an die Bestimmung zu Glockentürmen; der Chorabschluß der Kathedrale von Avila ist von vornherein in die Stadtbefestigung einbezogen worden. Klöster vollends, wenn sie reich waren, mußten nicht nur gegen die Ungläubigen auf ihrer Hut sein. So erinnern Santas Creus bei Tarragona, Poblet in Katalonien, las Huelgas bei Burgos an Festungen im Kleinen, und diese Aehnlichkeit haftet selbst den Stadthäusern vornehmer und reicher Besitzer an. Im Erdgeschoß weisen sie gewöhnlich gar keine Fenster auf, und das obere Stockwerk schließt gern mit einem Wehrgang ab, der nur zur Verteidigung bestimmt ist. Die Paläste Adanero und Mayorazgo in Cáceres, der Palast in Cogolludo, die Häuser der Doña Maria la Brava in Salamanca und des Juan Bravo in Segovia sind die steinernen Zeugen einer wilden Zeit, von deren Eigentümlichkeiten sie mehr zu sagen wissen, als die wortreichsten Chroniken es können.

Die politischen Verhältnisse und die sozialen Zustände haben die Kunst der ersten Jahrhunderte der Reconquista nicht begünstigt; man ahmt mit größerem oder geringerem Geschick Bauten nach, die vor dem Einfall der Mohammedaner entstanden waren; zur Entfaltung eigener Ideen fehlen innerer Trieb und äußere Möglichkeit. Erst um die Wende des ersten zum zweiten Jahrtausend hat sich das geändert, und es sind wiederum die Mauren, welche durch die Zerstörung des Nationalheiligtums in Santiago im Jahre 997 den Anstoß dazu gegeben haben. König Alfons VI. von Kastilien beschloß den Wiederaufbau der Kirche, deren Ausführung er französischen Benediktinern von der Congregation in Cluny übertrug und damit dem französischen Einfluß das Tor weit aufstieß. Zum Heil der spanischen Kunst. Der Vorstoß der französischen Mönche bedeutete einen solchen Roms. Er machte sich im kirchlichen Leben durch den Kampf um die Geltung der römischen Liturgie bemerkbar, der es gelang, das Uebergewicht über die sogenannte mozarabische Liturgie zu behaupten. Sie wurde aus dem Gebrauch verdrängt, und gleichzeitig gelang es den Franzosen, den Einfluß der mudejaren Kunst für eine geraume Zeit völlig auszuschalten. Den Cluniacensern folgten ein Jahrhundert darauf die Cisterzienser und noch ein Jahrhundert darauf Baumeister aus Burgund, und sie haben die Kunst der Pyrenäenhalbinsel so ausgiebig befruchtet, daß die herrliche Blüte, die sich aus der Einschaltung eines fremden Kulturstromes entwickelte, in der That ganz vergessen läßt, daß sie einem Keim entstammt, der der Fremde angehört. Die Kunst ist auf dem Boden Spaniens erst französisch, dann burgundisch, schließlich



*Detail-von der Fassade der Escuelas Menores (Universität)  
in Salamanca*



deutsch und italienisch, ehe das so vielfältig umgeackerte Erdreich ein Eigengewächs treibt; aber die mannigfaltigen Einflüsse, die sich da mit dem maurischen begegnen, sich kreuzen, einander ausschalten oder sich verschwistern, haben eine Kunst von einer Eigenart hervorgebracht, die andere Länder an Schönheit erreichen, an Originalität aber nicht übertreffen konnten. Die spanische Kunst ist den gleichen Weg gegangen wie die spanische Literatur; sie verdankt dem Ausland, in erster Linie Frankreich, eine unendliche Summe von Anregungen, Ideen und Gedanken, aber sie hat sich dieses alles so zu eigen gemacht, daß, als der Prozeß der Assimilation einmal glücklich vollzogen war, Resultate erzielt wurden, deren urwüchsige Kraft und Fülle rein spanisches Aroma besitzt. Um die Jahrtausendwende beginnt Spanien sich mit jenen Bauten zu füllen, vor allem den herrlichen Kathedralen, die über die ganze Halbinsel hingebreitet liegen wie ein voller Kranz der prächtigsten Blüten. Manche Stürme sind über sie hinweggebraust, die schlimmsten sind ihnen erspart geblieben. Niemals hat ein dummer und frecher Pöbel Hand an sie gelegt, wie es in Frankreich der Fall war; niemals hat das öde Pharisäertum eines gedankenarmen Protestantismus sie systematisch vandalisiert wie in England, und bis jetzt hat sie sogar das schlimmste, weil unheilbare Uebel, die deutsche Restaurierungspest verschont. Mit Recht ist Spanien stolz auf diesen Kunstbesitz, und wer jemals das Glück hatte, diese Wunderbauten sehen zu dürfen, unter den hohen Gewölben der Kathedralen von Leon, Burgos, Toledo, Sevilla zu ruhen, um die Seele einmal ganz still werden zu lassen, der wird nur zu geneigt sein, dem spanischen Klerus alle seine sieben Todstünden gegen den Geist und den Fortschritt auf einmal zu verzeihen.

Jahrhundertlang kann man kaum von einer weltlichen Kunst in Spanien sprechen. Wer die Denkmale der Profankunst im Gebiet der ehemals christlichen Reiche überblickt, der braucht, um sie zusammen zu zählen, nicht einmal seine zehn Finger, so dünn sind sie gesät. Sieht man von den Mauern, Toren und Türmen ab, die ja von der bittersten Notwendigkeit hervorgebracht wurden, so beschränkte sie sich auf einige Burgen und einige wenige Stadtpaläste, von bürgerlicher Baukunst ist überhaupt nicht die Rede. Wenigstens nicht in Kastilien. Nur die Katalanen haben in den Gebäuden der Stadtverwaltung von Barcelona, in der Seidenbörse von Valencia Hervorragendes in einer Architektur geschaffen, die lediglich materiellen Zwecken zu dienen hatte. Aber hier gab es auch eine reiche und tatkräftige Bürgerschaft mit rein weltlichen Neigungen. Ueberall sonst gehen Kirche und Kunst zusammen, Baumeister, Bildhauer, Maler empfangen Aufträge nur im Hinblick auf das Gotteshaus; ihr Schaffen dient auch dann der höheren Ehre Gottes, wenn es von der Eitelkeit diktiert wird. Und diese Richtung hat die Epoche der Reconquista überdauert. Wenn wir es nicht wüßten, die Gebäude





*Der Hof der Escuelas Menores (Universität) in Salamanca*

würden es erzählen und wahrlich laut genug. Da sind Kathedralen romanisch begonnen, gotisch fortgesetzt, in der Renaissance geendet, mit einer barocken Fassade als Abschluß und Eingang. Ein Geschlecht reichte dem andern die Hand. Ueber Jahrhunderte blieb eine Anschauung geltend und ein Geist, und wenn jede Generation eine andere Form für die Art fand, in der sie sich dem Höchsten näherte, im Grunde genommen klingt aus der Vielstimmigkeit doch nur eine Melodie heraus: *Soli Deo gloria*. Das gibt der spanischen Kunst dieser Periode eine so starke Einheitlichkeit und eine so wundervolle Geschlossenheit, ein Eindruck, dem sich niemand entziehen kann, der ihr unbefangen gegenübertritt.

Der Bauherr war in Spanien stets der Klerus, die großen Kathedralen waren nicht wie in Deutschland Stiftungen der Bürgerschaft, sondern Unternehmungen der Domkapitel. Die Geistlichkeit hat einen ausgesprochenen Wettstreit im Bauen entfaltet, eine Körperschaft suchte immer die andere zu übertreffen und hat es auch zustande gebracht. Als das Kapitel in Sevilla daran ging, die alte baufällig gewordene Kathedrale durch einen Neubau zu ersetzen, da beschloßen die Domherren, die neue Kathedrale müsse alles in Schatten stellen, was existiere, die Nachwelt solle die Erbauer für verrückt halten. Diese Baugesinnung prägt sich

deutlich in der Größe der Konzeption aus. Immer hat der großartigste Entwurf den stärksten Beifall gefunden, ist der Auftrag dem tüchtigsten Meister zugefallen, dessen Leistungen die meisten Garantien dafür boten, daß er etwas Gewaltiges zustande bringen werde. Das hat allerdings oft genug dazu geführt, daß ein guter einem besseren weichen mußte; aber es war auch ein gewaltiger Ansporn für die Schaffenden.

Wie sehr der Klerus in den spanischen Kirchen sozusagen der Hausherr war, das zeigt der Choreinbau, der eine so seltsame Eigentümlichkeit der Kathedralkirchen der Pyrenäenhalbinsel bildet. Mitten im Hauptschiff ist ein Einbau mit hohem Mauerabschluß, dessen reicher bildnerischer Schmuck doch die Gemeinde nur sehr unvollkommen darüber tröstet, daß sie vom Gottesdienst so gut wie völlig ausgeschlossen ist und höchstens durch enge Gitter einen stark behinderten Blick auf den Hochaltar und den Messe lesenden Priester werfen kann. Nichts kann bezeichnender für die Stellung sein, die die spanische Geistlichkeit jener Zeit einnahm, als dieser Chor, den kein anderes Land kennt. Der Klerus schloß sich in demselben von der Gemeinde völlig ab, er bildet, mit der Capilla Mayor gewöhnlich durch Gitter verbunden, mitten im Gotteshaus ein Allerheiligstes, das dem Laien unzugänglich bleibt. Er kennzeichnet gewissermaßen ein Christentum mit doppeltem Boden, eines für die große Masse derer, die dazu verurteilt sind, draußen zu bleiben, das andere für die Eingeweihten vom innersten Zirkel. Der Herr dieses Hauses aber war ein Grandseigneur. Er isolierte sich zwar vom Pöbel, und wohl ihm, daß er es konnte, aber er überließ ihm dafür die übrigen Räumlichkeiten, die Kapellen und Kreuzgänge, deren unvergleichlich malerisches Beieinander die großen spanischen Kathedralen zu Anlagen von so einzigartig baulicher Pracht und Schönheit macht.

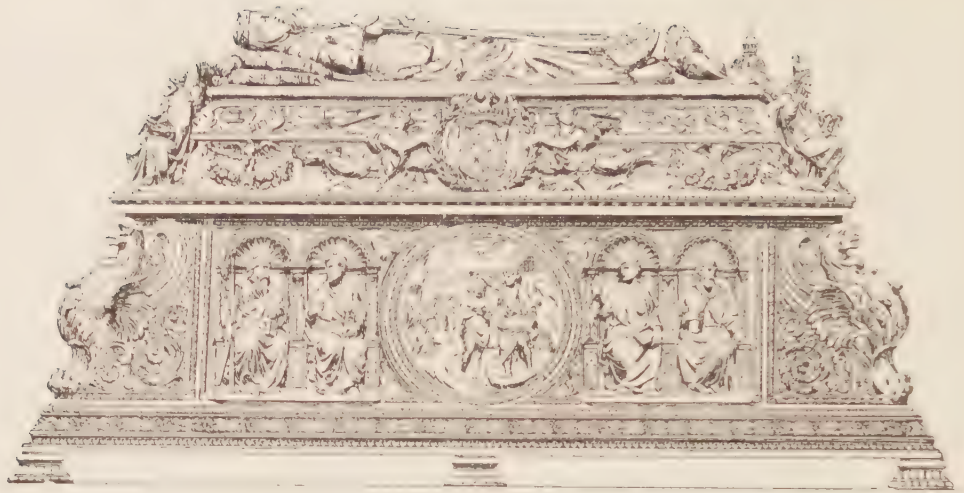
Der Klerus überließ dem Laien noch mehr. Er gestattete ihm, sich im Gotteshause zum letzten Schlummer niederzulegen, um die große Stunde zu erwarten, die da richten wird die Lebendigen und die Toten. Damit war die Eitelkeit in den Dienst der Kirche gestellt, denn jeder von denen, die sich hier im Angesicht der Mit- und Nachwelt zur Ruhe betteten, legte doch den größten Wert darauf, dies in ausgesuchter Pracht und mit dem höchsten Aufgebot der Kunst zu tun. Die Könige gaben das Beispiel. Ihre Paläste waren dürftig und beschränkt, ihre Grabdenkmäler stets das letzte Wort der Kunst. Das Pantheon der kastilischen Könige in der Colegiata von S. Isidro in Leon machte den Anfang dieser Gründungen, und die Herrscher haben einen Ehrgeiz darein gesetzt, daß stets das neueste Monument das vorletzte übertraf. Die Denkmalskunst hat die doppelte Wanderung mitgemacht, die stilistische durch alle Phasen, die den Geschmack vom zehnten bis zum fünfzehnten





*Der Altar in der Capilla Real der Kathedrale von Granada*





*Das Grabdenkmal der katholischen Könige in der Capilla Real  
der Kathedrale von Granada*

*Marmorskulptur von Domenico Fancelli. Aus Karl Justi, Miscellen Band I*

Jahrhundert gewandelt haben, die geographische, welche die historische Ausdehnung Kastiliens nach dem Süden begleitete. Die königlichen Grabmäler ziehen sich über Burgos nach Toledo, dann nach Sevilla, und die katholischen Könige endlich haben sich ihre Grabstätte in Granada gewählt, eine Geste gesättigten Triumphes. Für die Könige Arragoniens war das Benediktinerkloster in Poblet, der Ort, an dem sie beigesetzt wurden; Jayme II. errichtete seinem Vater in Santos Creus ein gewaltiges Grabdenkmal, gerade wie Isabella die Katholische die Karthause Miraflores zum Mausoleum ihrer Eltern ausersah und ihnen von Gil de Siloe herrliche, reich skulptierte Sarkophage weißeln ließ. Vielleicht waren es nicht einmal die Könige, die den Ton angaben, die Monumente der Granden und der Kirchenfürsten übertreffen vielfach die der Herrscher an künstlerischem Wert; man entsinne sich der Grabkapellen, die sich die Fonseca, die Luna und andere Familien vom hohen Adel in Burgos und Toledo errichteten, um das zu erkennen. Sie alle legten sich demütig zu Füßen eines höheren Herrn, aber doch im Vollgefühl ihres Ranges und ihrer Bedeutung, Demut und Eitelkeit finden einen gemeinsamen Ausdruck. Der Vorrat der Grabdenkmäler dieser frühen Zeit ist außerordentlich groß, man liest an ihren Reihen die Geschichte der christlichen Reiche, wie aus einem aufgeschlagenen Buche ab. Sie illustrieren die Chroniken und die Heldenpoesie, und sie begleiten die Skulptur von den ersten schüchternen Anfängen eines noch architektonischen Gebundenseins durch alle Stadien des Freiwerdens bis in die



*Das Grabdenkmal des Kardinal Mendoza in der Kathedrale von Toledo*

*Aus Karl Justi, Miscellen zur span. Kunstgeschichte, Band I*



*Elfenbein-Kruzifix aus dem Besitz des König  
Ferdinand von Kastilien, † 1065*

*Museo Arqueol. in Madrid. Aus dem Museo Español de Antigüedades*

blühende Gotik hinein und zur Renaissance. Als im fünfzehnten Jahrhundert Italien in enge politische Verbindung mit Arragonien tritt, die italienische Literatur in Kastilien zur Modesache wird, da haben reiche Spanier ihre marmornen Grabdenkmäler fix und fertig aus Genua bezogen.

Der christliche Glaube forderte von der Baukunst nicht nur seine Gotteshäuser, die Kirche verlangte auch nach Klöstern für das Heer ihrer Gottesstreiter. So überzog sich das christliche Spanien während der Reconquista mit Kirchen und mit Klöstern, die dem Vordringen nach Süden auf dem Fuße folgen und ein dichtes Netz über das Land werfen. Architektonisch ist der Anspruch, den die Niederlassungen von Mönchen und Nonnen erheben, nicht eben groß; Kirche und Kreuzgang sind gewissermaßen das Skelett, an dem die

übrigen Räume, Kapitelsaal, Kapellen, Zellen sich frei angliedern; umso größer war die Freiheit, die dem Baumeister gelassen war. Klöster entstanden in dieser Weise, die es an Weiträumigkeit der Anlage und verschwenderischer Ausstattung mit den stolzesten Palästen aufnehmen und die spanischen jedenfalls übertreffen. Der außerordentliche Reichtum der Klosterorden mußte ihnen das Bauen zur Lust machen. Das schon genannte Poblet gehörte den Benediktinern und war einst ein Komplex gotischer Bauten, wie es auf der Pyrenäen-Halbinsel keinen zweiten gab. Das Hieronymitenkloster Guadalupe liegt in einer Wildnis, die auch heute noch nur mit Schwierigkeiten zugänglich ist; die Kapelle des Heiligen Hieronymus aber bildet nach Karl Justis Urteil einen der schönsten kirchlichen Innenräume, die es gibt. Der große Kreuzgang ruht auf Hufeisenbogen von ganz besonderer Konstruktion; das Inventar der Kunstschätze



umfaßt die größten Kostbarkeiten. Der einst fabelhafte Reichtum des Stiftes hatte im Volksmunde zu dem Spruche Veranlassung gegeben: Quien es conde y quiere ser duque, hagase monje en Guadalupe. Die Mönche haben ihre Einnahmen in Bauten angelegt und in Kunstwerken, und das haben ihre Genossen im ganzen Lande ebenso gehalten. Die ehemaligen Klöster und Karthausen gehören auch heute noch zu dem Sehenswertesten, was das spanische Mittelalter übrig gelassen hat; selbst da, wo sich Institute, Kasernen, Schulen, Fabriken in den verlassenen Hallen einrichteten, haben sie nicht vermocht, ihnen den Zauber stimmungsvoller Schönheit ganz abzustreifen.

So stark wie der französische Einfluß auf dem Gebiete der Kunst auch war und mit welcher Ausschließlichkeit Spanien auch aufgedrängt wurde, auf die Dauer hat er sich nicht behaupten

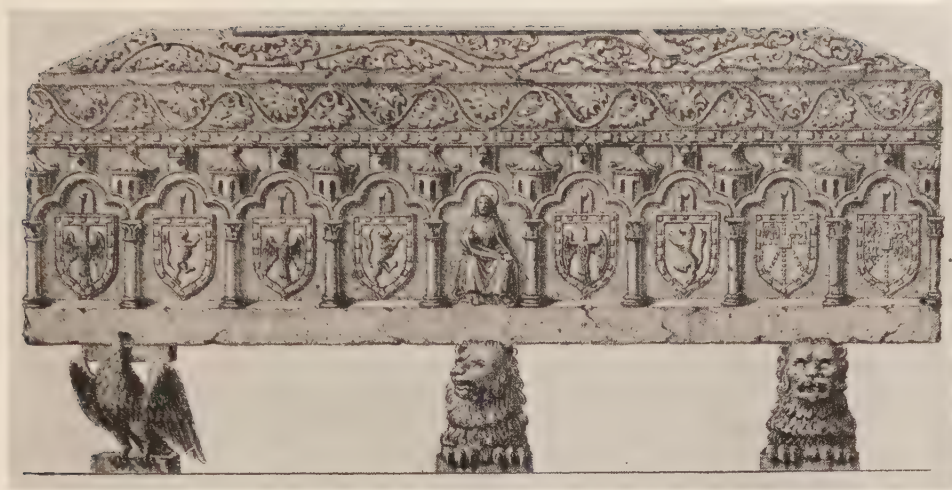
können, ohne nicht der Eigenart des Landes und der Menschen wesentliche Konzessionen machen zu müssen. Die Kunst der Cisterzienser war schlicht und streng, unnützem Zierrat durchaus abhold, der spanische Geschmack aber in hohem Grade schmuckfreudig. Diese Neigung, die sich schon im Altertum beobachten läßt, ist durch die Mauren bestärkt worden. Die Kriege zwischen Christen und Moslim haben nie ganz geruht, die hohe Kultur aber, welche die letzteren besaßen, hat ihre Wirkung auf die Gegner doch nicht verfehlt und ihren Geschmack wahrscheinlich umso sicherer gelenkt, je weniger absichtlich dieser Eindruck herbeigeführt wurde. Dem Reiz der maurischen Ornamentik war schwer



### *Die Heil. Jungfrau mit dem Kind*

*Marmorskulptur des 12. Jahrhunderts aus dem Kloster Sahagun  
Madrid, Museo Arqueol. Aus dem Museo Español de Antiquedades*

zu widerstehen. Wie ein Tropfen fremden Blutes mischt sich diese Lust am Oberflächenspiel in den regelrechten Kreislauf der Stile und bringt so etwas wie ein leichtes Fieber hervor. Man darf an diesem Vergleich in der Tat festhalten, denn wie ein erhöhter Temperaturzustand den Kranken anfangs nur verschönt, die Wangen rötet und den Augen höheren Glanz verleiht, so macht sich auch die Schmuckfreude in einer Betonung all der Elemente geltend, die einen gefälligen Schein hervorrufen. So kann man beobachten, daß die fremden Künstler des spezifisch spanischen Wesens doch nicht ganz Herr werden; sie haben es vielleicht eine Zeitlang verhindern können, sich zum Ausdruck zu bringen, ganz ausgeschaltet haben sie es nicht. Immer wieder bricht es sich Bahn, bis es schließlich so mächtig wird, daß es sich aus eigenem Recht behauptet. Die kleinen frühen romanischen Kirchen, an denen Segovia so reich ist: S. Martin, S. Esteban, S. Millan, S. Juan de los Caballeros u. a., bekunden in den orientalisierenden Formen den maurischen Einschlag, der sich auch an den gotischen Kirchen in Sahagun durchgerungen hat und der in der Vierungskuppel der Kathedrale von Santiago so stark mitspricht. Die Aenderung in der Bestimmung der Gebäude hat dabei mitgewirkt. Wiederholt sind aus Moscheen Kirchen geworden, und sie haben diesen Bekenntniswechsel nie ganz verleugnen können. Zaragoza und Sevilla sind auffallende Beispiele. Die Seo von Zaragoza, die 1119 gegründet wurde, hat eine Moschee verdrängt; der quadratische Grundriß der fünf Schiffe, der maurische Charakter der Skulptur und Ornamentik, die sternförmige Kuppel des Crucero bezeugen es. Auch in Sevilla hatte man über anderthalb Jahrhunderte die Hauptmoschee als Kathedrale benutzt, bis man im Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts den Neubau begann. Man behielt die Fundamente bei, ließ den Hof bestehen und machte das Minarett zum Glockenturm; die neu aufgeführte Kirche verwendet ihre dem Norden entlehnten Motive dann in durchaus maurischer Weise, indem sie ihre fünf Schiffe dem alten Grundriß anpaßt. Diese Lösung der Grundrißfrage scheint für die spanischen Architekten sehr viel Sympathisches gehabt zu haben; man hat sie ohne zwingenden Grund bei der Errichtung der neuen Kathedrale in Salamanca und der Kathedrale der Pilar in Zaragoza wieder angewendet. Auch die Beschäftigung maurischer Künstler und Handwerker wird bei dieser Stilmischung mitgesprochen haben. Christliche Bauherren haben sich nie ein Gewissen daraus gemacht, sich von ihrer Hand Kirchen oder Kapellen errichten zu lassen. Das hat einmal dazu geführt, daß maurische Vorbilder verwendet werden; es hat aber in weiterem Sinne die Befruchtung der künstlerischen Phantasie mit orientalischen Ideen herbeigeführt. Und dieser Vorgang war ein überaus glücklicher und für die spanische Kunst vorteilhafter. Die christlichen Künstler haben die maurischen sehr bald übertroffen. Die maurische Ornamentik ist die Wiederholung

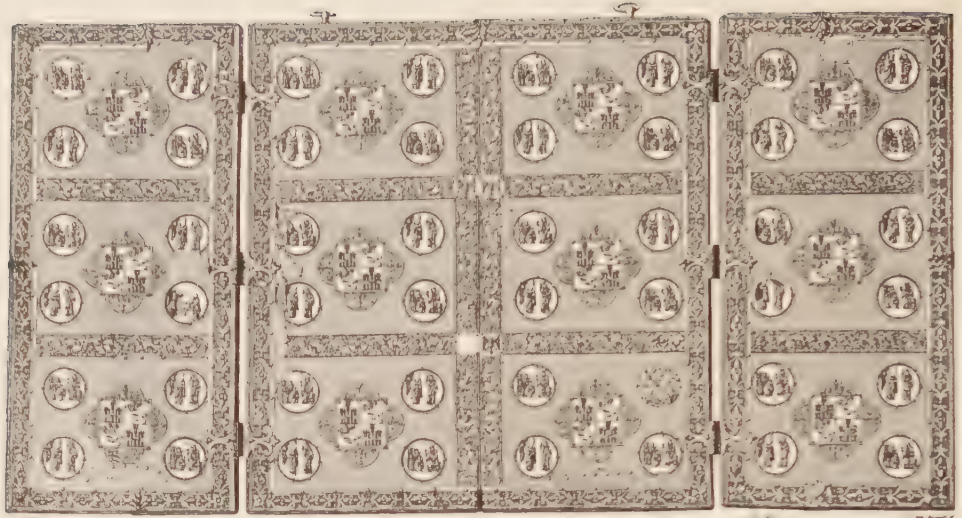


*Kenotaph König Alfons X. im kloster Las Huelgas bei Burgos*

der ewig gleichen Motive in ruhelosem Wechsel; aus der Beschränkung der Armut macht sie einen bewunderungswürdigen Reichtum. Die Wiedergabe von Mensch und Tier ist ihr aus religiösen Gründen versagt, eine Beschränkung in den Mitteln, die dem Christen nicht auferlegt war. So brauchte er sich in seinen Zierformen keinem Zwange zu unterwerfen und konnte seinen Schmucksinn in seinen Schöpfungen voll ausleben. Das hat dem Detail der christlichen Bauten eine hohe Vollendung gesichert, eine Schönheit und einen Tiefsinn der Auffassung, der das Linienspiel der maurischen Kunst weit hinter sich läßt. Gelegentlich werden dabei noch einmal Nachklänge der Antike wach. In den Bildhauerarbeiten der Kathedrale von Zamora erscheinen Büsten, Flachreliefs, Ornamente aus Lorbeerblättern, die der Künstler nur der römischen Skulptur abgesehen haben kann. Dazu tritt dann das drollige Fratzenwerk, halb menschliche halb tierische Mißbildungen, Pflanzengebilde und Bandwerk, phantastische Motive aller Art. Reichtum der Erfindung und Schönheit der Form reichen sich die Hand und lassen erkennen, daß die spanische Kunst ihre Zierformen mit einer ganz besonderen Vorliebe geschaffen hat. Daher auch die überquellende Fülle, die sich niemals genug tat.

Der bloße Schmuck verlangt einen immer größeren Raum und drängt den ursprünglichen stilistischen Tendenzen einen neuen Sinn auf. Er treibt die Gotik des fünfzehnten Jahrhunderts zur Entfaltung einer ungeheuren Pracht, und er hat am Ende dieses Zeitraums jene Wunderblüte spanischer Kunst gezeitigt, die man die Platereske heißt. Man spricht wohl von einem plateresken Stil, eigentlich nicht

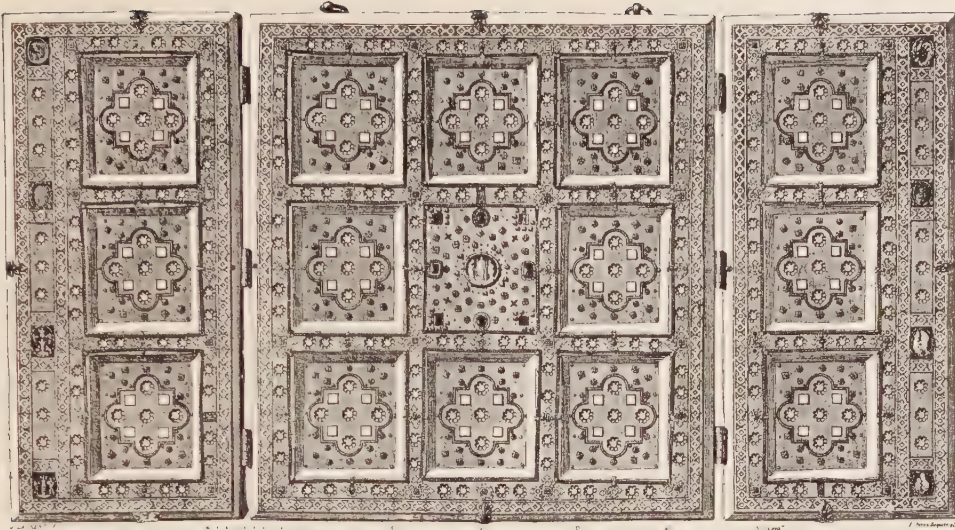




### *Die „Tablas Alfonsinas“*

*Reliquar Alfons X. von Kastilien in vergoldetem Silber mit Emaillen. 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts. Außenseite. Kathedrale in Sevilla. Aus dem Museo Español de Antigüedades*

ganz mit Recht. Wie schon der Name andeutet, der von dem Wort *Platero* Silberschmied herrührt, handelt es sich nicht sowohl um einen eigenen Stil, als um eine Art der Verzierung. Da diese mit der Gotik so gut zusammengeht wie mit der Renaissance und dem Barock, so dürfte man, um exakt zu sein, nur von *plateresker* Gotik, Renaissance oder *platereskem* Barock sprechen und sie nicht als eine Stilphase an sich ansehen. Sie zeigt nur an, daß sie die eigentliche Stilform überwunden hat und im Rausche hemmungsloser Schöpferfreude schwelgt. Sie überwuchert den Organismus der Gebäude mit einer typisch anmutenden Fülle der üppigsten Dekorationsmotive, ein Ueberreichtum, der unlogisch aber äußerst bestechend ist. Geschmack und Meißelgewandtheit sind bewundernswert, selbst dann, wenn die Einzelheiten mißverstanden sind wie z. B. am Portal des Hospitals von S. Cruz in Toledo die „sitzenden“ Säulen. Ein Schmuckstil von merkwürdiger Verworrenheit, dem es gar nicht darauf ankommt, gotische und Renaissance-Elemente bunt durcheinander zu werfen; er ist sicher, immer etwas Originelles und Reizvolles zustande zu bringen. Die glänzendsten Schöpfungen der Platereske entstanden im Zeitalter der katholischen Könige, und man hat sie deswegen nicht mit Unrecht den künstlerischen Ausdruck des Konquistadorentums genannt. Sie ist eine Zeitgenossin des *estilo Manuelino* in Portugal, der unter den gleichen Bedingungen gezeitigt wurde, und das schönste ihrer Denkmale hängt sogar seiner Veranlassung nach mit dem Nachbarreich zusammen. Die katholischen Könige hatten bei Toro über Juana la Beltraneja, die



### Die „Tablas Alfonsinas“

*Reliquiar Alfons X. von Kastilien in vergoldetem Silber mit Emaillen. 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts  
Innenseite. Kathedrale in Sevilla. Aus dem Museo Español de Antiquedades*

mit dem König von Portugal vermählt war, gesiegt und dadurch die Krone von Kastilien für die Königin Isabella gesichert. Zum Andenken an diese Schlacht, deren Erfolg für sie so wichtig war, ließ Isabella im Jahr 1480 den Bau der Kirche San Juan de los Reyes in Toledo von Juan Guas beginnen, umso prächtiger, als sie das Gotteshaus zu ihrer Grabstätte ausersah. Diese Bestimmung fiel fort, als die Eroberung Granadas dem Ehrgeiz einen so viel weiteren Spielraum bot. Seit der Zeit flossen die Mittel spärlicher, und die Kirche ist nie das geworden, was sie hatte werden sollen. Herrlich trotz alledem in der wunderbaren Schönheit der Skulpturen und der märchenhaften Pracht des Kreuzganges.

Wie die Regierung der katholischen Könige politisch und sozial in den Wendepunkt zweier Zeitalter fällt, so bedeutet sie auch für die Literatur und die Kunst den Anfang einer neuen Epoche. Für die Kunst sogar in dem erhöhten Sinne, als man eigentlich erst von jetzt an von einer national spanischen Kunst reden kann. Der Boden war so tief durchackert worden und so günstig bestellt, daß er in Zukunft die köstlichsten Früchte tragen konnte. Die Grundsätze der importierten Stile waren in ihrer Strenge und Folgerichtigkeit zu Gunsten des nationalen Geschmacks aufgelockert worden; aus ihren Fugen sproßte und sprühte die drängende Triebkraft eines Künstlertums von stolzer und bewußter Eigenart. Diese Beobachtung trifft bei der Gesamtheit der schönen Künste zu, nicht nur bei der Architektur.

Die Plastik scheint eine im Grunde durchaus unspanische Kunst zu sein. Den einzigen Kopf von Elehe ausgenommen, hat Spanien aus dem ersten Jahrtausend seiner Geschichte keine Schöpfung eines Bildhauers aufzuweisen, die den Anspruch auf den Rang eines Kunstwerkes erheben könnte. So sind die frühesten Skulpturen aus dieser Epoche von Frankreich abhängig. Die zwölf Apostel, welche die Ansätze der Gurtbögen im Vorraum der Camara santa in Oviedo tragen, Gestalten von übertriebener Länge der Proportionen, rühren von Franzosen her. Auf Toulouse weisen die Flachreliefs der Kathedrale von Santiago und die schönen Skulpturen in S. Isidro in Leon, burgundisch mutet das Westportal von S. Vicente in Avila an, bei dem man an die Kathedrale in Chartres denkt.

Das gehaltvollste Kunstwerk der romanischen Plastik auf spanischem Boden ist der Portico de la Gloria der Kathedrale in Santiago, 1168 von einem Meister Mateo begonnen. Es handelt sich dabei um eine große allegorisch-mystische Komposition: Christus, umgeben von Evangelisten, Aposteln, Patriarchen und Propheten, siegt über Hölle und Fegefeuer. Eine vollendete Technik gab dem Künstler die Möglichkeit, den seelischen Ausdruck zu vertiefen, Bewegung, Haltung und Faltenwurf in einen inneren Einklang mit dem Motiv zu bringen. Meister Mateo, der, wenn er kein Franzose war, seine Ausbildung in Frankreich erhalten haben muß, hat in diesem Zyklus ein wunderbares und gewaltiges Werk geschaffen, eines der schönsten der gesamten mittelalterlichen Kunst. Jede der großen Kirchen, die damals so zahlreich erbaut wurden, führte die Einrichtung einer Bildhauerwerkstatt herbei, deren Vormeister, wie der Stil der Skulpturen einwandfrei bezeugt, Franzosen gewesen sein müssen. Arragonien und Kastilien sind dabei von Nordfrankreich abhängig; Lorenzo de Mercadente, der lange Zeit der Bauhütte in Sevilla angehörte, war zum Beispiel ein Bretone.

Die Skulptur Kataloniens steht auf der gleichen Stufe einer roh primitiven Kunstübung wie jene in den Nachbarreichen. Die Bildhauer wagen sich nicht recht an vollrunde Arbeiten, sie kommen von der Architektur nicht los und modellieren höchstens wie Steinmetzen in den allergrößten Umrissen. Erst als in dem Küstenland der italienische Einfluß zur Geltung kommt, werden Fortschritte in Technik und Komposition bemerkbar. Man braucht kaum zu betonen, daß die Plastik ausschließlich kirchlichen Zwecken diene. Es ist eine der seltensten Ausnahmen, daß König Pedro IV. von Arragon sich in seinem Palast eine marmorne Ahnengalerie herstellen ließ. Er erteilte 1342 dem Meister Aloy den Auftrag, für das Schloß in Barcelona Statuen der arragonesischen Herrscher in Alabaster zu schaffen. So ist Katalonien auf dem Gebiet der Profanskulptur dieselbe Ausnahmestellung zugefallen wie auf dem der Profanarchitektur. Die Meister waren





*Königin Marie von Spanien*

Die Plastik scheint eine im Grunde durchaus unspanische Kunst zu sein. Den einzigen Kopf von Elche ausgenommen, hat Spanien aus dem ersten Jahrtausend seiner Geschichte keine Schöpfung eines Bildhauers aufzuweisen, die den Anspruch auf den Rang eines Kunstwerkes erheben könnte. So sind die frühesten Skulpturen aus dieser Epoche von Frankreich abhängig. Die zwölf Apostel, welche die Ansätze der Gurtbögen im Vorraum der Camara santa in Oviedo tragen, Gestalten von übertriebener Länge der Proportionen, rühren von Franzosen her. Auf Toulouse weisen die Flachreliefs der Kathedrale von Santiago und die schönen Skulpturen in S. Isidro in Leon, burgundisch mutet das Westportal von S. Vicente in Avila an, bei dem man an die Kathedrale in Chartres denkt.

Das gehaltvollste Kunstwerk der romanischen Plastik auf spanischem Boden ist der Portico de la Gloria der Kathedrale in Santiago, 1168 von einem Meister Mateo begonnen. Es handelt sich dabei um eine große allegorisch-mystische Komposition: Christus, umgeben von Evangelisten, Aposteln, Patriarchen und Propheten, siegt über Hölle und Fegefeuer. Eine vollendete Technik gab dem Künstler die Möglichkeit, den seelischen Ausdruck zu vertiefen, Bewegung, Haltung und Lebenswurf in einen inneren Einklang mit dem Motiv zu bringen. Meister Mateo, der, wenn er kein Franzose war, seine Ausbildung in Frankreich erhalten haben muß, hat in diesem Zyklus ein wunderbares und gewaltiges Werk geschaffen, eines der schönsten der gesamten mittelalterlichen Kunst. Jede der großen Kirchen, die damals so zahlreich erbaut wurden, führte die Einrichtung einer Bildhauerwerkstatt herbei, deren Vormeister, wie der Stil der Skulpturen einwandfrei bezeugt, Franzosen gewesen sein müssen. Arragonien und Kastilien sind dabei von Nordfrankreich abhängig: Lorenzo de Mercadente, der lange Zeit der Bauhütte in Sevilla angehörte, war zum Beispiel ein Bretone.

Die Skulptur kataloniens steht auf der gleichen Stufe einer roh primitiven Kunststufe, wie jene in den Nachbarreichen. Die Bildhauer wagen sich nicht recht an vollrunde Arbeiten, sie kommen von der Architektur nicht los und modellieren, höchstens wie Steinmetzen in den allergrößten Umrissen. Erst als in dem Krisenland der italienische Einfluß zur Geltung kommt, werden Fortschritte in Technik und Komposition bemerkbar. Man braucht kaum zu betonen, daß die Plastik ausschließlich kirchlichen Zwecken diente. Es ist eine der seltensten Ausnahmen, daß König Pedro IV. von Arragon sich in seinem Palast eine marmorne Umkleekammer herstellen ließ. Er erteilte 1342 dem Meister Aloy den Auftrag, für die Statuen in Barcelona Statuen der arragonesischen Herrscher in Alabaster zu gießen. So ist Katalonien auf dem Gebiet der Profanskulptur dieselbe Ausnahme, welche, zugebillt wie auf dem der Profanarchitektur. Die Meister waren



*Queen Isabella of Spain*



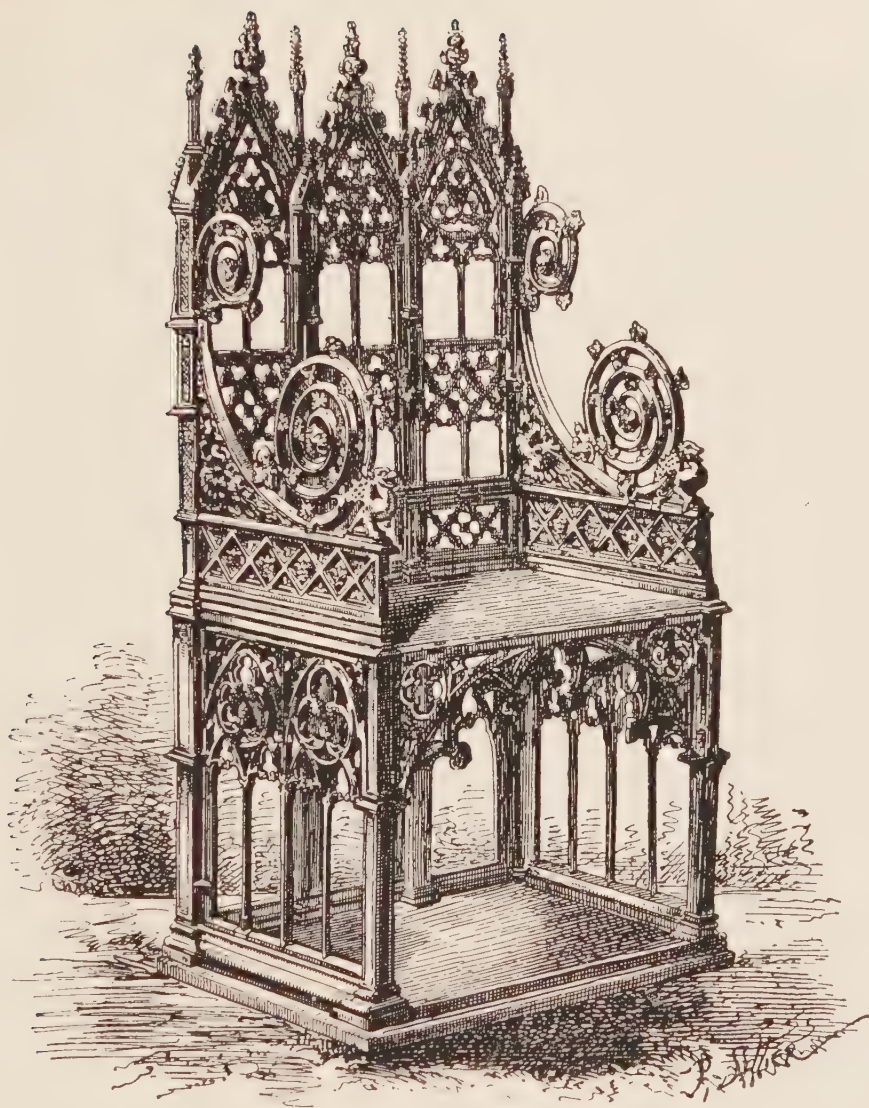


Ausländer; die Aufgaben, die ihnen gestellt wurden, aber doch nach gewissen Richtungen hin rein spanischer Natur. Dahin darf man wohl die Riesenaufbauten der großen Altäre rechnen, die ungeheuren Retablos, wie sie nur Spanien eigentümlich sind. Es sind im Grunde genommen nur ins Maßlose vergrößerte Triptychen, Anhäufungen von Reliefs und Freiguren, deren Gesamteindruck verwirrend reich, aber unkünstlerisch ist. In der Ueberfülle des Details, meist wenig vorteilhaft aufgestellt und beleuchtet, sind sie dem Auge fast ganz entzogen. Dem spanischen Geschmack haben sie aber außerordentlich zugesagt. Sie haben alle Aenderungen des Kunststils mitgemacht und überdauert, nur daß man sie später von Malern ausführen ließ, unter Mitwirkung farbiger Skulpturen, nicht mehr vom Bildhauer allein.

Auf die spanische Malerei der Frühzeit fällt der Abglanz byzantinischer Mosaiken. Inhaltlich, denn auch hier bildet der Christus Pantokrator der Basiliken des Ostens einen der beliebtesten Vorwürfe, technisch, in der unbeholfenen Zeichnung der Körper und der harten Stilisierung der Gewänder. Es kommen Fresken in Betracht und Staffeleigemälde auf Holz, aber nichts, das früher anzusetzen wäre als das elfte Jahrhundert. Die ersten künstlerischen Schöpfungen sind die Gewölbemalereien im Pantheon der Könige in Leon, deren Stil auf französische Vorbilder hinweist. Die Figuren sind steif, die Proportionen mißverstanden, der dekorative Zweck indessen glänzend erfüllt, wozu die einfache Farbengebung, die sich auf braunrot, ockergelb, weiß und indigo beschränkt, nicht wenig beiträgt. War der französische Einfluß in der Baukunst und Bildhauerei lange ausschlaggebend, so ist er auf dem Gebiet der Malerei dem italienischen gewichen, und zwar war für diesen Katalonien das Einbruchgebiet, das die fremde Art und Weise an Kastilien weiter gab. Die nahen Beziehungen, die Arragonien und Süditalien verbanden, speziell mit Sizilien, haben dazu vielleicht weniger beigetragen als die Nähe der Provence, in der die Päpste ihre Residenz nahmen und einen Stab sienesischer Künstler nach sich zogen. Mit dem italienischen Einfluß mischt sich sehr früh der flämische, soll doch Jan van Eyck gelegentlich seiner Reise nach Portugal 1428 auch in Valencia gewesen sein. Sein berühmtes Hauptbild, der Triumph der Kirche über die Synagoge, kam durch König Heinrich IV. von Kastilien 1454 an das Kloster El Parral bei Segovia. Da die Maler aus Bequemlichkeit oder Armut der Phantasie ihre Vorwürfe häufig den Miniaturen französischer livres d'heures entnahmen, so gewahrt man schließlich auch noch einen französischen Einschlag, ein Stilgemisch, das den frühen Erzeugnissen der spanischen Malerei etwas seltsam Unerfreuliches gibt. Es ist eine Periode unentschlossenen Schwankens. Da die frühesten bekannten Maler: Ferrer Bassa, Luis Borrassa, Benito Martorell keine

Persönlichkeiten von ausgesprochener Begabung sind, eher zaghaft und besorgt, leicht zu Uebertreibungen geneigt, so wissen sie nicht recht, welcher Seite sie sich zuneigen sollen, und es sind wirklich hervorragende Leistungen nur den Meistern gelungen, die entschlossen Farbe bekannten. Unter diesen gehören Luis Dalmau und Bartolomé Bermejo in die vorderste Reihe. Der erste hat sich nach dem Jahre 1432 einige Zeit in Flandern aufgehalten und 1445 für die Stadt Barcelona das berühmte Gemälde der Ratsherren geschaffen, das erste große Kunstwerk der Malerei, das auf spanischem Boden entstanden ist. Ein Meisterstück von hervorragender Technik, in seiner Auffassung frei von jeder Schablone, im Kolorit von seltener Noblesse der Haltung. Psychologisch überzeugt es, die Stadtväter hartköpfig, wichtig, von sich selbst durchdrungen, ein wunderbares Denkmal von Zeit und Art. An Schönheit der Zeichnung und der Farbe nimmt es Bermejo mit Dalmau auf. Die ältere Generation der katalonischen Maler arbeitet noch in altertümlicher Weise. Sie bevorzugt den Goldgrund, liebt überhaupt das Prunkende mit dem Edelmetall und vermeidet nach Möglichkeit ausgesprochene Schattenwirkung. Die Farben sind bunt und hart, die Zeichnung kräftig. Die Auffassung ist realistisch, die Wiedergabe strebt nach dramatischer Gestaltung des Vorgangs, aber sie verliert sich vielfach in Nebensächlichkeiten und muß, um die Begebenheiten zu verdeutlichen, Spruchbänder verwenden, die dem mangelhaften psychologischen Ausdruck zu Hilfe kommen. Jede der Schulen in dem so vielfach geteilten Lande behauptet eine gewisse Eigenart, die noch das ganze fünfzehnte Jahrhundert über anhält; erst im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts haben sich die Unterschiede verwischt. Ueber Katalonien kam wohl auch der erste Florentiner, von dem wir wissen, Dello nach Kastilien. Er vermittelte den sienesischen Stil in katalonischer Auffassung und hat vielleicht den Anstoß dazu gegeben, daß die Kunstbeflissenen sich nun direkt an die Quelle wandten. Antonio del Rincon empfing seine Ausbildung in der Werkstatt des Domenico Ghirlandajo und war der erste, der sich von dem Einfluß der Flamen frei machte. Die katholischen Könige haben ihn zu ihrem Hofmaler ernannt. Bei seinem Zeitgenossen Pedro Berruguete machen sich venezianische Anklänge fühlbar, während bei Fernando Gallegos wieder ein nordischer Zug zur Geltung kommt, die lebhafteste Freude an Schmuck und Putz und allen Reizen eines vornehmen Milieus. Diese Vorliebe des Künstlers teilt seinen Bildern ein starkes gegenständliches Interesse mit. Wenn er die Enthauptung Johannes des Täufers und den Tanz der Herodias darstellt, so führt er den Beschauer an den kastilischen Hof seiner Zeit und läßt ihn die sonderbare Kleidung sehen, in der sich Königin Isabella und ihre Damen gefielen: die Reifröcke, die schweren Stoffe, die edelsteinbesetzten Holzpantinen und die dicken falschen Zöpfe.





*Thron König Martin I. von Arragon (1395—1412) in der Kathedrale  
zu Barcelona*

*Silber vergoldet. Aus Davillier, Orfèverie en Espagne*

Die Reconquista war eine Epoche männlicher Kultur, für die die Frau nur Objekt war. Wollte sie sich zur Geltung bringen, so mußte sie die Charakterzüge des Mannes besitzen und sich nicht davor scheuen, bei Gelegenheit auch so aufzutreten. Im allgemeinen hat der christliche Spanier jenes Zeitalters seine Frau ebenso unter Verschuß gehalten, wie der Maure es tat. Sie war auf das Haus angewiesen, aus dem sie nur selten hervortrat, eigentlich nur auf dem Wege zur Kirche. Sie wurde argwöhnisch und eifersüchtig bewacht, ein System der Knechtung und Unterdrückung, was seine gewöhnlichen Früchte trug: Ausschweifung und Sittenlosigkeit. Die Könige haben sich in ihren Neigungen gar keinen Zwang auferlegt. Pedro der Grausame ließ seine Frau ermorden, weil sie seinem Verhältnis mit der schönen Maria de Padilla im Wege war, und er ließ Maria Coronel lebendig verbrennen, weil sie sich absichtlich entstellte, um der Begierde des Königs zu entgehen. Als Alfons V. von Arragonien damit umging, seine Maitresse heiraten zu wollen, kam ihm seine Gattin zuvor und ließ sie vergiften.

Alfonso Alvares de Villasandino besang die Maitressen König Heinrich II. von Kastilien in schwungvollen Hymnen, was den Liebhaber so erfreute, daß er den Dichter mit der Commende eines Ritterordens beschenkte. Literarisch ist das Verhältnis, das König Alfons VIII. lange Jahre an eine schöne Jüdin fesselte, ja berühmt genug geworden. Diamante behandelte es im siebzehnten Jahrhundert in einer Tragödie. Sie bot der ersten Liebhaberin eine solche Glanzrolle, daß jede Primadonna des spanischen Theaters, um ihr Talent zu zeigen, mit Vorliebe als „Jüdin von Toledo“ auftrat. An Grillparzers gleichnamiges Stück sei wenigstens erinnert. Der Ritterroman der Zeit stellte die schwärmerische Verehrung der Frau in den Mittelpunkt heldischen Lebens, und das Urbild dieser Dichtung, der Amadis, entstand ja auf dem Boden der Pyrenäenhalbinsel, von wo diese ganze Gattung ihren Ausgang nahm. Aber ob die galanten Huldigungen, die den Frauen anderer galten, zu einer besseren Behandlung der eigenen Frauen führten? Lassen wir es dahingestellt, manche Züge sprechen mindestens dagegen. Don Alonso Enriquez betete lange Donna Juana de Mendoza, eine schöne, vielgefeierte Witwe an. Sie war reich und stark umworben. Als sie gar keine Miene machte, ihn zu erhören, riß ihm endlich die Geduld, und er ließ sich dazu hinreißen, der spröden Dame ein paar gehörige Ohrfeigen zu versetzen. Damit gewann er ihr Herz, und sie wurde die Seine. Ein ähnliches Abenteuer der Donna Anna de Mendoza, das für die Schöne weniger erfreulich endete, hat Schiller den Stoff zu seiner Ballade „der Handschuh“ gegeben. Der ritterliche Frauenkultus war ein schöner Schein, ein Ideal, das man wohl um so reizvoller auszumalen liebte, je weiter die Wirklichkeit von ihm entfernt war. Die Ehemänner verstanden keinen Spaß. Der Dichter Macias besang die Gattin



### *Thronender Christus*

*Fresko am Gewölbe des Pantheon de los Reyes der Kirche S. Isidro in Leon  
Aus Monumentos Arquitectonicos de España, Band 6*



eines anderen Edelmannes, der über diese platonischen Huldigungen so empört war, daß er den armen Sänger ins Gefängnis brachte, und damit noch nicht zufrieden, hinging und den Rivalen durch das Fenster seiner Zelle erschöß. Ein außerordentlich anschauliches Bild von dem Zustand der spanischen Sitten in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gewährt das *Libro de Buen Amor*, das Juan Ruiz, der berühmte Erzpriester von Hita, der vor dem Jahr 1351 starb, als eine Art von selbstbiographischem Schelmenroman verfaßte. Der geistliche Heros schreibt Kirchenhymnen zum Preise von Venus und Amor, und er verhehlt seinen Lesern die Botschaften nicht, die seine Vertraute und Freundin Trotaconventos gewöhnt ist, zwischen Mönchs- und Nonnenklöstern hin und her zu tragen. Alles sehr unterhaltend, aber eigentlich recht anstößig. Jedenfalls sprechen diese Bekenntnisse nicht grade dafür, daß die Klöster die Horte der Sittlichkeit waren. Dazu stimmen andere Zeugnisse. Der Ritter Frances Dario gelobte in offenem Turnier, in Zukunft keine Nonne mehr lieben zu wollen; das *Cancioneiro de Baena* legt den Nonnen von Toledo ein Lied in den Mund, in dem sie voll Stolz behaupten, viel schöner zu sein als die Nonnen von Sevilla. Juan de Dueñas, Suero de Ribera und Diego de Valera schrieben Gedichte, in denen sie die Messe und die sieben Bußpsalmen schnöde parodierten, um die Feier der Liebe zu besingen. Der starke französische Einfluß verfeinerte den Ton der Gesellschaft, ohne die Sitten zu verbessern. Wechselheiraten zwischen französischen und spanischen Fürstenhäusern leisteten der Einführung französischer Manieren jeden erdenklichen Vorschub. Die Höfe Alfons VI. und Alfons VIII. von Kastilien müssen einen durchaus französischen Eindruck gemacht haben, so etwa wie die deutschen Hofhaltungen im achtzehnten Jahrhundert. Man sprach französisch, kleidete sich französisch, die Ritter waffneten sich auf französische Weise, in den Turnieren wurden die Signale und Kommandos französisch abgegeben, und Männer nach der Mode, wie der Marques de Santillana, besaßen in ihren Bibliotheken nur französische Bücher. Das Escorial bewahrt eine Urkunde, in welcher alles genannt wird, was einem belagerten Schloß nötig ist; unter diesen Notwendigkeiten werden auch französische Heldengedichte aufgeführt. Jedenfalls hat das von Frankreich gegebene Beispiel in Spanien gewirkt und die schönen Geister ermutigt. Die Beschäftigung mit Dichtkunst und Literatur gilt des freien Mannes nicht mehr als unwürdig. Die „*Siete Partidas*“ König Alfons X. empfehlen den Rittern ganz ausdrücklich die Lektüre der alten Heldengedichte. Unter den kostbaren Geschenken der Könige von Arragonien stehen Bücher obenan. Provençalische Troubadours waren an allen Höfen gern gesehene Gäste; in Barcelona gehören sie dauernd dem königlichen Hofstaat an. Die Epoche König Juan II. von Kastilien, des Vaters Isabella der Katholischen, war friedlos und unerfreulich. Die Granden rangen mit



### *Die Enthauptung Johannis des Täufers*

*Interessant durch die Kostüme vom Hofe Isabella's der Katholischen. Gemälde von Franc. Gallegos im Prado*

dem König und seinem Günstling Don Alvaro de Luna um die Macht; Verrat und Verschwörungen umlauern den Monarchen auf Schritt und Tritt, aber weder er selbst noch seine unbotmäßigen Großen haben sich dadurch vom Dichten abhalten lassen. Sie reimen um die Wette, sogar buchstäblich; Juan II. ist in einem solchen poetischen Wettkampf sogar einmal unterlegen.

An substantielleren Freuden als Schöngestigkeit war ein ziemlicher Mangel. Die Familienfeste waren eigentlich die einzigen Gelegenheiten, die Zerstreuungen darboten. So wurden sie denn auch gehörig ausgenutzt; das Gedicht von den sieben Infanten von Lara beginnt mit einer Hochzeit, die fünf Wochen dauert. Das Hauptvergnügen dabei war Hauen und Stechen, bei dem die Frauen auf das Zuschauen angewiesen waren. Die Turniere waren der ritterliche Sport der Zeit, eifrig gepflegt und als Haupt- und Staatsaktionen betrachtet, zu denen sich die Teilnehmer oft von weither einfanden. An dem berühmten Turnier, das Suero de Quiñones am 11. Juli 1434 bei Medina del Campo veranstaltete, beteiligten sich Italiener, Franzosen, Portugiesen und auch ein deutscher Heros. Ein hübscher Mensch von 27 Jahren, Arnaldo de la Floresta Bermeja aus dem Markgraftum Brandenburg, hieß er wohl Rothwald? Ein Turnier war keineswegs ein bloßes Spiel; es ging nie ohne schwere Verwundungen ab, und Todesfälle gehörten nicht zu den Seltenheiten. Ein ritterlicher Sport war auch das Stiergefecht. Damals mußte das wilde Tier noch vom Pferde aus mit der Lanze getötet werden; Aficionados aber fanden sich bereits unter allen Klassen. Das gemeine Volk unterhielt sich mit Wechselgesängen und mimischen Tänzen, bei denen die Geschlechter aber sorgfältig getrennt waren. Die Kirche trug das ihre bei, indem sie theatralische Vorstellungen veranstaltete oder vielleicht nur duldete. Die klassische Tragödie war untergegangen; der Spaßmacher war geblieben, und seine Späße scheinen, wenn wir Alfons X. glauben, stark mit Zoten gewürzt gewesen zu sein. Die Siete Partidas dieses Monarchen verbieten wenigstens die Aufführung von häßlichen und unanständigen Dingen in den Kirchen und wollen nur Mysterienspiele dulden von der Geburt Christi, den Heiligen drei Königen und ähnlichen Vorgängen aus dem Evangelium. Ein kastilianisches Dreikönigspiel aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, das wohl aus Toledo stammt, hat sich erhalten. Daß derartige Spiele sehr beliebt und verbreitet waren, geht aus den Vorschriften Alfons des Weisen hervor; der Umstand, daß alle Texte bis auf diesen einen verloren sind, läßt vielleicht den Schluß zu, daß sie größtenteils improvisiert wurden.

So weit sich Luxus bemerkbar macht, drückt er sich vorzugsweise in Schmuck und Kleidung aus; von dem was wir heute und bei uns unter Wohnungskultur verstehen, war nicht die Rede. Das Mobiliar war auf das äußerste beschränkt.



Es haben nicht einmal immer Sitzmöbel dazu gehört, da man nach maurischer Art auf der Erde Platz nahm, eine Gewohnheit, welche die spanischen Frauen auch am Ende des siebzehnten Jahrhunderts noch nicht abgelegt hatten. In kostbaren Teppichen suchte man Schmuck und Behaglichkeit. Die maurischen Gewebe waren stets zur Hand; Tapisserien mit den so sehr geschätzten bildlichen Darstellungen bezog man aus dem Ausland. Königin Eleonora von Arragon ließ sich 1356 aus Avignon und Montpellier Teppiche kommen mit den Geschichten des Zauberers Virgil, der sieben Weisen, des König Artus und seiner Tafelrunde. Wem das zu kostspielig war, der zog bemalte Vorhänge den gewebten vor. Im Auftrage König Pedro IV. von Arragon wurde eine Serie solcher mit den Taten von Titus und Vespasian ausgeführt. Die größte Verschwendung wurde in der Kleidung getrieben, und wenn manche Autoren wie der Toledaner Alfonso Martinez in seinem Corbaccio den Frauen die heftigsten Vorwürfe über ihre Putzsucht macht, so wird man sich, sieht man z. B. auf den Portraitstatuen der Grabdenkmäler die Männer ebenso, wenn nicht reicher gekleidet und mit Schmuck behängt wie ihre Eehälften, doch fragen müssen, ob diese Jeremiaden berechtigt sind. Es soll ja Männer geben, die den Splitter im Auge der Frau sehen und den Balken im eigenen nicht?





FÜNFTES KAPITEL

*SPANIEN  
UNTER DEM  
HAUSE  
HABSBURG*







*Der Alcazar in Toledo, Nordfront*

„Es gibt keine Pyrenäen mehr,“ rief Ludwig XIV. aus, als sein Enkel den spanischen Thron bestieg. Mit dem gleichen, ja größerem Recht hätte man diesen Ausspruch tun dürfen, als zweihundert Jahre zuvor der Enkel der katholischen Könige sein Erbe antrat. Als Ferdinand und Isabella ihre Regierung begannen, da trennten die Pyrenäen mehrere kleine, uneinige und arme Staaten vom übrigen Europa; dem Sohn ihrer wahnsinnigen Tochter hinterließen sie ein Weltreich, für das die Pyrenäen keine Schranke mehr bildeten. Die Richtlinien, denen ihre Politik hatte folgen müssen, waren national bedingt gewesen und wenn König Ferdinand gemäß der Tradition Arragoniens seine Hände auch in den italienischen Angelegenheiten gehabt hatte, der Schwerpunkt ihrer Interessen lag immer in Spanien. Das hört auf und beinahe unvermittelt sah sich Spanien in eine Politik verwickelt, die über die Landesgrenzen weit hinausgriff und nicht mehr die Pyrenäenhalbinsel im Auge hatte, sondern die Welt. Dieser Wechsel hat nicht nur die äußeren Beziehungen des Landes bestimmt, er hat sich mit großer Schärfe auch nach innen geltend gemacht und allen Verhältnissen, wie sie bis dahin bestanden hatten, die Grundlage entzogen. Hatte Spanien bis dahin abseits gestanden als gleichgültiger Zuschauer der Ereignisse, so fällt ihm nun auf einmal die



*Johanna die Wahnsinnige, 1479—1555*

*Königin von Spanien, Mutter Kaiser Karl V.  
Aus Cardenera, Iconografía Española*

erste Rolle zu, es hat in allem den Ausschlag zu geben.

Viele Umstände trafen zusammen, um ihm diese Stellung anzuweisen. Die Einigung der Monarchie gab Arragonien, Kastilien und Granada in eine Hand und gestattete die inneren Kräfte nach außen zu wenden. Die Heirat mit dem Habsburger brachte die alten österreichischen Erblande hinzu und überdies Mailand, Neapel, Sizilien, Sardinien, die Niederlande, die Franche Comté. Die Entdeckung der Neuen Welt eröffnete dem Beherrscher aller dieser Länder Hilfsquellen, die gar nicht auszuschöpfen schienen und als würde das Geschick nicht müde, seine

Gaben auf Spanien zu häufen, so bescheerte es ihm im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts noch immer reicheren Zuwachs an Macht und Mitteln. Cortez und Pizarro eroberten ihrem König Reiche, größer als das Mutterland, Philipp II. erbte mit Portugal auch dessen ganzen überseeischen Kolonialbesitz. Aber dies verschwenderische Geschick war kein günstiges. „Die Sonne des Glückes“, sagt M. J. Bonn sehr hübsch, „brannte so heiß, daß alle Keime verdorrten“. Es war Truggold, das aus Amerika kam, es machte arm nicht reich und blendete seinen Besitzer bis zur völligen Selbsttäuschung. Der ungeheure Gewinn an Ländern verstrickte ihren Herrn in tausend widerspruchsvolle Interessen und tausend Handel mit Freunden und Feinden und als König Karl sich von den deutschen Kurfürsten die Kaiserkrone kaufte, da scharte sich die übrige Welt auf der Gegenseite, um sich einer so bedrohlichen Uebermacht zu erwehren. Ein ununterbrochener





*Der deutsche Kaiser Karl V. als König von Spanien Carlos I.*

*Holzschnitt (von Hans Weiditz?) aus der Zeit der Kaiserwahl. 1518*



*König Philipp II.*

*Gemälde von Pantoja de la Cruz im Prado in Madrid*

Krieg von achthundertjähriger Dauer hatte die Spanier zu den ersten Soldaten der Welt gemacht, gestützt auf sie und mit Hilfe des überseeischen Goldes konnte der Herr eines Reiches, in dem die Sonne nicht unterging, es wohl wagen, die ganze Welt seinem Willen unterwerfen zu wollen. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Das Erbteil, das die Habsburger empfangen, war unermesslich; aber der Geist, mit dem es belastet war, bildete ein Gegengewicht, das die materiellen Kräfte ausbalancierte und um ihre Wirkung brachte. König Karl I. und König Philipp II. waren die Exponenten der ersten europäischen

Großmacht in einem Zeitalter, in dem neue Probleme nach Lösung drängten und neue Ideen nach Gestaltung rangen; aber sie haben sich beide entschlossen und ohne zu schwanken, auf die Seite des Alten und Ueberlebten gestellt und vom Boden der mittelalterlichen Weltanschauung aus versucht, die neue Zeit zu meistern. Sie haben alle Mittel, über die sie geboten, dem geistigen Fortschritt in den Weg geworfen, aber an dem Versuche, der natürlichen Entwicklung des menschlichen Geistes Einhalt tun zu wollen, sind sie selbst gescheitert und ist ihr Land zugrunde gegangen. Die ersten Habsburger waren es, die Spanien die Wunden schlugen, an denen es sich weiß geblutet hat, aber sie taten es in bester Meinung und unter dem Beifall ihrer Völker, die sich mit ihren Königen eins wußten in der Ueberzeugung, daß alles zur höheren Ehre Gottes und für den alleinseligmachenden Glauben geschehe.

Diese Anschauung lenkte ihre Köpfe und lähmte ihre Hände. Wenn das Gold, das aus der Neuen Welt einströmte, ihnen hätte zum Gewinn werden sollen, so hätten sie arbeiten müssen, um es zu verdienen und zu behalten; aber da ihnen Arbeit als Schande und Mehrgewinn als Sünde galt, so legten sie die Hände in

den Schoß. Spanien fiel die Weltherrschaft zu wie ein Gewinn in der Lotterie, ohne Anstrengung und ohne Verdienst, es hat sie nicht behaupten und nicht festhalten können. Mühelos erworbener Reichtum ist ein verhängnisvolles Geschenk der Vorsehung, er bringt keinen Segen, werde er nun einzelnen zuteil oder ganzen Völkern. Diese Erfahrung kann uns Deutschen in diesen Tagen als ein trauriger Trost dienen; die uns ausrauben, werden keinen Nutzen davon haben.

Als der Habsburger den Thron seiner Großeltern einnahm, war Spanien noch weit entfernt davon, eine Monarchie im modernen Sinne zu sein. Arragonien, Kastilien, Leon, Katalonien huldigten ihm einzeln, und die Stände verfehlten nicht, ihm bei dieser Gelegenheit ihre Beschwerden und Wünsche vorzutragen. Sie hätten diese gern als Bedingungen angesehen, aber der jugendliche Monarch ließ sich nicht irre machen, sondern schritt auf dem Wege zum Absolutismus, den die katholischen Könige eingeschlagen hatten, rüstig fort. Karl I., den wir in Deutschland Karl V. nennen, war in den Niederlanden erzogen und verstand, als er 1517 zum ersten Mal den Boden der Pyrenäenhalbinsel betrat, kein Wort spanisch. Dieser Umstand erleichterte es ihm wesentlich, auf nichts von dem einzugehen, was ihm an Wünschen nahe gebracht wurde, und alle Petitionen der Stände und Städte ungelesen beiseite zu legen. Und an Konfliktstoff fehlte es nirgend. Die privilegierten und die arbeitenden Klassen standen sich schroff gegenüber, die einen so wenig zufrieden wie die anderen. Der hohe Adel, den die katholischen Könige in seiner Macht außerordentlich eingeschränkt hatten, wollte seine alte Bedeutung wieder erringen; den niederen Adel hatte der Umschwung der Verhältnisse hilflos auf den Strand geworfen, die Städte strebten nach Erweiterung ihrer Rechte, die Handwerker fanden sich zurückgesetzt, die Bauern zu Boden gedrückt. Das allgemeine Unbehagen brach in helle Flammen aus, als der König Spanien verließ, ohne irgend welchen Beschwerden Rechnung getragen zu haben. Die großen Gemeinwesen, an ihrer Spitze die Industriestädte Toledo und Segovia, erhoben sich gegen die Regierung und stellten, vom hohen Adel kräftig unterstützt, ihre Heere ins Feld. Karl tat nichts, sondern unterhandelte und dadurch gewann er das Beste: Zeit. Sehr schnell sahen die Granden ein, daß die von den Bürgern ausgehende Bewegung sich gegen sie selbst und ihre Vorrechte wandte, und sie ließen die Aufständischen im Stich. Die Eifersüchteleien unter den einzelnen Städten führten Mißtrauen und Uneinigkeit herbei, der Eifer der Führer erlahmte und vielleicht bedurfte es nicht einmal des Verrates, um die Zaudernden bei Villalar entscheidend zu schlagen. Zugleich mit dem Aufstand der Comuneros in Kastilien war in Valencia eine soziale Revolution ausgebrochen, die durch einen blutigen Bürgerkrieg in wildeste Anarchie führte. Die Regierung stellte



sich dabei auf Seiten der niederen Klassen, in deren Händen die Führung lag und spielte sie mit Geschick gegen den Adel aus. Im März 1522 war die Krone wieder alleiniger Herr der Lage, auch in Katalonien, und sie hat diesen doppelten Triumph zu ihrem Vorteil auszunützen gewußt. Die innere Politik trug von nun an ein anderes Gesicht. Der hohe Adel war endgültig seiner Macht beraubt und so völlig in den Hintergrund gedrängt, daß er seit 1538 überhaupt nicht mehr zu den Sitzungen der Cortes einberufen wurde. Aber auch mit den Prärogativen und Freiheiten der Städte war es zu Ende, das Bürgertum völlig rechtlos. Die Städte beschickten zwar die Cortes, aber ihre Abgeordneten wurden von der Krone besoldet und gerieten dadurch in die Abhängigkeit von Beamten, die sich keine anderen Ansichten erlauben dürfen als solche, die von der Regierung gut geheißten werden. Die Cortes verloren ihre Bedeutung und sanken zu Maschinen herab, deren die Könige sich bedienten, um sich Steuern bewilligen zu lassen. Philipp II. regierte von seinem Kabinett aus, ohne einen anderen Willen zu berücksichtigen als den eigenen, er hat den Absolutismus begründet, der mittelst einer gefügigen Bürokratie widerspruchslos zu herrschen weiß.

So glorreich auch die Eroberung Granadas das Heldenzeitalter Spaniens abschloß, so verhängnisvoll wurde gerade diese militärische Großtat für den Stand, der sie ausgeführt hatte; die Hidalgos, der kleine Adel, wurde überflüssig. Der ganze Stand, der jahrhundertlang in der vordersten Reihe gekämpft hatte, verlor in dem Augenblick seine Bedeutung, in dem es auf dem spanischen Boden keine Ungläubigen mehr zu bekämpfen gab. Er büßte nicht nur die Existenzberechtigung ein, sondern auch die Mittel, um seine Existenz zu fristen; es gab nichts mehr zu erobern, also gab es auch kein Gut mehr zu gewinnen. Er war eine Stütze des Staates gewesen und sein Stolz, nun wurde er zur Last, sich selbst und der Gesellschaft. Im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts wurde der verarmte Edelmann zu einer typischen Figur in Spanien, von Novellisten und Bühnenschriftstellern mit Vorliebe verwendet, er muß also wohl jedermann bekannt gewesen sein. Die Pflichten, die ihn bis dahin an den Staat gebunden hatten, fielen fort, Rechte und Vorrechte blieben, auch wenn sie für sein Leben Hindernisse bildeten. Er durfte nicht arbeiten, das hätte den Verlust des Adels nach sich gezogen, und wie hoch dieser noch immer gewertet wurde, zeigt der schwunghafte Handel mit Adelsbriefen, den die Monarchen trieben. 1518 wurden schon Klagen darüber laut, denn wenn ein Adelsbrief auch Geld einbrachte, der Geadelte brauchte fortan keine Steuer mehr zu zahlen, und dieser Ausfall an Einnahmen machte sich schon am Anfang des Jahrhunderts fühlbar. So suchte der arme Adel, für den in der Gesellschaft eigentlich kein rechter Platz mehr war, sein Unterkommen als Be-



*Maria Tudor, Königin von England, zweite Gemahlin König Philipp II.  
Gemälde von Antonis del Mor im Prado in Madrid*

amter. In manchen Städten gehörte der niedere Adel bereits der Verwaltung an, in anderen war er satzungsgemäß von ihr ausgeschlossen. In der Verlegenheit, was mit Männern tun, deren Vorfahren sich Verdienste um das Land erworben hatten, begann man, ihnen die einträglichen Stellen in den Gemeindeverwaltungen offen zu halten, und der Weg von der völligen Ausschließung bis zur ausschließlichen Besetzung ist überraschend schnell zurückgelegt worden. Anfänglich petitionieren die Cortes um die Erlaubnis, Hidalgos mit städtischen Aemtern betrauen zu dürfen, demnächst beansprucht der Adel bereits einen gewissen Prozentsatz dieser Posten als sein Recht, und nach der Mitte des Jahrhunderts ist bereits davon die Rede, Nichtadlige ganz auszuschließen. Die Krone gewann an dieser Klasse eine Stütze für ihre absolutistischen Bestrebungen. Der Hidalgo von einst war ein nach Beute lüsterner Krieger gewesen, die Habsburger machten einen habgierigen Beamten aus ihm, der für Geld zu allem zu haben war. Beschwerden, daß die adligen Beamten ihren persönlichen Vorteil hoher achten als die städtischen Interessen, deren Wahrung ihnen oblag, werden schon 1538 vorgebracht.

Grobe Arbeit wurde verachtet, denn ihr Betrieb in Landwirtschaft und Industrie lag in den Händen einer Klasse, die nicht nur sozial auf der untersten Sprosse der Leiter stand, die außerdem auch noch das Odium der Ungläubigkeit trug, waren es doch hauptsächlich Mauren, die ihr oblagen. Als Granada den katholischen Königen übergeben wurde, verließen die Vornehmen Stadt und Land, den Zurückbleibenden sicherte der Wortlaut der Kapitulation die freie Ausübung ihrer Religion, die Belassung ihrer Sitten und Gebräuche und die Anstellung eigener Richter. Indessen Ungläubigen gegenüber galt kein Eid und kein Versprechen, und wenn der erste Erzbischof von Granada sie noch geschont hatte, Kardinal Ximenez war nicht gewillt, sie zu dulden. Er setzte sich über alle Verträge, die zu ihren Gunsten abgeschlossen waren, hinweg und trieb sie durch seine Unduldsamkeit und Härte zur Verzweiflung. Tausende von Moriskos flohen in die Bergtäler der Alpujarren, wo sie sich zur Wehr setzten und entweder zugrunde gingen, oder Mittel und Wege fanden, nach Afrika zu gelangen. Gegen diejenigen, die nicht fliehen konnten, wurde das bewährte Mittel der Zwangstaufe angewendet, die um so wirkungsloser sein mußte, als die Geistlichen, die sie vorzunehmen hatten, gar nicht arabisch verstanden und nicht imstande waren, den Täuflingen auch nur einen ungefähren Begriff des Christentums und seiner Lehren beizubringen. Die Taufe, die sie über sich ergehen lassen mußten, hatte im bürgerlichen Sinne peinliche Folgen für sie, denn da die Moriskos nur untereinander heirateten, war die Mehrzahl dieser Ehen nach kanonischem Recht ungültig, weil sie unter zu nahen Verwandten geschlossen waren. Der Klerus betrachtete sie als nicht ver-





*König Philipp II. von Spanien mit seiner ersten Gemahlin Maria von Portugal, der dritten Isabella von Valois, der vierten Anna von Oesterreich und seinem Sohne Don Carlos*

*Emaillierte Bronze-Skulptur in der Kirche des Escorial. Aus Cardenera. Iconografia Española*



*Der Infant Don Carlos, Sohn Philipp II.*

*Gemälde von Sanchez Coello im Prado in Madrid*

heiratet, sondern im Konkubinat lebend. Dadurch wurden sie den Christen verächtlich, und die Geistlichen mühten sich, den Fanatismus der Gläubigen in jeder Weise anzustacheln. Sie verbreiteten die abgeschmacktesten Märchen; daß die Moriskos nur aus dem Grunde Bäcker würden, um die Christen vergiften zu können, daß sie Medizin studierten, um den Christen als Aerzte schaden zu können und dergleichen mehr. Wiederholt ergingen schon unter König Karl Ausweisungsbefehle, aber es gelang den Morisken immer wieder, durch Bestechung der Beamten einen Aufschub zu erlangen. Sie hatten die Grundbesitzer auf ihrer

Seite, von denen sie nicht aus Humanität, sondern aus sehr selbstsüchtigen Gründen in Schutz genommen wurden. Von einem Morisko erhob der Besitzer des Grund und Bodens das Doppelte an Abgaben wie von einem Christen; er legte also Wert darauf, daß der Ungläubige nicht bekehrt wurde. Die Verfolgung ließ in ihrer Heftigkeit nach, ganz ausgesetzt hat sie weder unter Karl I., noch unter Philipp II. Man beeinträchtigte die Moriskos in ihren Rechten, man schikanierte sie in jeder Weise, nahm ihnen z. B. unter dem Vorwand der Entwaffnung auch die Werkzeuge fort, die sie zur Bestellung des Bodens notwendig brauchten, und nachdem alles geschehen war, um eine arbeitsame und friedliche Bevölkerung bis aufs Blut zu reizen, begann man sich vor ihr zu fürchten. Man hatte Haß gesäet und beanspruchte Liebe zu ernten. Zur Furcht war alle Veranlassung vorhanden. Die spanischen Küsten wurden dauernd von mohammedanischen Seeräubern beunruhigt und gebrandschatzt. Ein solches Piratenschiff, dessen maurische Besatzung von einem Engländer Simon Dancer kommandiert wurde, brachte einmal ein Schiff der amerikanischen Silberflotte auf, das 300000 Dukaten an Bord hatte, und ein andermal eine spanische Felukke mit 150 Basken, die der Führer in Tetuan als Sklaven verkaufen ließ. Die spanische Regierung hegte den Argwohn, daß die im

Lande ansässigen Moriskos ihren Glaubensgenossen Vorschub leisteten, und sie gab ja selbst nur zu viel Grund für diese Befürchtung. Bereits 1512 war die Mißstimmung unter der gepeinigten Rasse auf solche Höhe gestiegen, daß Petrus Martyr de Anghiera schrieb, wenn ein Seeräuber eine ernste Landung im Königreich Granada versuchen wollte, so würde ihm alles zufliegen. 1570 berichtete der venetianische Gesandte an die Signorie, die Moriskos wären, wenn ihnen Beistand aus Marokko zuteil würde, imstande, das ganze Königreich umzustürzen. Die Maßregeln der zwangsweisen Christianisierung hatten nur dazu gedient, einen



*Der Infant Don Diego, Sohn Philipp II.*  
Gemälde von Sanchoz Coello im Besitz des Earl of Northbrooke

Feind im eigenen Land groß zu ziehen, dem zu mißtrauen die unbarmherzigen und unvernünftigen Verfolger nur zu viel Grund hatten. Ein Umkehren war nicht möglich; je mehr Haß und Widersetzlichkeit auf der einen Seite zunahmen, je heftiger wurde die Verfolgung. Unter dem bigotten Philipp II. erreichte die Unterdrückung einen Höhepunkt. 1566 wurde den Moriskos in Granada der Gebrauch ihrer Muttersprache verboten; sie sollten keine arabischen Namen mehr führen, alle ihre Gebräuche, inbegriffen ihre eigentümliche Kleidung aufgeben, auf ihre Waschungen und ihre Musik verzichten, mit einem Wort, sie hätten von heut auf morgen eine andere Nationalität annehmen sollen. Wieder brach ein Aufstand des gepeinigten Volkes aus, der erst nach einer Dauer von drei Jahren von dem Halbbruder des Königs, Don Juan d'Austria, in wahren Strömen von Blut erstickt wurde. Als man der Unglücklichen endlich Herr geworden war, machte man einen neuen Versuch, ihren geistigen Widerstand zu brechen. Man verteilte die Moriskos über das ganze Land, auch in solche Gegenden Kastiliens, in denen sie früher nicht angesessen gewesen waren. Das erweckte den Haß der alten Christen, denn die Moriskos, die fleißig und arbeitsam waren, drückten den Tagelohn, indem sie zu billig arbeiteten, und da sie andererseits gar keine





*Die Infantinnen Isabella Clara Eugenia und Catharina, Töchter Philipp II.*

*Nach dem Gemälde von Alonso Sanchez Coello im Prado in Madrid.*

Bedürfnisse kannten, fiel die Steuerlast mit doppelter Schwere auf die anderen. Das Uebel wuchs mit jedem Mittel, das dagegen versucht wurde; das Vorhandensein der fremden Rasse im Lande wurde eine Gefahr für die Monarchie. Spanien hatte keinen politischen Gegner, der nicht versucht hätte, sich des inneren Feindes zu bedienen.

Franz I. von Frankreich, der „allerchristlichste König“, scheute nicht davor zurück, sich mit dem Sultan gegen Karl I. zu verbünden und sich des Beistandes eines so berühmten Seeräubers wie Chaireddin Barbarossa zu versichern: seine Emissäre bearbeiteten die Moriskos, um sie zum Aufstande zu veranlassen. Auch England ließ dies Mittel, seinem furchtbaren Gegner zu schaden, nicht unversucht; Machinationen, die natürlich nicht ganz geheim blieben und die spanische Regierung



*Die Infantin Isabella Clara Eugenia mit ihrer Dienerin Maddalena Ruiz*  
*Gemölde von Riaño im Prado in Madrid*

mit Sorge erfüllen mußten. „Die Moriskos sind eine Quelle beständiger Gefahr,“ schrieb Lorenzo Priuli 1575 an die Signorie Venedigs. Die Verlegenheit wuchs mit jedem Jahr, und um ihr abzuhelpen, sind die merkwürdigsten Vorschläge gemacht worden. Der Erzbischof Ribera von Valencia wollte alle Moriskos als Rudersklaven auf die Galeeren schicken oder sie zur Zwangsarbeit in den Bergwerken Westindiens gebrauchen. Andere Ratgeber dachten an die Veranstaltung einer sizilianischen Vesper, bei der die Moriskos hätten ihr Leben lassen müssen; minder Gewalttätige wollten wenigstens alle Männer kastrieren lassen; Rücksichten der Menschlichkeit sprachen bei keinem mit. Endlich rafften sich die Minister Philipp III. zu einer entscheidenden Tat auf. Am 22. September 1609 erging ein „Gnadenedikt“, das verkündete, die Moriskos hätten zwar als Ketzer und Hochverräter das Leben verwirkt, aus christlicher Barmherzigkeit aber solle die verdiente Todesstrafe nur in ewige Verbannung umgewandelt werden, sie sollten binnen drei Tagen das Land verlassen. Dieser Erlaß, der erst nur für das Königreich Valencia galt, wurde noch im Dezember des gleichen Jahres auf Granada und im Jahre 1611 auch auf Kastilien und Estremadura ausgedehnt. Wieviele Tausende diese Maßregel in Elend und Verzweiflung stürzte, ist nicht bekannt; niemand hat sie gezählt. Die einen sprechen von drei Millionen, die anderen beziffern die Zahl der Vertriebenen nur auf hunderttausende. Alle, die Spanien verlassen mußten, sind jammervoll zugrunde gegangen. Sie wurden unterwegs beraubt, geplündert, als Sklaven verkauft, oder sie starben, erreichten sie den Boden Afrikas, an Mangel und Entbehrungen.

Die schwersten Wunden schlug Spanien sich selbst. Der beste, tätigste und fleißigste Teil der Bevölkerung wurde aus dem Lande gejagt, eine Maßregel, welche die Axt an die Wurzel des eigenen Wohlstandes legte. Der Gewerbebetrieb litt unbeschreiblich, der Ackerbau verfiel völlig. Schon unter Philipp II. war die Bodenkultur zurückgegangen. Die Moriskos waren 1571 nicht sobald aus Granada ausgesiedelt worden, als der Getreidebau auch schon völlig ruiniert war, Granada, Jaen und Murcia, die fruchtbarsten Gegenden der Monarchie, mußten schon 1584 darum bitten, Getreide aus dem Auslande beziehen zu dürfen. Murcia hatte einst mit seinem Getreide den Bedarf von Valencia und Katalonien völlig gedeckt; 1630 war es so verödet, daß es von dem Verbot der Getreideeinfuhr ausdrücklich ausgenommen werden mußte. Noch 1579 hatte Kastilien sich selbst ausreichend versorgen können, 1633 mußte es von allen Seiten her Brotfrucht kaufen. Noch vor dem Tode Philipps II. mußte auch in den besten Erntejahren schon Getreide eingeführt werden. In Cuenca, einem Zentrum der Wollfabrikation, hatte man im Jahr 1600 noch 6250000 Pfund Wolle für den Export gewaschen, im Jahr 1625 war diese Zahl auf 200000 Pfund gefallen. Die Entvölkerung des Landes war enorm; in Ciudad



Real, dem Vorort der Mancha, hatte man vor der Austreibung der Moriskos 12000 Haushaltungen gezählt, 1623 gab es dort keine tausend mehr. Dieser Rückgang des allgemeinen Wohlstandes machte sich weithin fühlbar. Das Einkommen der großen Grundbesitzer schmolz erschreckend zusammen; der Herzog von Gandia, der früher mehr als 53000 livres vereinahmt hatte, sah sich 1611 schon auf 15000 livres reduziert; der König sah sich gezwungen, die Edelleute aus seiner Kasse zu unterstützen.

Vom Standpunkt der Wirtschaftspolitik aus gesehen, war die Behandlung, welche die spanischen Regierungen des sechzehnten Jahrhunderts den Moriskos angedeihen ließen, ein Wahnsinn; aber unter diesem Gesichtspunkt hat auch kein Spanier jenes Zeitalters sie betrachtet. Man wird sich, will man so abnormen Erscheinungen

auch nur einigermaßen gerecht werden, immer wieder sagen müssen, daß unserer nur das Materielle berücksichtigenden Zeit eigentlich jeder Maßstab fehlt, um eine Handlungsweise, wie diese, beurteilen zu können. Wir vermögen uns, die wir in der atemlosen Jagd nach Gewinn die einzige Aufgabe des Lebens sehen, gar nicht vorzustellen, daß es eine Zeit und ein Volk gab, denen Arbeit kein Lebenszweck war, daß es Menschen gab, die genug hatten und nicht nach mehr verlangten. Dafür besaßen sie aber ein Gut, das uns verloren gegangen ist, ein Ideal, und das war für den Spanier jener Epoche der Glaube. Für ihn war kein Opfer zu groß, auch nicht das des Intellekts. Das reine christkatholische Bekenntnis



*König Philipp III. als Infant*  
Gemälde von Pantoja de la Cruz in der städt. Galerie in Augsburg



*König Philipp III.*

*Gemälde von Velázquez im Prado in Madrid*



*Königin Margarethe, Gemahlin König Philipp III.*

*Gemälde von Velazquez im Prado in Madrid*





*König Philipp IV.*  
*Gemälde von Velazquez im Prado in Madrid*



*Königin Isabella, Gemahlin König Philipp IV.*

*Gemälde von Velázquez im Prado in Madrid*

war der höchste und edelste Besitz, dessen er sich rühmte, und mit ihm verglichen, schwanden alle irdischen Güter in nichts zusammen. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß auch heute noch jede politische Partei, denken wir nur an das Zentrum, die Sozialdemokratie, die Kommunisten, von ihren Anhängern den Verzicht auf den Gebrauch der Vernunft als selbstverständlich fordert, und das im Zeitalter einer sogenannten allgemeinen Bildung, so werden wir uns nicht wundern dürfen, daß das in jener Periode der Fall war, bei Menschen, die außer den Heilswahrheiten ihrer Religion keinen geistigen Besitz ihr eigen nannten. Die Moriskos waren Feinde des Glaubens; also Feinde jedes echten Spaniers. Ihre Vertreibung war nicht nur ein Gott wohlgefälliges Werk, sondern ein höchst patriotisches dazu; wirtschaftliche Fragen spielten in den Erwägungen gar keine Rolle. Vielleicht erinnert man sich, daß Spanien in dieser Handlungsweise gar nicht allein dasteht. Noch im selben siebzehnten Jahrhundert vertrieb Ludwig XIV. die französischen Protestanten, jagte England die Quäker über die See, ja noch im neunzehnten Jahrhundert zwang die preußische Regierung die schlesischen Altlutheraner zur Auswanderung, im selben Augenblick, in dem sie die salzburgischen Protestanten in Schlesien ansiedelte. So wurde der selbstmörderische Akt, durch den König Philipp III. Spanien zur Verarmung und Verödung verurteilte, von seinen spanischen Zeitgenossen als eine Großtat ohne Gleichen gepriesen.

Am lautesten jubelte in Spanien die Geistlichkeit; nun gab es im Lande keine Ungläubigen mehr; die römische Kirche hatte auf allen Punkten gesiegt. Bei der geistigen Verfassung des Spaniers war dies Motiv ausschlaggebend, sprach doch die Kirche in allen Dingen, geistlichen und weltlichen, das letzte Wort. So lagen alle Entscheidungen bei dem Klerus, der die herrschende Stellung einnahm, vielleicht nicht über dem König, aber ganz gewiß neben ihm. Unter den Habsburgern war die spanische Monarchie eine Theokratie, die von Geistlichen zur höheren Ehre Gottes und zum größten Vorteil der Kirche regiert wurde. Dem Einfluß, den sie ausübten, entsprach ihr Besitz und ihre Zahl. Gil Gonzalez Davila beklagte sich 1635, daß es zuviel Geistliche in Spanien gäbe. In Sevilla zählte man am Ende des sechzehnten Jahrhunderts 45000, in Calahorra und Pamplona 24000. Zur Zeit König Karl II. schätzte man den spanischen Klerus auf 300000 Köpfe. Trotzdem die Cortes sich schon seit Beginn ihrer Tätigkeit immer aufs neue gegen die Vergrößerung des Besitzes der toten Hand ausgesprochen hatten, war keine Abhilfe zu erreichen; Manrique schreibt im Jahr 1624: die Klöster hätten sich seit 50 Jahren verdoppelt. Unter Philipp IV. gab es in ganz Spanien gegen 10000 Klöster, davon gehörten 859 den Franziskanern, 1200 den Dominikanern zusammen mit etwa 32000 Insassen. Madrid besaß 1675 bei 60000 Einwohnern 30 Männer- und





Herzog von Cossuna  
und seine Familie



26 Frauenklöster, Sevilla zur selben Zeit 45 Mönchs- und 18 Nonnenklöster. Nonnenklöster gab es schon unter Philipp III. gegen 1000, und dabei verwandte sein Minister, der Herzog von Lerma, noch 10 Millionen Dukaten für Neubauten von Klöstern. Die besten Ländereien und Grundstücke hatten sich nach und nach im Besitz der Kirche angesammelt, man schätzte, daß ihr etwa die Hälfte von allem Grund und Boden gehöre.

Das Instrument, mittelst dessen die Geistlichkeit wirkte und sich völlig unangreifbar machte, war und blieb die Inquisition. Sie wurde unter den Königen aus dem Hause Habsburg so fest in das System der Regierung einbezogen, daß sie geradezu einen Eckpfeiler der staatlichen Einrichtungen bildete.

Sie war es im Grunde, die völlig absolut und unbeschränkt über Spanien herrschte, kein Gesetz galt vor ihr, und kein Privilegium schützte gegen sie. Sie dehnte ihre Macht über alle Staatsämter aus, schaltete aber in ihrem eigenen Bereich ganz unabhängig und selbstherrlich. Als unter König Karl I. Klagen über sie laut geworden waren, da hat sie alle, die gewagt hatten, Beschwerden über sie zu führen, als Ketzer verfolgen lassen, und was das heißen wollte, ist schon oben gezeigt worden. Entscheidungen, die Gerichte gegen sie fällten, besaßen keine Gültigkeit, niemand war vor ihr sicher bis zum Könige hinauf. Die Inquisition verdächtigte die Königin Maria von Ungarn, Karls I. Schwester, als Ketzerin und bemakelte die zweite Gemahlin König Karls II. Maria Anna von Pfalz-Neuburg mit dem Vorwurf, ihren Gatten behext zu haben. Sie machte sieben Erzbischöfen und 25 Bischöfen den Prozeß. Der Beichtvater Karls II., Froilan Diaz, ein Dominikaner, entging nur mit Mühe dem Scheiterhaufen, der Heilige Ignaz von Loyola, die Heilige Therese von Jesus, der Heilige Franz Borgia und der Heilige Johann von Gott waren in ihren Klauen, und es gehört vielleicht nicht zu den geringsten Wundern, die diese Heiligen wirkten, daß sie mit heiler Haut davon kamen. Für ein Institut, das mit dieser Machtfülle bekleidet war, bedurfte es nur geringer Mühe, um die ihm anvertraute Herde vor Ansteckung durch fremde Ketzerei zu bewahren. Studierenden wurde der Besuch ausländischer Universitäten untersagt, eine sorgfältig ausgeübte Zensur sichtete die erlaubten Bücher von den verbotenen, selbst die Konsultoren der Inquisition durften keine verbotenen Bücher lesen. Damit die gefährliche Literatur gar nicht erst bekannt werden möchte, wurde 1559 verboten, den Index der verbotenen Bücher zu verkaufen oder in Druck zu geben, ja die Furcht vor einer allzu gründlichen Bekanntschaft des Volkes mit den Lehren der eigenen Religion führte dazu, daß 1571 die spanische Uebersetzung des römischen Katechismus auf den Index gesetzt wurde. Bei solchen Vorsichtsmaßregeln konnte der Protestantismus auf der Pyrenäenhalbinsel keinen Boden gewinnen. Als er



sich zeigte und wenige, aber hochstehende Geistliche und Gelehrte dem Luthertum Verständnis entgegenzubringen schienen, da griff die Inquisition energisch zu. Der stärkste und anscheinend nicht ungerechtfertigte Verdacht traf die persönliche Umgebung König Karl I., die ja während der langen Aufenthalte, die der Kaiser in Deutschland und den Niederlanden genommen hatte, mit den Ketzern in häufige Berührung gekommen war. Seine Sekretäre, Kapläne, Beichtväter mußten fast alle den Scheiterhaufen besteigen, aber damit war das Uebel auch schon mit der Wurzel ausgerottet. Der Großinquisitor Fernando Valdes, der, als er noch Bischof von Oviedo war, die Ratten exkommuniziert hatte, gab sich die größte Mühe, die Angelegenheit aufzubauschen, denn er hatte allen Grund, für seine Stellung zu fürchten, und wollte sich unentbehrlich zeigen. Trotzdem gelang es nicht, bis zum Jahre 1558 mehr als 105 Fälle von des Luthertums verdächtigen Ketzern zusammenzubringen, und von diesen waren nur 39 Spanier. Die große Verfolgung, die in Valladolid ausgebrochen war, hatte die wenigen wirklich Schuldigen glücklich erwischt. Sie wurden auf dem feierlichen Auto de fé, das am Trinitatissonntag 1559 in Valladolid stattfand, alle verbrannt, und damit waren die Akten der protestantischen Bewegung auf spanischem Boden geschlossen. Lea hat nachgewiesen, daß es sich dabei um höchstens 55 bis 60 Personen gehandelt hat und die Autoren, die von fünf- bis sechstausend protestantischen Opfern der Inquisition wissen wollen, stark übertrieben haben. Das größte Aufsehen erregte der Prozeß, den die Inquisition gegen den ersten Geistlichen der Monarchie, Bartolomé de Carranza, anstrebte. Er war der nächste Vertraute des Kaisers gewesen, der in seinen Armen gestorben war; er rühmte sich, in England, wohin er König Philipp II. begleitet hatte, binnen drei Jahren dreißigtausend Ketzer verbrannt oder vertrieben zu haben; er stand bei beiden Monarchen in der höchsten Gunst und wurde doch oder vielleicht deswegen ein Opfer der Inquisition. 1553 war er zum Erzbischof von Toledo ernannt worden und hatte sich dadurch den Haß des Großinquisitors und den seines Ordensbruders, des Dominikaners Pater Melchior Cano zugezogen, die sich selbst auf dieses reichste Erzbistum Spaniens Hoffnung gemacht hatten. Außer dem Neid so gefährlicher Nebenbuhler zog er sich durch seine Bemühungen, den verweltlichten Klerus reformieren zu wollen, viele Feindschaften zu, und da wurde es den Gegnern nicht schwer, seine Rechtgläubigkeit in Zweifel zu ziehen. Carranza hatte ein Lehrbuch der katholischen Religion verfaßt und Philipp II. gewidmet; dieses wurde zum Ausgangspunkt seines Prozesses gemacht, denn geschickten Kontroversisten konnte es nicht schwer fallen, auch in die unverfänglichsten Bemerkungen Ketzereien hinein zu interpretieren. Am 20. August 1559 wurde er verhaftet und von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt, bis er endlich am



*Velazquez malt König Philipp IV. und die Königin Maria Anna  
im Beisein der Infantin Margarethe. („Las Meninas“.)*

*Gemälde von Velazquez in der Galerie des Prado in Madrid*

14. April 1576 in Rom, wo er die letzten neun Jahre in der Engelsburg gefangen gewesen war, freigesprochen wurde. Vielleicht hätte sich dieses Resultat schneller erzielen lassen, aber der Umstand, daß König Philipp II. alle die Jahre hindurch die Einkünfte des gefangenen Erzbischofs bezog, erklärt deutlich, aus welchen Gründen der Prozeß so lange hingezogen wurde. Zwei Jahrhunderte nach ihrer Begründung gab es in Spanien 22 Inquisitionsgerichte mit 20 000 Beamten. Ihnen gelang es, die geistige Entwicklung des Volkes aufzuhalten und Spanien vor jeder Berührung mit dem Auslande zu bewahren.

Zur Festigung des klerikalen Uebergewichts hat niemand mehr beigetragen als Philipp II., der sich der kirchlichen Einrichtungen und vor allem der Inquisition für die Zwecke seiner Politik ausgiebig zu bedienen wußte. Er übertrug die Bigotterie, die ihn beseelte — hinterließ er doch 7000 Reliquien, alle in kostbaren Fassungen — auf die Grundsätze seiner Regierung. Er orientierte die Richtlinien



*König Karl III.*

*Gemälde von Carreño de Miranda im Hofmuseum in Wien*

seiner Politik nicht nach Maßgabe dessen, was für Spanien von Vorteil oder Nachteil war, sondern lediglich mit Rücksicht auf die Kirche. Er wollte die Protestanten ausrotten und hat sie überall bekriegt, ohne zu bemerken, daß sein Reich darüber verarmte und zugrunde ging. Das war ein echt spanischer Charakterzug, wie der König in der Tat auch nach Geburt und Erziehung ein Vollblutspanier war. Er hielt die Spanier für das erste Volk der Welt, verließ den spanischen Boden nur höchst ungern und hat in den letzten vierzig Jahren seines Lebens die Grenzen nicht mehr überschritten. Er besaß alle Fehler dieser Nation: den Stolz, den Hochmut, die Unduldsamkeit, den Fanatismus, die geistige Beschränktheit

und keinen ihrer Vorzüge. Er war unritterlich, undankbar, mißtrauisch und kleinlich, Edelmut war ihm fremd. Aber gerade weil er auf dem Thron alle Vorurteile seines Volkes verkörperte, in all seinen Meinungen und Anschauungen befangen war, so eng ihr Horizont auch immer sein mochte, haben ihn die Spanier bewundert und verehrt und für den größten Monarchen angesehen, der den spanischen Thron inne hatte.

Als sein Vater ihm die Krone abtrat, um im Kloster über sein an Irrtümern reiches Leben nachzudenken, da befand sich Spanien auf der Höhe seiner Macht und seines Reichtums. Als er vier Jahrzehnte später den irdischen Schauplatz verließ, im Escorial bei lebendigem Leibe von den Würmern gefressen, war dieses Land arm und machtlos, seine Flotte lag auf dem Grunde des Meeres, und wenn der König seine Soldaten bezahlen wollte, so mußte er ihren Sold als Almosen in den Kirchen erbetteln lassen. Das war allein die Schuld seiner Verwaltung und seiner Politik, die so ausschließlich darauf gerichtet war, Geld aus dem Lande



zu ziehen, um die Kosten der fortwährenden Kriege zu bestreiten, daß jedes andere Moment darüber aus den Augen gesetzt wurde. Kastilien mußte die Kosten tragen, die die Weltpolitik der spanischen Habsburger forderte, unproduktive Ausgaben, von denen kein Maravedi dem Geldgeber wieder zugute gekommen ist. Es war eine Verwaltung von vollendeter Prinzipienlosigkeit, sie begünstigte und bedrückte Ackerbau, Industrie und Handel immer abwechselnd. Die Regierung sah nur auf den pekuniären Vorteil des Augenblicks, Politik auf lange Sicht war ihr ein unbekanntes Ding. Philipp II. hat die Verhältnisse nicht übersehen, er stand auf keiner höheren Warte wie seine Untertanen. Er hat

sie nicht geführt, er ließ sich durch sie bestimmen. Beklagten sich die Cortes, so erfolgte ein Verbot in ihrem Sinne, gleichgültig, ob der Schaden dadurch vielleicht größer wurde, und wiederholten sie dann die Beschwerde, so wurde das Verbot ebenso prompt wieder hinfällig.

Die Kriege, die er in Europa gegen die Ketzerstaaten führte, kosteten gewaltige Summen. Die Ausrüstung der Armada, die England erobern sollte, hatte zehn Millionen Dukaten gekostet, der Krieg gegen die Niederlande verschlang 110 Millionen Dukaten, und man vergegenwärtige sich, daß der Dukaten (nach dem Vorkriegswerte) 11 Mark wert war, seine Kaufkraft aber, ebenfalls nach dem Vorkriegswert bemessen, sich auf 55 Mark belief. Nur um die Erlangung dieser Summen war es dem König zu tun. Er hat in Fragen der inneren Politik nicht einmal Wert darauf gelegt, sein besseres Verständnis gegen die kurzsichtige Torheit seiner Räte geltend zu machen. Das Projekt, den Tajo und den Manzanares schiffbar zu machen, dessen Durchführung, zumal als Portugal mit Spanien ver-



*Königin Marianne als Witwe*

*Gemälde von Martinez de Mazo im Prado in Madrid*

einigt war, für Kastilien von allergrößtem Nutzen gewesen wäre, fiel zu Boden, weil der Rat von Kastilien erklärte: wenn es Gott gefallen hätte, daß diese beiden Flüsse schiffbar sein sollten, so würde er sie dazu gemacht haben, also wäre es sündlich und hieße gegen die göttliche Vorsehung handeln, wenn man sie dazu machen wollte. Immerhin Philipp II. regierte selbst und gestattete bei seinem argwöhnischen und mißtrauischen Charakter keinem seiner Untertanen einen maßgebenden Einfluß. Das ist unter seinen Nachfolgern anders geworden. Zwei Infanten, die ihm auf dem Throne folgen sollten, starben vor ihm. Don Carlos, der Älteste, bei uns durch das ideale und historisch unwahre Bild, das Schillers Tragödie von ihm entworfen hat, genugsam bekannt, war eine durch und durch anormale Persönlichkeit, er starb geistig umnachtet, und nicht vom Vater ermordet, schon 1568. Der Infant Don Diego Felix wurde im Alter von sieben Jahren 1582 ein Opfer der Pocken, so kam die Krone an den Infanten Philipp, der als Philipp III. von 1598 bis 1621 regierte. „Regierte“ ist eigentlich zuviel gesagt. Von Haus aus unbegabt und äußerst mangelhaft erzogen, überließ er die Geschäfte der Regierung seinem Günstling, dem Herzog von Lerma. Ein königliches Rundschreiben machte bekannt, daß die Unterschrift dieses Mannes ebensoviel gelten solle, wie die des Königs, ja der Monarch ordnete sich seinem Minister so weit unter, daß Lerma ihm verbieten konnte, mit der Königin über Politik zu sprechen, ein Verbot, dem Philipp sich auch unterwarf. Der König war eine willenlose Puppe in den Händen seiner Umgebung. Im März 1621 arbeitete er in seinem Kabinett in der Nähe eines Kohlenbeckens, dessen Glut ihn sehr belästigte. Das Objekt sollte entfernt werden, aber der Oberkammerherr Marquis de Pobar wagte nicht, aus eigener Machtvollkommenheit den Befehl dazu zu erteilen, sondern wandte sich an den Herzog von Alba, der sich aber für ein so wichtiges Vorkommnis als nicht zuständig erklärte. Es wurde nach dem Herzog von Uceda geschickt, der zufälligerweise nicht am Hofe weilte. Ehe er von seinem Lustschloß zurückkam, war es zu spät. Das Kohlenbecken war von selbst ausgekühlt, aber es hatte Philipp III. ein hitziges Fieber zugezogen, an dessen Folgen er am 31. März starb. Wie er alle Angelegenheiten der Staatsleitung dem Herzog von Lerma überlassen hatte, so überließ sie sein Sohn Philipp IV. dem Conde Duque Olivarez. Dieser brachte viel guten Willen für seine Aufgabe mit, aber ebenso geringe Fähigkeiten, man sagte von ihm, er habe seinem Herrn mehr Königreiche verloren, als alle seine Vorgänger je gewonnen hatten. Die Initiative des königlichen Willens fehlte unter den Regierungen des Sohnes und Enkels Philipps II. vollkommen, aber es wurde noch weit schlimmer, als Karl II. seinem Vater im Alter von 4 Jahren suzedierte. Er wurde vierzig Jahre alt, ohne physisch oder psychisch je ein Mann



*König Karl III. begegnet auf der Jagd einem Geistlichen mit dem Venerabile*  
Bildierung von Romeyn de Hooghe (Ausschnitt)





*Kardinal Ximenez de Cisneros, † 1517*

*Alabaster-Relief von Felipe Vigarni in der Universität Alcalá  
Aus Cardenera, Iconografía Española*

zu werden. Bis zum zehnten Jahr mußte er von seinen Wärterinnen auf dem Arm getragen werden, und wenn er auch mit 14 Jahren die Regierung antrat, mündig ist er nie geworden. Eine Palastrevolution folgte der anderen, und wenn anfangs die Königin Mutter Marianne die Seele aller Intrigen war, die sich um den Besitz der faktischen Macht drehten, so fanden die Kabalen später ihren Mittelpunkt in der zweiten Gemahlin des Königs, Maria Anna von Pfalz-Neuburg. Die Verwaltung wurde darüber völlig vernachlässigt. Spanische und deutsche Günstlinge rangen um den Einfluß auf

die Leitung des Staates, der im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts zu völliger Bedeutungslosigkeit herabsank und den Rang einer Großmacht einbüßte. Binnen hundert Jahren war Spanien vom ausschlaggebenden Faktor der Politik zur *quantité négligeable* in den europäischen Kabinetten geworden.

Den Schlüssel der spanischen Wirtschaftspolitik unter den Habsburgern bietet das Verhältnis zu den amerikanischen Kolonien. Dieses basierte seitens des Mutterlandes einzig und allein auf dem Verlangen nach Gold und Silber, und Kolumbus ist nur gestürzt worden, weil seine Entdeckung nicht rasch genug die erhofften großen Gewinne einbrachte. Die europäische Wirtschaft befand sich am Ende des fünfzehnten und im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts in einer Ubergangskrisis von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft. Dieser Zustand erklärt das heiße Verlangen nach dem Besitz von Edelmetall; Geldmangel erschien den Regierenden als ein weit größeres Uebel als Warenmangel. Dieses Verlangen verursachte den

Raubbau, den die Fugger in den Silberbergwerken Ungarns trieben, und das schonungslose System der Plünderung, das Spanien in Westindien zur Anwendung brachte. Die Kolonien waren ein Objekt der Ausbeutung, nichts weiter. Vor allem und in erster Linie handelte es sich darum, den Ertrag der Minen zu steigern und ihren Gewinn nach Spanien überzuführen. Zu diesem Zweck wurde die eingeborene Bevölkerung versklavt und ohne Gnade und Erbarmen bei der harten Arbeit in Bergwerken dem Untergang geweiht. Als sich die Indianer den Anforderungen nicht gewachsen zeigten, die an ihre physische Kraft gestellt wurden, kam der Negerhandel von Afrika nach Amerika in Schwung.

Die Summen, die Spanien aus seinen amerikanischen Kolonien bezogen hat, sind schwer festzustellen. Nach den Forschungen, die Alexander von Humboldt darüber angestellt hat, belaufen sie sich

von 1492 bis 1500	auf jährlich	250000 Piaster	( 1300000 Franken)
„ 1500 „ 1545	„ „	3000000	„ (15600000 „ )
„ 1545 „ 1600	„ „	11000000	„ (57200000 „ )
„ 1600 „ 1700	„ „	16000000	„ (83200000 „ )

Das ist ein ganz abnormer Zufluß von Edelmetallen. Während sich die Silberausbeute



*Hernan Cortez, † 1547*

*Gemälde im Hospital de la Concepcion in Mexico  
Aus Carderera, Iconografia Española*



### *Der Herzog von Alba*

*Gemälde von Antonis del Mor. Galerie in Brüssel*

der übrigen Welt in der Zeit von 1500 bis 1600 vervierfachte, hat sich die Spaniens in der gleichen Periode versechshunddreißigfacht. In zweiter Linie handelte es sich darum, die Kolonien wirtschaftlich nutzbar zu machen. Zu diesem Zweck wurden sie in die engste Abhängigkeit vom Mutterlande gebracht. Keine fremde Nation durfte mit den spanischen Kolonien Handel treiben. Es war das nicht einmal unterschiedslos allen Spaniern der vereinigten Königreiche erlaubt. Da Königin Isabella das Geld für die Expedition des Columbus hergegeben hatte, so beanspruchte sie für ihre Untertanen das als ein ausschließliches Recht. Von 1492 bis 1778 mußte man geborener Kastilianer sein, um mit

den Kolonien in Handelsverkehr zu treten, oder sich dort als Kaufmann oder Landwirt niederzulassen. Sevilla war der einzige spanische Hafen, von dem aus Schiffe nach Amerika fahren durften; wer etwa von Malaga oder Cadiz Waren über See verschiffen wollte, mußte sie erst nach Sevilla spedieren, welches das Monopol für diesen Handel besaß. 1503 wurde in Sevilla das Kolonialamt, die Casa de Contratacion begründet, das eine scharfe Kontrolle über den Verkehr mit der Neuen Welt ausübte.

Zu Gunsten der spanischen Wirtschaft wurden den Kolonien die willkürlichsten Beschränkungen auferlegt. Sie durften weder Reben anpflanzen, noch Flachs anbauen; Wein und Leinwand sollten aus Spanien bezogen werden. Es gab in den Kolonien keine Industrie, und es ist nichts geschehen, um eine hervorzurufen; sie sollten mit allen ihren Bedürfnissen vom Mutterlande abhängig bleiben. Die Besitzungen Spaniens in der Neuen Welt sind immer nur gewachsen. Zu den Inseln Westindiens, die Columbus entdeckte, kamen Mexiko, Peru, Chile, ja als Portugal mit seinem riesigen Kolonialbesitz an Spanien gefallen war, gehörte ganz



Mittel- und Südamerika der spanischen Krone. Und unter so glänzenden Bedingungen Verfall? Bei solchen Einnahmen Armut? Es scheint ein Rätsel, und die Lösung ist doch überraschend leicht. M. J. Bonn hat sie gefunden und kurz dahin formuliert: jeder Spanier war bereit, für Kastilien und Leon zu sterben, aber dafür arbeiten, das wollte er nicht. Und nur intensive angestrengte Arbeit hätte dies Uebermaß von Werten für die heimische Wirtschaft fruchtbar machen können.

Die ganz natürliche Folge einer so enormen Zufuhr von Edelmetallen war der Rückgang ihres Wertes. Dadurch vollzog sich ganz automatisch eine Entwertung des Geldes. Vom Anfang bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts fiel das Geld auf ein Drittel seines ursprünglichen Wertes, und von der Mitte des sechzehnten bis in das erste Drittel des siebzehnten Jahrhunderts vollzog sich ein weiterer Rückgang, so daß das Geld um 1630 nur noch den fünften Teil dessen wert war, was es ursprünglich gegolten hatte. Diese Erscheinung kam in einem starken Anziehen aller Preise zum Ausdruck. Bis etwa zum Jahre 1560 hatten sich die Preise von Weizen, Gerste, Roggen, Fleisch, Leder, Eisen u. s. w. verdoppelt. Bei anderen Bedürfnissen stiegen die Preise auf das Dreifache. So hatte die Elle Tuch von Segovia 1522 gegen 500 Maravedi gekostet, am Ende des Jahrhunderts war sie auf 1596 Maravedi gelangt. Mit Recht klagten die Cortes im Jahre 1586 darüber, daß jemand, der früher seine Lebenshaltung mit tausend Dukaten bestritten habe, jetzt genötigt sei, dreitausend Dukaten dafür aufzuwenden.



*Fürstin Eboli*

*Doña Anna Mendoza de la Cerda, † 1592  
Familienbild aus dem Besitz des Herzogs von Pastrana*



*Don Antonio de Covarrubias*

*Gemälde von Greco. Museum Toledo*

Das Gehalt der Mitglieder des Königlichen Rates war 1560 verdoppelt worden; 1583 mußte es nochmals um die Hälfte erhöht werden. In derselben Zeit hatte sich der Tagelohn der Handwerker ebenfalls verdoppelt. Eine solche Erscheinung würde heute niemand Wunder nehmen; damals standen die Regierungen dem beängstigenden Steigen aller Lebensbedürfnisse geradezu fassungslos gegenüber und glaubten, die Wiederherstellung der früheren Preise durch Maßregeln der Gesetzgebung bewirken zu können. Sie befanden sich noch ganz auf dem Standpunkt der mittelalterlichen Wirtschaftspolitik, welche durch Festhalten der

Ware im Erzeugergebiet und durch Preisfixierung auf dem Wege der Verordnung für billige Preise sorgen zu können glaubte.

Die Entwertung des Geldes war aber nur ein Faktor für die Steigerung der Preise; der zweite ebenso wesentliche war die Nachfrage von seiten der Kolonien. Sie sollten ihren Bedarf nur in Spanien decken dürfen, als sie aber ihre Bedürfnisse anmeldeten, da war das Mutterland gar nicht imstande sie zu befriedigen. Schon in der Mitte des Jahrhunderts war die Nachfrage nach Industrieprodukten von seiten der westindischen Kolonien so groß, daß die ganze Nation, um sie zu befriedigen, zehn Jahre hätte arbeiten müssen. Dadurch stiegen die Preise dauernd, was bei Ueberfluß an Geld und Mangel an Ware nicht eben erstaunlich ist. Die Regierung stand wirtschaftlichen Problemen gegenüber, die sie nicht verstand. Sie wußte sich so wenig Rat, wie die Cortes, die 1548 das Verlangen stellten, die ganze Ausfuhr nach Westindien solle verboten werden, Tuch, Seide, Leder, Eisen, Stahl müßten im Lande bleiben. Spanien hatte für die Erzeugnisse seines Bodens und seiner Industrie einen Markt gefunden, dessen Aufnahmefähigkeit größer war als die Abgabemöglichkeit des Mutterlandes. Manche Fabriken sollen um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts auf sechs bis zehn Jahre mit Bestellungen ver-

sehen gewesen sein. Ohne Ueberschußwirtschaft zusein, führte Spanien seine Produkte aus, daher nahm der Mangel an Ware zu, die Preise wurden immer höher, und der eigene Bedarf mußte durch fremde Produkte gedeckt werden. Ein zu starkes Angebot von Gold und Silber, dringendes Verlangen nach Ware und zu geringe Produktion vereinten sich, um die spanische Wirtschaft lahm zu legen. Hätte man die Industrie und die Landwirtschaft sich selbst überlassen, so daß ein freies Spiel der Kräfte sich hätte auswirken können, so würden sich die Verhältnisse wahrscheinlich von selbst ausgeglichen haben, aber die Regierung, beständig von den Cortes

angestachelt, bevormundete die Fabrikation in der verhängnisvollsten Weise, ganz abgesehen davon, daß sie sie durch einen Steuerdruck ohne gleichen ruinierte. Zur Zeit des Todes Philipp II. zahlte man von einer Einnahme von tausend Dukaten jährlich dreihundert Dukaten Steuer.

Schon die Art und Weise, in welcher der Export getätigt werden mußte, übte eine ungünstige Rückwirkung auf die Erzeuger in Spanien aus. Höchstens einmal im Jahr, meist nur einmal in anderthalb Jahren, stach eine Flotte von 50 bis 60 Schiffen von Sevilla aus nach Westindien in See. Die größten dieser Fahrzeuge hatten einen Gehalt von tausend Tonnen; die Mehrzahl hielt sich innerhalb der Grenze von zweihundert bis fünfhundert Tonnen. Sie segelten unter dem Schutze von Kriegsschiffen und kehrten etwa nach Verfluß von neun bis zwölf Monaten zurück. Wenn sie nämlich Glück hatten. Seit Spanien mit den protestantischen Staaten dauernd Krieg führte, fanden diese es ein lohnendes Geschäft, auf die spanischen Schiffe, die aus Westindien heimkehrten, Jagd zu machen. Die Holländer haben die sogenannten Silberflotten immer als gute Beute betrachtet, sie haben binnen dreizehn Jahren 545 Schiffe derselben mit Ladungen im Werte von



*Don Diego de Covarrubias*

*Gemälde von Greco. Museum in Toledo*





*Porträt eines Hidalgo*

*Gemälde von Greco im Prado zu Madrid*

180 Millionen gekapert. Die Engländer haben es ihnen gleichgetan. Noch heute liegen in der Bai von Vigo die Fahrzeuge einer Silberflotte, die sich vor dem sie verfolgenden englischen Admiral hierher flüchtete und versenkte, um ihre Schätze nicht in Feindeshand fallen zu lassen. Wenn ihnen dieses Schicksal erspart blieb, und sie ungefährdet den Heimathafen erreichten, so lagen zwischen Abfahrt und Rückkunft immerhin lange Monate, die der Versender auf sein Geld warten mußte. Das brachte es mit sich, daß sich die Verhältnisse noch weiter verschoben, der Kleinbetrieb ausgeschaltet und durch den Großbetrieb ersetzt wurde; denn Unternehmer, die nicht sehr ka-

pitalkräftig waren, konnten das Risiko nicht ohne weiteres tragen. Die Geldgeber wurden mächtig. Sie verdienten, wenn alles gut ging, am Handel mit Westindien 100 bis 500 Prozent, bis Philipp II. auch hier einen Riegel vorschob. Er konfiszierte das aus Amerika herüberkommende und für Private bestimmte Geld und gab den Eigentümern Rimessen, die sie nur mit starken Verlusten verkaufen konnten. Das Verfahren erschütterte den Kredit, brachte den Handel ins Stocken und führte das Land in den Bankerott.

Landwirtschaft und Industrie sind durch die enge Verbindung mit den westindischen Kolonien in die gleiche Mitleidenschaft gezogen worden. Die Bodenkultur erhielt einen bedeutenden Aufschwung, denn die Nachfrage förderte den Anbau des Weines und der Oliven, die in Amerika nicht gezogen werden durften. Getreide wurde durch die intensive Inanspruchnahme des Bodens ebenfalls stärker angebaut, so daß man schon seit etwa 1530 damit begann, das für die Weide reservierte Land in Aecker zu verwandeln. Dadurch wurde die alte Eifersucht zwischen dem Ackerbauer und dem Herdenbesitzer wieder rege. Die Mesta, die Körperschaft, welche die Herdenbesitzer vertrat, sah diesen Eingriff in ihre Rechte

mit Mißvergnügen, und sie hat es durchgesetzt, daß nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts alles Land, das seit zehn und zwölf Jahren dem Pfluge unterworfen worden war, wieder ausschließlich der Viehweide überlassen werden mußte. Damit wurde der Fortschritt der Bodenkultur aufgehalten. Im siebzehnten Jahrhundert war aller Grund und Boden, auf dem im sechzehnten Jahrhundert kleine Bauern angesiedelt gewesen waren, Weideland, die Ackerbauern wanderten aus und verloren sich. Wein- und Oelbau verfielen, seit die Moriskens ausgetrieben wurden. Um das Uebel voll zu machen, wurde im Jahre 1558 die Getreidetaxe der Königin Isabella vom Jahre 1502 wieder eingeführt, eine Maßregel, die, verbunden mit einer hohen Mehlssteuer, den Anbau von Getreide

geradezu hinderte. Kein Pächter könne sich mehr halten, klagen die Cortes im Jahr 1594, lieber wandern sie aus oder gehen ins Gefängnis. Im Bistum Salamanca hatte man 1600 8384 Bauern gezählt, die 11745 Gespanne besaßen; 1627 waren sie auf 4135 zurückgegangen, die nur mehr 4822 Gespanne ihr eigen nannten.

Die unheilvollsten Beschlüsse für das Wirtschaftsleben der Nation wurden gefaßt, weil diejenigen, die für sie verantwortlich waren, die wirtschaftliche Tätigkeit verachteten, sie nicht kannten und nichts von ihr verstanden. Darunter hat auch die Industrie leiden müssen. Die Hauptsitze der spanischen Industrie waren Toledo, Segovia und Valladolid; Seidenstoffe und Tuche gehörten zu ihren vorzüglichsten Produkten. In Segovia beschäftigten manche Fabrikanten 200 bis 300 Arbeiter. In Toledo arbeiteten um 1825 10000 Personen in der Seiden- und Wollweberei, in Sevilla waren 3000 Webstühle im Gang. „Jedermann,“ rühmen die Cortes von



*Jorge Manuel Theotocopuli*

*der Sohn des Malers*

*Gemälde von Greco. Museum in Toledo*

1576, als es mit der Blüte vorbei war, „konnte sich in Toledo, Segovia, Cuenca seinen Unterhalt verschaffen. Dicht bewohnt waren Stadt und Land von fleißigem, tüchtigem, wohlhabendem und zufriedenen Volke.“ Die so außerordentlich gestiegene Nachfrage veranlaßte eine Ausdehnung des Fabrikbetriebes. Um die Mitte des Jahrhunderts beschäftigte Toledo in seinen Manufakturen gegen 50 000 Menschen, und da es bald an schaffenden Händen zu fehlen begann, so nötigte man, wie in Zamora, Valladolid, Salamanca, die Bettler zur Arbeit. Die spanischen Tuchfabriken erzeugten hochwertige Stoffe. Eine von Staats wegen geübte Aufsicht garantierte die Qualität. Jedes Stück Tuch mußte, ehe es verkauft werden durfte, dreimal mit Fabrikstempeln und viermal mit den Kontrollstempeln der Behörde versehen sein. In Toledo, Cordova, Segovia, Cuenca gab es eigene Gebäude, in denen der Verkauf der Rohstoffe und der Fertigfabrikate stattfand. Die Fabrikmarke Segovias, eine goldene Brücke, mußte gegen häufige Fälschung im In- und Ausland geschützt werden. Die Gesetze, welche die inländische Produktion einer eingehenden Aufsicht unterwarfen, galten auch für die ausländische Ware. Infolgedessen ging die Einfuhr dauernd zurück, 1549 hatte die Einfuhr von Tuchen ganz aufgehört. Da die Preise für alle Lebensbedürfnisse stiegen, verteuerte sich das Arbeitsmaterial, das Handwerkszeug und der Tagelohn, so daß die in Spanien hergestellten Fabrikate sehr teuer zu stehen kamen. Statt daß die Cortes die Ausdehnung der Industrie als ein erfreuliches Moment begrüßt hätten, sahen sie in den hohen Preisen nur eine Veranlassung zur Beunruhigung, und sie suchten sich dieser Erscheinung auf ihre Weise zu erwehren. Da die nächstbeteiligten Interessenten, Fabrikanten und Händler, weder zu städtischen Ämtern noch in die Cortes selbst gelangten, da sie von den Hidalgos nicht als voll betrachtet wurden, so fehlte ihnen die Möglichkeit, sich gegen die Gesetzesmacherei zu wehren, und die Regierung konnte, ebenso kurzsichtig wie die Cortes, die Industrie ebenso umbringen, wie sie die Landwirtschaft ruiniert hatte. Um Waren zu billigen Preisen zu erlangen, beschloß man, sie im Lande zu behalten. So wurde 1552 die Ausfuhr aller spanischen Artikel erschwert, die Einfuhr fremder erleichtert. Die Kontrolle über die inländische Produktion blieb bestehen, die über die ausländische fiel fort, und es wurde außerdem ein Verbot erlassen, feine und teure Tücher herzustellen; das Volk solle vor unnützem Aufwand bewahrt bleiben!?. Die Folgen einer so verkehrten Wirtschaftspolitik zeigten sich so rasch, daß diese wahnsinnigen Gesetze schon 1555 suspendiert, 1558 aber ganz aufgehoben werden mußten. Aber es war bereits zu spät, die Arbeiter waren ausgewandert, die Industrie gelähmt. Man hatte die Kolonien ausbeuten wollen und verwies sie mit ihrer Nachfrage an das Ausland. Als es zu spät war, beklagten sich die Cortes, die an diesen Gesetzen



schuld waren, im Jahre 1594: „Wo man sonst 30 000 Arroben Wolle verarbeitete, verbrauche man kaum noch 6000. Schon sei kein Ort im Königreich, dem es nicht an Einwohnern mangle, man sehe viele Häuser verschlossen und unbewohnt, das Reich gehe zugrunde.“

Die Verhältnisse haben sich seit dem Regierungsantritt Philipps II. nur verschlimmert, denn wenn es den Gesetzen noch nicht gelungen wäre, Landwirtschaft und Industrie dem Untergange zuzuführen, so hätte das die Finanzpolitik dieses Monarchen allein zuwege gebracht. Seit das Haus Habsburg in Spanien zur Regierung gekommen war und eine Weltpolitik in großem Stil betrieb, hatten die Einnahmen nie mehr für die Ausgaben gereicht. Philipp II. brauchte für seine Kriege im Ausland durchschnittlich 13 Millionen Dukaten im Jahre (mit fünfeinhalb multiplizieren, wenn man den Vorkriegswert erhalten will), und da diese Summe in Spanien aufgebracht werden mußte, gelangte er bald zu den verzweifeltsten Mitteln, um sich Geld zu beschaffen. Die Cortes bewilligten die Mittel um so eher, als sie die Steuern nicht selbst zu tragen hatten; sie lasteten mit ihrer ganzen Schwere auf dem kleinen Mann. „Die höchsten Steuerzahler,“ schreibt Benito de Peñalosa bald nach dem Jahre 1600, „wohnen zwischen hungerndem Vieh in Lehmhütten.“ Die wesentlichste Steuerquelle war die sogenannte Alcabala, eine Abgabe, die bei jedem Kauf und Verkauf einer Ware erhoben wurde. Sie ist unter Philipp II. sprunghaft in die Höhe gegangen; erst verdoppelt, dann verdreifacht, hatte sie 1575 schließlich den vierfachen Betrag erreicht. Sie erschwerte Handel und Wandel bis zur Unerträglichkeit, so daß die Gewerbebetriebe stillgelegt werden mußten. Die Zölle taten ein Uebriges. Die früheren Königreiche der Pyrenäenhalbinsel waren durch ein dichtes Netz von Zollstätten gegeneinander abgeschlossen, so daß es vorkommen konnte, daß der Weizen in Kastilien das Doppelte kostete, wie in dem benachbarten Andalusien. Ein spanisches Schiff mußte in jedem spanischen Hafen aufs neue Zoll und Steuer zahlen; wer nach Westindien handelte, mußte seine Ware viermal verzollen. Unter Philipp III. wurde jedes Schiff siebenmal visitiert und besteuert. Um den holländischen Handel zu treffen, erließ der Herzog von Lerma im Jahre 1603 eine Verordnung, die einen Zuschlagzoll von 30 Prozent allen denen auferlegte, die nicht den Nachweis erbringen konnten, daß weder Schiff noch Waren mit den protestantischen Niederlanden zusammenhingen. Diese Maßregel schädigte nur den Handel Spaniens und beförderte den Schmuggel an allen Küsten.

Wenn schon die Steuerlast gewaltig drückend empfunden wurde, so wurde sie noch empfindlicher durch die Willkür, mit der die Abgaben erhoben wurden. Die Geldnot hatte Veranlassung gegeben, daß immer neue Ämter geschaffen wurden,



*Don Antonio el Inglés*  
Hofzuerg König Philipp IV.  
Gemälde von Velázquez im Prado in Madrid

um sie verkaufen zu können. Da die Beamten aber unregelmäßig bezahlt wurden — 1560 schuldete ihnen die Regierung das Gehalt für zwei Jahre —, so waren sie darauf angewiesen, sich aus den Geldstrafen bezahlt zu machen, die sie auferlegten. Allein in der Finanzverwaltung zählte man 60000 bis 100000 Beamte, in deren Taschen ein großer Teil der Summen, die sie einzutreiben hatten, hängen blieb. Im Jahre 1600 kostete die Erhebung von 10000000 Dukaten 4000000; ja dieser Betrag hat sich manchmal bis auf die Hälfte der Summe, die eingebracht werden sollte, gesteigert. Im siebzehnten Jahrhundert, als unter den Nachfolgern Philipps II. alles käuflich war, nahmen die Steuerbeamten das Sechsfache von

dem, was ihnen zustand. Und es reichte alles nicht aus. Die Einkünfte des Staates waren meist schon auf fünf Jahre im voraus verpfändet, und 1558 war Philipp II. bereit, falsche Silbermünzen prägen zu lassen. Als er sich gar nicht mehr zu helfen wußte, ließ er sich von der Geistlichkeit seines Landes von der Pflicht lossprechen, den Staatsgläubigern die Zinsen ihrer Darlehen weiter zu zahlen. Dieser Schritt, der für den spanischen Handel die verhängnisvollsten Folgen hatte, kam dem Staatsbankerott gleich und hat den Kredit des Landes in einer Weise geschädigt, die nicht wieder gut zu machen war. Die Staatsschuld, die im Todesjahr König Karls I. 200000000 Dukaten betragen hatte, stieg in den nächsten 30 Jahren auf 1000000000 Dukaten. Unter König Karl II. nahmen die Zinsen bereits ein Drittel der gesamten Einnahme in Anspruch.

Eine Gesetzgebung, wie sie vielleicht nicht hätte verkehrter sein können, und ein Steuerdruck ohne Maß, haben in Spanien Landwirtschaft und Industrie zum Erliegen gebracht. Sie waren unfähig zur Konkurrenz auf dem Weltmarkt, und

sie waren nicht einmal imstande den eigenen Bedarf, geschweige denn den der Kolonien zu decken. Im siebzehnten Jahrhundert waren ganze Industrien eingegangen, oder sie beschäftigten, wenn sie kümmerlich die Existenz fristeten, höchstens den zehnten Teil der Arbeitskräfte wie einst und lieferten auch dann nur Waren von geringer Qualität. Im sechzehnten Jahrhundert arbeiteten die spanischen Werften für die ganze Welt. Das Jahr 1588 bezeichnet einen Wendepunkt. In diesem Jahr gingen die 130 großen Kriegsschiffe der Armada an den englischen Küsten verloren; es war ein Schlag, von dem sich die spanische Marine nicht mehr erholt hat. Spaniens Uebergewicht zur See war für immer gebrochen. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts besaß es noch 1200 große Kaufahrtsschiffe; hundert Jahre später zählte es kaum noch einige Dutzend, zu deren Schutz die Regierung gezwungen war, die Kriegsschiffe fremder Mächte zu mieten.



*Der Conde-duque Olivarez*

*Gemälde von Velazquez in der Eremitage zu St. Petersburg*

Der Gewinn eines neuen Weltteils mit den unabsehbaren Hilfsquellen, die er eröffnete, schien ein großes, beinahe nicht zu fassendes Glück; er war dem Lande und dem Volke, dem er zugefallen war, zum Verhängnis geworden. Heute ist es leicht, all die Fehler zu erkennen, welche die Wirtschaftspolitik Spaniens in der Behandlung der Kolonien beging; man darf aber nicht außer acht lassen, daß Regierung und Volk vor einem Problem standen, das ganz neu war, für das es kein Beispiel gab, und daß alle Erfahrungen damit zum erstenmal zu machen waren. Es gab noch keine Nationalökonomie im Sinne einer Wissenschaft. Der Kastilianer



hatte nicht weiter zu sehen brauchen, als der Schatten seiner Kirchturmspitze reichte; unvermittelt dehnte ein unfreundliches Geschick seinen Horizont über die ganze Erde aus und zwang ihn zu Erwägungen, die seine Fassungskraft überstiegen. Die treibende Idee der Reconquista, Ausdehnung der spanischen Macht zur höheren Ehre des christlichen Glaubens, hatte von Erfolg zu Erfolg geführt. Niemand erkannte, daß sie ihren Abschluß erreicht hatte und daß eine Umstellung nötig war. Da auf dem Wege, den Spanien bisher verfolgt hatte, glänzende Resultate geerntet worden waren, wie hätte man wohl daran denken sollen, auf einmal neue Wege einzuschlagen? In einem Umfang und einer Tiefe, die Nichtspanier sich nur mit Mühe klarmachen können, waren Nationalgefühl und Glauben miteinander verschmolzen. Den einen aufgeben, hätte auch geheißen auf das andere Verzicht leisten, und das hätte im Sinne des Spaniers soviel bedeutet wie den Verlust des irdischen Heils und der ewigen Seligkeit. Es war durchaus im Sinne ihres Volkes, wenn die spanischen Habsburger die Vormacht der katholischen Welt für sich in Anspruch nahmen und für diesen Zweck alle Reichtümer opferten, die ihnen aus Westindien zuflossen. Sie besaßen alle Vorurteile ihrer Untertanen und haben sie genau in der Weise regiert, wie diese regiert sein wollten: kurzsichtig und engherzig. Ein Fehlgriff folgte auf den anderen, bis das reichste Land der damaligen Welt sich in die bitterste Armut verstrickt sah, und kein Irrtum, keine Torheit waren geschehen, welche die Vertreter des Volkes nicht selbst gefordert hätten. Spanien hatte die Regierung, die es wollte und verdiente; es hat sich mit sehenden Augen in den Abgrund gestürzt.

---

Die Epoche der Habsburger weist für Spanien die stärksten Kontraste auf, in Wirtschaft und Politik den Ruin, in der geistigen und künstlerischen Kultur die höchste Blüte. Beinahe anderthalb Jahrhunderte verflossen zwischen der Thronbesteigung Karls I. und dem Tode Philipps IV.; in dieser Zeit entfalteten sich in Spanien Wissenschaft, schöne Literatur und Kunst in tausend reichen Trieben. Sie haben ihren Höhepunkt in dem Augenblicke erreicht, in dem der staatliche Verfall an seinem Tiefpunkt anlangte. Dann welkten sie fast plötzlich, aber sie haben in den Keimen, die sie hervorbrachten, fortgewirkt bis in unsere Tage und Denkmäler hinterlassen, die, so lange Kunst und Schrifttum noch bestehen, zu dem Vollkommensten gehören werden, was dem Menschengeniste je und je gelungen ist. Die inneren Zusammenhänge dieser eigentümlichen Erscheinung zu erklären, wird



### *Die Landung der Engländer vor Cadiz*

*Nach dem Gemälde von Eugenio Caxes im Prado in Madrid*

wohl nicht leicht gelingen; ja gerade für die spanischen Zustände bietet diese Erklärung umso größere Schwierigkeiten, als die Inquisition und die Zensur sich hindernd in den Weg stellen. Unmöglich können sie in dem Maße verdummend und verfinsternd auf die Entwicklung des spanischen Geistes gewirkt haben, als man ihnen Schuld gibt. Wie hätten sich sonst grade die exakten Wissenschaften, die angewandte Mathematik, die Physik, die Astronomie, die Chemie zu bedeutenden Leistungen aufschwingen können, grade sie, deren Resultate mit der biblischen Ueberlieferung so leicht zu Konflikten führen? Genügt es nicht, Namen zu nennen wie Lope de Vega, Cervantes, Calderon, um nur solche anzuführen, die auch außerhalb Spaniens jedem Laien bekannt sind, um zu beweisen, daß die Inquisition und

Zensur den Genius, wenn er sich zeigte, jedenfalls nicht unterdrückt haben. Und wie leicht hätte sich wohl eine Handhabe in den geistlichen Stücken der großen Dramatiker finden lassen, wenn es der kirchlichen Behörde darauf angekommen wäre, sie verderben zu wollen. Gewiß hat die Inquisition das Ihrige getan, um die große Masse in ihrer geistigen Trägheit zu erhalten, sie hat für den, der den Ausdruck liebt, das Volk „verdummt“; aber [ist das nicht eine staatliche Notwendigkeit? Bildung ist ein Vorrecht weniger, allzu weniger; der Fortschritt hat nicht für Bildung gesorgt, er hat eine unzulängliche Halbbildung verbreitet, und zeigt es sich nicht alle Tage, daß man ein Volk von Halb- und Viertelgebildeten nicht regieren kann? Vielleicht ist es unmoralischer, ein Volk mit Hilfe der Wahrheiten des Evangeliums „dumm“ zu machen, als mit den schönen Redensarten aus der sozialistischen oder kommunistischen Phrasenmühle; aber im Endzweck läuft es doch auf eines heraus. Und die Inquisition ließ ihren Opfern wenigstens die Hoffnung auf ein Jenseits, während man dem dummen Pöbel von heute auch diese noch genommen hat. Und die Versprechen für das Diesseit kann man ja auch nicht halten. Mag die Inquisition gewesen sein, was sie will, im geistigen Leben der spanischen Nation kann sie unmöglich die Rolle gespielt haben, die man ihr zuschreibt, sonst hätte nicht gerade die feinste Essenz des spanischen Geistes ihren Niederschlag in der Literatur finden können, zur Zeit, als Inquisition und Zensur im Vollbesitz der staatlichen Macht waren.

Philipp II. war ein Mann, der wissenschaftlichen Bestrebungen ein reges Interesse entgegenbrachte und sie zu fördern wußte. Er schickte seinen Leibarzt Herrera nach Amerika, um Fauna und Flora Westindiens zu erforschen, er gab Ambrosio de Morales den Auftrag, die Bibliotheken und Kunstsammlungen des nördlichen Spanien zu untersuchen und ihm darüber zu berichten. Er sorgte für die Organisation des Reichsarchivs in Simancas und brachte im Escorial eine Sammlung von Manuskripten und gedruckten Büchern zusammen, die an Kostbarkeiten ihresgleichen sucht. Er hat die maurischen Traditionen aufgenommen, als er in Aranjuez einen botanischen Garten anlegte, der hauptsächlich der Kultur der Medizinalgewächse diente und ein Vorbild wurde, dem andere europäische Herrscher nachzueifern strebten. Ein Spanier Fernan Perez de Oliva war der eigentliche Erfinder des Telephons; Ambrosio de Morales ist ein glaubwürdiger Zeuge für die erfolgreichen Versuche, die er mit seinen Apparaten anstellte. Und er wurde nicht wegen Zauberei verfolgt? Er war zum Lehrer des Infanten, des künftigen Philipp II., bestimmt, als er 1533, erst 36 Jahre alt, starb. An die Spitze dessen, was Spanien im 16. Jahrhundert der Welt bedeutete, darf man wohl die Impulse stellen, die es der katholischen Kirche mitgeteilt hat. Ist es ihm nicht gelungen, die Rolle der katho-





### *Bauernfrau und Spaziergänger*

*Stoffstudie, die Velázquez 1647 zu dem Bilde des Juan B. del Mazo, der Ansicht von Zaragoza malte. Prado in Madrid*



### *Der Escorial*

lischen Großmacht auf politischem Gebiet zu behaupten, so hat es dafür auf dem geistigen Felde Lorbeeren geerntet, die im Sinne des Katholizismus unverwelklich sein dürften. Was wäre aus der römischen Kirche geworden ohne Ignaz von Loyola? Schon einmal war ein Spanier der sinkenden Kirche zu Hilfe gekommen, als Domingo de Guzman im Beginn des 13. Jahrhunderts seinen Orden stiftete; aber so viel die Dominikaner getan haben, um die Kirche vor der Ketzerei zu schützen, die Gesellschaft Loyolas tat unendlich viel mehr. Der Heilige Dominikus, ein brutaler Draufgänger, der nur mit dem Schwerte dreinzuschlagen wußte und den Scheiterhaufen allen sanfteren Mitteln weitaus vorzog; der Heilige Ignaz, ein überlegener Intellekt, ein geistiger Organisator, wie es nur wenige gegeben hat. Ein Mann, der aus den Zeiten der Reconquista zu stammen schien, Krieger und Glaubensheld in einer Person und ein Kenner des menschlichen Herzens in allen seinen Regungen. Eine nüchterne, praktische Brauchbarkeit, die immer nur das nächste, wirklich erreichbare Ziel im Auge hat und doch nie auf den letzten, höchsten Ehrgeiz



*Wundertätiges Kruzifix im Kapuziner-Kloster in Madrid  
das Juden mißhandelt haben sollten. A. D. 1630*

*Kupferstich von D. F. Gazon*

verzichtet, vereinte sich bei ihm mit einer schwärmerischen Idealität, die zur höheren Ehre Gottes zu allem bereit war. Er bot der Kirche das System, das sie vom Untergang gerettet hat und den Baum, der schon verdorrt zu sein schien, zu einer neuen Blüte brachte. Er hat die Reformation der römischen Kirche begonnen, die seine Nachfahren durchführen konnten. Man versuche sich die katholische Kirche der letzten vierhundert Jahre ohne die Jesuiten zu denken, und man wird dann den Haß begreifen, mit welchem die nichtkatholische Welt die Gesellschaft Jesu verfolgte, die allein dieser Gemeinschaft, der man beinahe Herr geworden war, die Weiterexistenz ermöglichte. Karl I. und Philipp II. haben den Protestantismus nicht ausrotten können; aber während sie noch dafür stritten, tat Spanien mehr für die katholische Kirche, indem es ihr Ignaz von Loyola schenkte.

Den bestimmenden Einfluß auf Welt und Weltgeschehen, den Spaniens Geld und Spaniens Krieger dem Lande nicht zu sichern verstanden, erreichte es durch die in Ignaz von Loyola zusammengeballte Geistigkeit. In der von ihm gegründeten Gesellschaft stand der römischen Kirche eine Heerschaar zu Gebot, die ihr größere Eroberungen zu Wege brachte, als alle Diplomaten und Feldherren Spaniens zusammen.





*Die Königsgruft im Escorial*

Man darf den spanischen Einfluß auf die Lehre der katholischen Kirche nicht unterschätzen. Hatte der Kampf mit den Mauren den spanischen Katholizismus jahrhundertlang zu einer kräftigen Betätigung mitten im Leben genötigt, so warf sich der Glaubenseifer, seit dieser Zwang aufgehört hatte, mit umso größerer Wucht auf die Spekulation. Spanien stellte der theologischen Wissenschaft hervorragende Scholastiker zur Verfügung, die in einer Zeit, welche die Scholastik eigentlich schon überwunden hatte, die mittelalterliche Auffassung des Dogmas aufs neue und mit neuem geistigem Rüstzeug zu verteidigen suchten. Die Kommentare zu Aristoteles und Thomas Aquin, die aus den Studierstuben der Theologen von Salamanca hervorgingen, genießen noch heute in der Kirche hohes Ansehen. Wenn die römische Kirche ihren Kultus im Laufe der letzten Jahrhunderte immer mehr auf die Verehrung der Gottesmutter eingerichtet hat, wenn die Heilige Jungfrau ihren Sohn eigentlich ganz in den Hintergrund drängte, so ist auch der Impuls zu dieser Wendung der kirchlichen Bräuche und Anschauungen von Spanien ausgegangen. Gerade in Spanien trieb der Marienkultus im siebzehnten Jahrhundert seine üppigsten Blüten. Es sind damals ganze Bibliotheken von spanischen Theo-

logen zum Preise der Gottesmutter zusammengeschrieben worden. Keiner der Orden blieb dabei zurück, Jesuiten, Karmeliter, Franziskaner, Benediktiner wetteiferten förmlich miteinander. Der als Staatsmann und Beichtvater der Königin-Regentin Marianne allmächtige Jesuit Nieremberg, ein in Madrid geborener Deutscher, verfaßte allein zehn verschiedene Werke über die Verehrung der allerseligsten Jungfrau. Die weltliche Schriftstellerei tat es jener der Theologen gleich, Calderon und Lope de Vega verherrlichten sie auf der Bühne, die Lyriker in Versen, der Staat huldigte ihr offiziell, als König Philipp IV. sein Reich feierlich unter den Schutz der unbefleckten Empfängnis stellte.

Als der Jesuit Gumpenberg 1672 in einem großen Atlas Marianus 1200 wundertätige Marienbilder der ganzen Welt beschrieb, da entfielen von diesen auf Spanien 465 und 12 davon auf Sevilla allein. Der zu leidenschaftlicher Inbrunst gesteigerten Verehrung genügte bald nicht mehr der Tribut, den Menschen darzubringen hatten, der Himmel selbst sollte durch den Mund seiner Kirche sprechen. Die Erhabene sollte aller menschlichen Fehle entkleidet, der Erbsünde entrückt werden; durfte sie nicht Göttin werden, so doch der Sterblichen allererste. Was jahrhundertlang nur der Zankapfel zweier rivalisierender Orden gewesen, die Lehrmeinungen der Thomisten und Scotisten von der unbefleckten Empfängnis Mariä wurde auf einmal ein Schlagwort, welches die spanische Volksseele, wie man heute so hübsch sagen würde, zum Kochen brachte. Im Anfang des 17. Jahrhunderts setzt in Andalusien, zumal in Sevilla, die Bewegung ein, die von Rom die Dogmatisierung der unbefleckten Empfängnis forderte. Es bildeten sich Parteien für und wider, und es hat im hin und her der Erregung oft genug blutige Köpfe deswegen gegeben. Es ist gerade, als habe der Maurentöter Santiago seine Rolle ausgespielt und dem weib-



*Die Bibliothek im Escorial*



*Wohnzimmer König Philipp II. im Escorial*

lichen Element Platz gemacht; das männliche Draufgängertum wird durch die hysterische Melancholie exaltierter Nonnen in seiner Tatkraft gelähmt. Maria von Agreda, Marina von Escobar, Hyppolita Rocaberti u. a. sind von der Kirche unvergessen, nur Therese von Jesus aus Avila aber gehört von ihnen der Weltliteratur an, weil nur sie auf die weitere Welt gewirkt hat. Eine Visionärin, die unter den Offenbarungen, die ihrem inneren Schauen zuteil wurden, schwer zu leiden hatte, die bei Lebzeiten viel gefeiert und noch heftiger angefeindet wurde, besaß sie eine Energie, die ihr half, über ihre peinigende Nervenkrankheit Herr zu werden, um allen Verfolgungen zum Trotz in die Weite zu wirken und zu schaffen. Kann sich die Reform des Karmeliterordens, die sie durchführte, in ihrer Bedeutung nicht mit der Stiftung Loyolas vergleichen, so hat sie durch ihren Briefwechsel mit hoch und nieder nicht minderen Eifer für die Reform der Kirche und des Klerus an den Tag gelegt wie der Heilige Ignatius. Ihre Schriften erschienen erst nach ihrem Tode. Sie zeigen die Heilige als eine Meisterin der Sprache und des Stils, und wenn sie, welche die Literarwissenschaft zu den berühmtesten Frauen rechnet, welche je die Feder geführt haben, weniger bekannt





### *Der Königliche Alcazar in Madrid zur Zeit Philipp II.*

*Nach einer gleichzeitigen anonymen Radierung. Aus Karl Justi, Miszellen*

ist, als sie es verdiente, so liegt das an dem Charakter ihrer Werke, die sie für alle, die außerhalb der katholischen Kirche stehen, nur schwer genießbar macht. Zu ihren Korrespondenten hatte auch Philipp II. gehört, der mit Maria von Agreda ebenfalls in Briefwechsel stand. Er wandte den Aeüßerlichkeiten des kirchlichen Lebens entschieden ein lebhaftes Interesse zu; in den liebenswürdigen Briefen, die er während seines langen Aufenthaltes in Portugal an seine Töchter gerichtet hat, spielen die Besuche von Klöstern und Kirchen, die Prozessionen, die Autos de fé und ihre Unterschiede von den spanischen Veranstaltungen gleicher Art, eine große Rolle, aber seine Hauptaufmerksamkeit gehörte ihnen nicht.

Philipp II. hatte das Glück, gleichzeitige Historiker zu finden, die die Taten seines Vaters und die Ereignisse seiner eigenen Regierung glanzvoll dargestellt haben; er verdankte ihnen den Ruhm, der größte spanische Herrscher zu sein. Die spanische Geschichte des Jesuiten Juan de Mariana wird in seiner Heimat so hoch geschätzt, daß die Kritik sich zu der Behauptung verstieg: Rom besitze einen halben Geschichtsschreiber, Spanien einen und die übrigen Nationen keinen. Trotzdem liegt die Bedeutung des spanischen Schrifttums jener beiden Jahrhunderte nicht in den wissenschaftlichen Werken, sondern in der schönen Literatur; im Roman und im Drama war Spanien der übrigen Welt weit voraus. Auf diesem



### *Der Königliche Alcazar in Madrid unter Philipp IV.*

*Nach einer Radierung von Louis Meunier*

Gebiet hat die dichterische Begabung des spanischen Volkes sich in wunderbarer Kraft und Stärke offenbart, in einer Ursprünglichkeit der Motive und einer Originalität der Behandlung, daß die anderen sie in glücklichen Stunden erreichen, aber nicht übertreffen konnten. Die erzählende Literatur hat gleich mit dem Lazarillo de Tormes einen Trumpf ausgespielt. Es ist der erste Schelmenroman und insofern selbst ein Schelm, als man noch nicht dahinter gekommen ist, wer ihn eigentlich verfaßt hat. Ein scharfer Beobachter jedenfalls, ein Kenner der Volksseele, ihrer Triebe und ihrer Neigungen, und wenn das Bild der Zeit und ihrer Menschen, das er gibt, auch aus der Froschperspektive gesehen ist, so schildert er dafür die Umwelt seines Helden nur umso kecker und anschaulicher. Die Charaktere sind plastisch herausgearbeitet. Er tut einen vollen Griff in das Leben seiner Zeit, das uns das Spanien vor Augen führt, wie es sich unter Karl I. gestaltete, und den Prozeß erkennen läßt, der sich in der sozialen Umschichtung der spanischen Gesellschaft dieser Epoche vollzieht. Wenn der Lazarillo de Tormes seinen Stammbaum auf den lügnerischen, faulen, schmutzigen, streitsüchtigen Trunkenbold zurückführen kann, der einst den Erzpriester von Hita bediente, so erfreute er sich selbst einer zahlreichen Nachkommenschaft. Der Guzman de Alfarache des Mateo Aleman, Don Pablo de Segovia von Quevedo, Marcus Obregon von Espinel und andere Schelmenromane haben dieses Genre mit nicht geringerem Geschick bearbeitet. Man lernt durch sie das Spanien des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts kennen und zwar immer ebener Erde.



### *Der Königliche Alcazar in Madrid unter Philipp IV.*

*Nach einer Radierung von Louis Meunier*

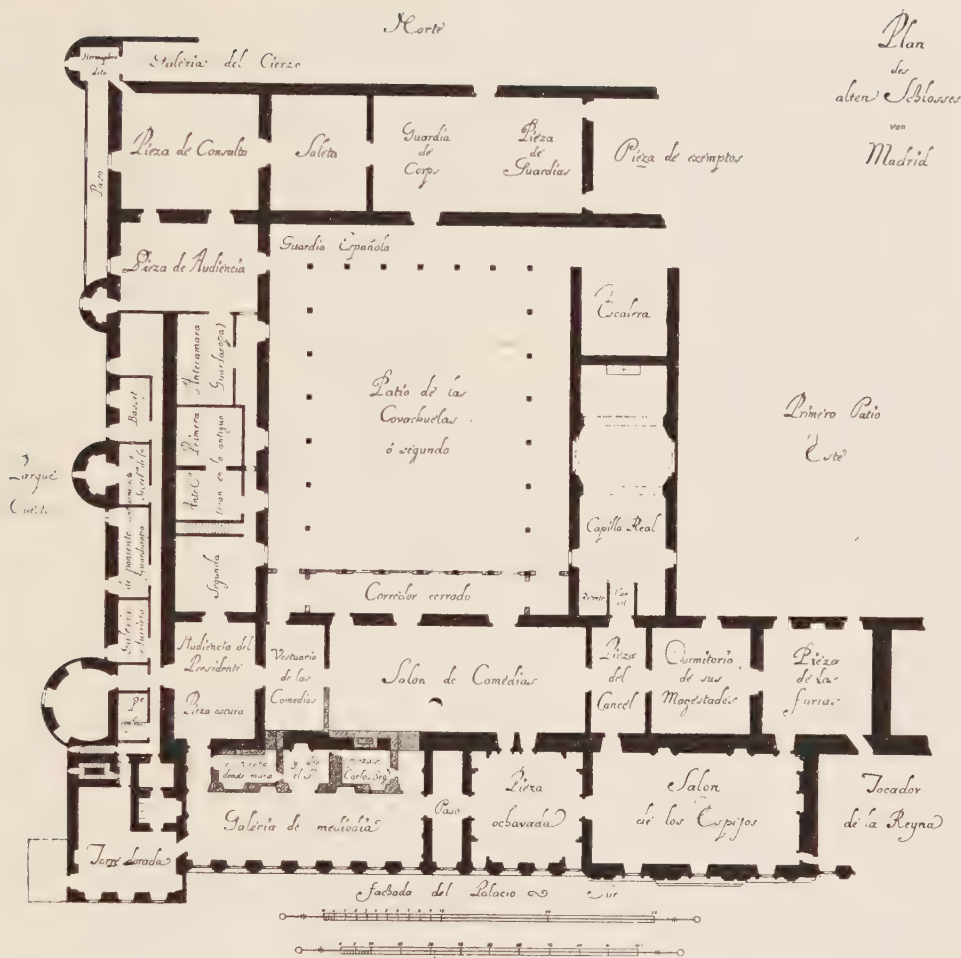
In die höheren Regionen gelangt der Leser nicht, und man wird sich hüten müssen, das Bild zu verallgemeinern oder den Maßstab, den man erhält, an alle Klassen anzulegen. Aber wie viel man vielleicht auch gut tut von der Wahrscheinlichkeit abzuziehen, unterhaltend bleiben die Verfasser immer, und ganz erfunden können schon mit Rücksicht auf den Leserkreis, mit dem sie zu rechnen hatten, Situationen und Charaktere nicht sein. Der Beifall war allgemein, weit über Spaniens Grenzen hinaus. Unser Simplizissimus, das Bild Deutschlands im dreißigjährigen Kriege, ist ein Abkömmling des spanischen Schelmenromans, und Lesage hat ihm alle Kunstgriffe der Mache in so vollendeter Weise abgelauscht, daß sein berühmter Gil Blas in der Tat mehr spanische Züge trägt als französische und von manchen nationalistischen Heißspornen auch schon als Plagiat erklärt worden ist.

Der älteste Sohn des Lazarillo heißt indessen Sancho Pansa, und wenn wir ihn zuletzt nennen, so geschieht das mit Rücksicht auf seinen illustren Herrn. Don Quijote steht ganz allein für sich. Der sinnreiche Ritter von der traurigen Gestalt hat keine Ahnen und keinen Verwandten; man kann ihn mit niemand und mit nichts vergleichen, man darf ihn nur lieben.

Cervantes literarisches Gepäck ist beträchtlich, in die Unsterblichkeit ist er nur mit seinem Don Quijote eingezogen. Es mag sein, daß dem Dichter, als er sich an die Niederschrift seines Buches begab, nichts anderes vorschwebte als eine Satire gegen die Ritterromane, deren bombastischer Unsinn noch immer sein Publikum



fand, aber wenn es wirklich seine Absicht war, diese faden Schmöker zu ironisieren, so hat sich sein Stoff als der stärkere erwiesen. Er hat ihn mit sich fortgerissen und hoch, hoch über seinen ursprünglichen Zweck hinausgehoben. Sein irrrender Ritter sollte wohl ein Narr werden, aber Cervantes hatte sein Charakterbild so tief angelegt, mit so vielen Zügen von Seelenadel und Großherzigkeit ausgestattet, daß ihm der Held ganz unter der Hand zu dem Sinnbild des Menschen an sich wurde. Vielleicht war es ihm ursprünglich darum zu tun, eine Karikatur zu schaffen; aber unversehens gab er diesem Geschöpf einer spielenden Laune so viel von sich selbst und dem Ethos einer wahrhaft vornehmen, im besten Sinne ritterlichen Natur auf den Weg, daß die komisch gemeinte Figur wirklich und wahrhaftig zum Helden wird. Sie gewinnt die Sympathie des Lesers und behält sie. Das Lachen weicht der Rührung, der Spott dem Mitgefühl, ja welcher ernste Leser glaubt nicht oft genug wie in einen Spiegel zu blicken, wenn er sieht, wie der sinnreiche Ritter in der besten und reinsten Absicht immer das Verkehrte und Lächerliche tut. Man hat den Don Quijote ein Buch für Weise und für Männer genannt, und wenn er ein Unterhaltungsbuch ist, so ist das nur so zu verstehen, daß er den traurigsten Ernst in die Form leichten Scherzes kleidet. Cervantes besitzt die philosophische Tiefe von Goethes Faust, den Humor Shakespeares, die bizarre burleske Komik von Rabelais und dazu eine originelle Kunst der Darstellung, deren überzeugende Kraft unvergleichlich ist. Indem er dem edlen Menschen die gemeine Natur als Gegenspieler zur Seite stellt, bemächtigt er sich, vielleicht anfänglich ungewollt, des ungeheuren Gegensatzes zwischen Ideal und Wirklichkeit. Aus diesem harten Zusammenstoß hochfliegender Ideen und nüchterner Tatsachen, auf dem die Komik beruht, entwickelt sich gleichsam wie der Canevass, den der Dichter mit den bunten Fäden seiner Phantasie bestickt, die groß stilisierte Allegorie des Romans, die immer den Geist und die Materie, die Poesie und die Prosa einander gegenüberstellt. Menschentum und Menschenwesen sind im letzten Grunde immer kleinlich und lächerlich, eine Erkenntnis, die unedle Naturen frivol, edle traurig macht. Diese Stimmung des Mitleidens schwingt durch den ganzen Roman wie der Grundton echter und rechter Menschlichkeit, der das närrische Treiben der Welt nur ein heiteres Lächeln abnötigt und deren mildes Verstehen selbst die Niedrigkeit und die Schlechtigkeit nur als Elemente des Komischen wertet. Cervantes hat die Erfahrungen eines vielgeprüften Mannes in seinem Roman niedergelegt, Erfahrungen, die er in den absonderlichsten und unerfreulichsten Lagen des Lebens gesammelt hatte, ist der Don Quijote doch im Kerker begonnen worden. Er kannte Spanien als Beamter, die Fremde als Krieger. Seine Beobachtungsgabe war scharf, die Auffassungskraft ursprünglich und nicht durch ausländische Muster abge-

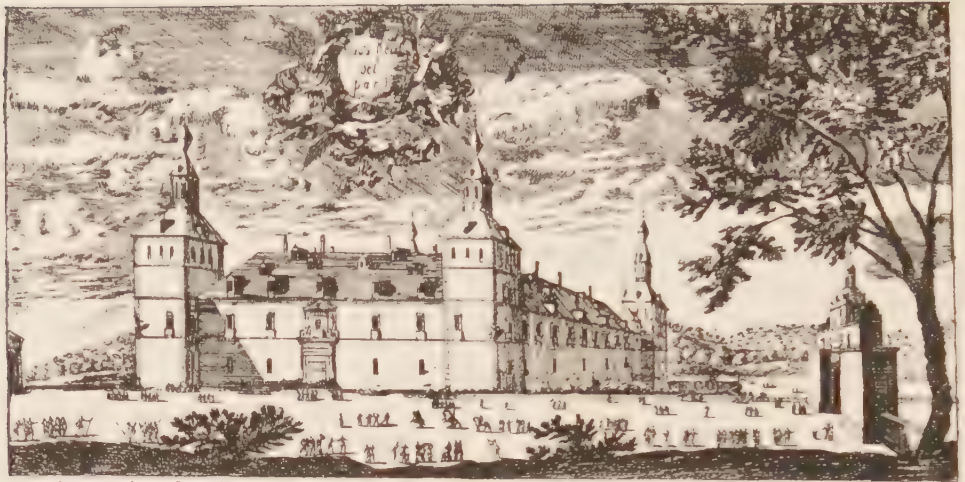


### Die königlichen Wohngemächer im Alcazar zu Madrid

Nach einem Plan aus dem 17. Jahrhundert. Aus Karl Justi, Velazquez. Band I

lenkt. Das Bild seiner Zeit und seiner Zeitgenossen, das er im Don Quijote gibt, ist ungemein anschaulich; der Held verkörpert gewissermaßen den Nationalgeist des damaligen Spanien, der einen so hohen Flug nahm, daß er die Realitäten aus den Augen verlor.

Der Don Quijote, dessen erster Band im Jahre 1605 erschien, gehört zu den köstlichsten Besitztümern der Menschheit, und es spricht für die literarische Bildung des Volkes, daß sein Erscheinen auch gleich ein voller Erfolg war. Im ersten Jahr kamen sofort fünf Ausgaben heraus, bis heute in Spanien allein über



VEUE DU PALAIS DU PARDE MAISON DE PLAISANCE DES ROIS ESPAGNE  
BÂTI PAR L'EMPEREUR CHARLEQUINT A DEUX LIEUES DE MADRID

Palacio de la casa Real del pardo que está a  
dos leguas de Madrid

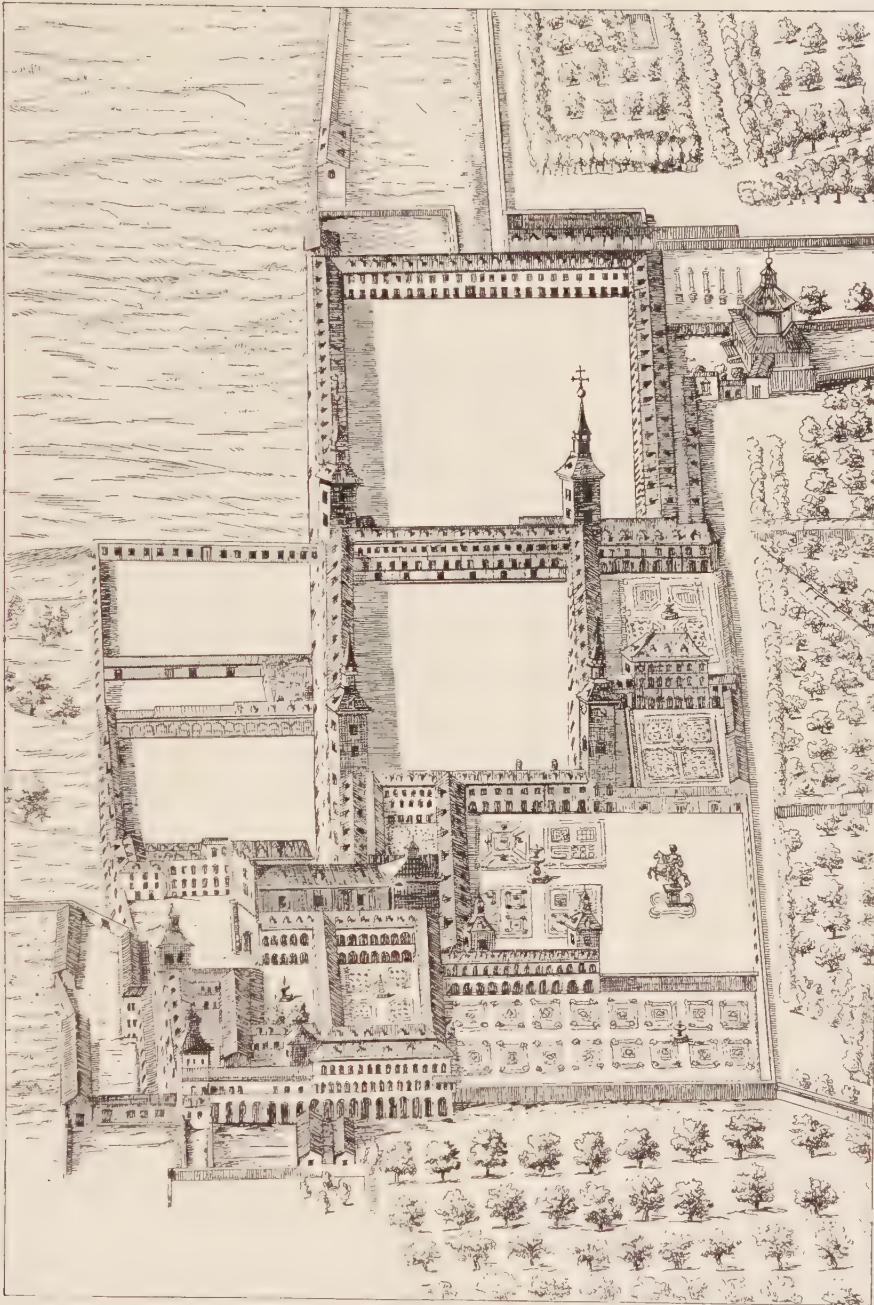
### *Das Lustschloß El Pardo bei Madrid*

*Nach einer Radierung von Louis Meunier*

400 Drucke. Das Buch ist 200mal in das Englische, 170mal in das Französische übersetzt worden, und in die deutsche Sprache wurde es 70mal übertragen. Vielleicht darf man aber in diesem Zusammenhang dem Bedauern Ausdruck verleihen, daß ein Buch von diesem Wert und dieser Bedeutung den Fabrikanten von Jugendschriften zur Beute fiel. Ihre geschäftigen Finger haben es entwürdigt und entweiht und aus seinem Tiefsinn nur banale Späße für Unmündige geschöpft. Wir müssen es wiederholen, der Don Quijote ist für Weise und Männer, nicht für Kinder.

Neben dieser Leistung des spanischen Geistes tritt alles andere, was die Zeit literarisch produzierte, in den Schatten, sogar alles Uebrige, was Cervantes selbst außerdem noch geschrieben hat. Es mangelte dem Lande nicht an geistreichen Köpfen, die eine gewandte Feder zu führen wußten, und da Karl I. mit seinen Heeren in halb Europa umherzog, Philipp II. seine Truppen dauernd im Ausland beschäftigte, so fehlte es nicht an Anregungen. Die Dichter fahren fort, wie im 15. Jahrhundert, in Italien in die Schule zu gehen. Juan Boscán, Garcilaso de la Vega u. a. können sich nicht von den italienischen Formen frei machen, aber verhängnisvoller als ihre Art und Weise, kastilianisch in Sonetten und Terzinen zu reimen, war die Bekanntschaft der schönen Geister mit dem Dichter Marini, dessen übertriebenen Stil Gongora in Spanien heimisch machte. Geschraubte Wendungen, gesuchte Bilder, gehäufte Tropen und Metaphern werden Mode, bis das wenige, was der Dichter etwa zu sagen hat, im Schwulst einer gequälten Sprache





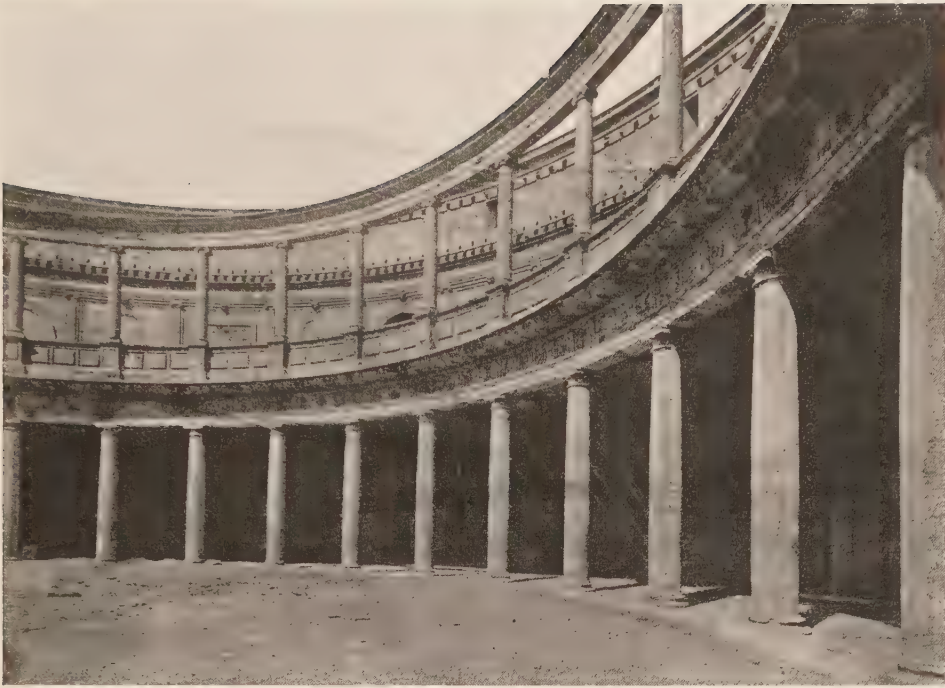
*Schloß Buen Retiro bei Madrid zur Zeit Philipp IV.*

*Aus Museo Español de Antiquedades*



*Das Ayuntamiento in Sevilla*

und absichtlich undeutlich und dunkel gehaltener Ausdrücke zugrunde geht. Es war eine Dichtung für „Gebildete“, die stolz darauf waren, alle die Anspielungen zu verstehen. Wie es gemeint war, zeigt der Umstand, daß zu einem Gedichte Gongoras, das nicht mehr als 127 Strophen umfaßte, ein Kommentar von 400 Quartseiten geschrieben werden konnte. Die Rechnung auf die Eitelkeit der Leser aber war nicht umsonst gemacht; der *estilo culto*, der Gongorismus, drang im siebzehnten Jahrhundert in den ganzen Betrieb der Literatur und machte sich selbst in den Predigten breit. Dem Schwulst, in dem sich Gongora gefiel, nah verwandt ist der Stil, in dem Francisco de Quevedo schrieb. Er gehört zu den interessantesten Persönlichkeiten des spanischen Parnasses, ungemein vielseitig, unterrichtet, außerordentlich begabt. Die Spanier schätzen ihn als tiefen Denker, feinsinnigen Dichter, liebenswürdigen Erzähler, klugen Politiker und scharfen Satiriker. Er war in allen Sätteln gerecht; ein Tagesschriftsteller im modernen Sinn, dem jede Gelegenheit recht war, sich zu äußern und seine Ideen vor das große Publikum zu bringen. Seine Träume und Gesichte, halb satirische, halb ernste Zeitbilder, bearbeitete Moscherosch in deutscher Sprache.



*Hof im Palast Kaiser Karl V. auf der Alhambra*

Dichtung und Roman suchten ihr Publikum nur unter den Gebildeten und waren daher in ihrer Wirkung beschränkt, das Drama dagegen wirkte in die Breite und gewann Einfluß auf die große Masse. Das spanische Theater erlebte unter den ersten Habsburgern seine Blütezeit, und es hat ungleich der übrigen Literatur weder Inhalt noch Form der Fremde entliehen. Die Neigung des spanischen Volkes für die Bühne muß sehr stark gewesen sein, denn es gab in Spanien schon im Beginn des 16. Jahrhunderts stehende Theater, wenn sie auch bescheiden waren, und während im übrigen Europa Frauen die Bühne erst am Ende des 17. Jahrhunderts betreten haben, finden wir sie in Spanien schon zweihundert Jahre früher. In einem Gesetz Karls I., das er 1534 in Toledo erließ, werden neben männlichen Komödianten Frauen in einer Weise erwähnt, die darauf schließen läßt, daß Schauspielerinnen etwas ganz Bekanntes und Selbstverständliches waren. Das ist auffallend, denn die Kirche ist gegen sie stets sehr wenig duldsam gewesen. Man hat ihnen im siebzehnten Jahrhundert die Hosenrollen ausdrücklich verbieten müssen, zu einer Zeit, als in England und Frankreich noch alle Frauenrollen von Männern gespielt wurden. Die Bibel, die Legende der Heiligen, die so leicht mit der Lokal-





*Palast Kaiser Karl V. (König Karl I.  
auf der Alhambra. Eingang*

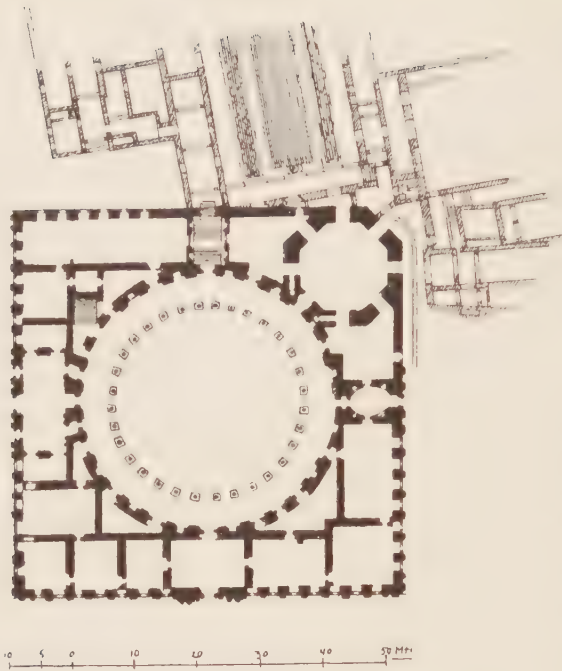
geschichte zu verschmelzen war, gaben die Stoffe zu Darstellungen, die gern mit Szenen aus dem Leben des Tages verbunden wurden. Sicher ist dabei viel improvisiert worden, betrachtet man doch als Gründer des spanischen Theaters den Lope de Rueda, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts seine Stücke in ganz Spanien aufführte und als Schauspieler größere Bedeutung beansprucht wie als Dichter. Die Zuschauer waren nicht anspruchsvoll. Die Aufführungen fanden meist in den Höfen bestimmter Häuser statt, deren Fenster dem besseren Publikum als Logen dienten, die Bühne war ein einfacher Verschlag ohne Dekorationen oder Verwandlungen. Auch die Kostüme

waren von der größten Bescheidenheit und Einfachheit; man hört von Schafspelzen, die mit Goldpapier ausgeputzt sind, als besonderen Prunkstücken der Garderobe. Waren sie mit den Aeüßerlichkeiten des Hauses und der Truppe leicht zufrieden gestellt, so waren die Zuschauer dagegen ungemein anspruchsvoll in allem, was das Stück selbst angeht, besonders scheinen sie auf Neuigkeiten einen geradezu unmäßigen Wert gelegt zu haben. Sie wollten immer neues hören, und dieses unbescheidene Verlangen erklärt wohl die geradezu abnorme Fruchtbarkeit der spanischen dramatischen Autoren jenes Zeitalters.

An ihrer Spitze steht Lope de Vega, der nach seiner eigenen Angabe 1500 Komödien geschrieben hat, in welcher Zahl die geistlichen Schauspiele und die kurzen Scherzspiele noch nicht einmal inbegriffen sind. Und das Erstaunlichste, dieser Vielschreiber war nicht nur der fruchtbarste Dichter aller Zeiten, sondern auch einer der bedeutendsten; ein Mann, der etwas zu sagen hatte und alles, was er sagte, mit Anmut vorzubringen wußte. Er ist der Begründer des spanischen Dramas geworden, denn er wählte nicht nur seine Stoffe aus dem Ideenkreise



*Das Kloster der Heil. Therese in Avila*



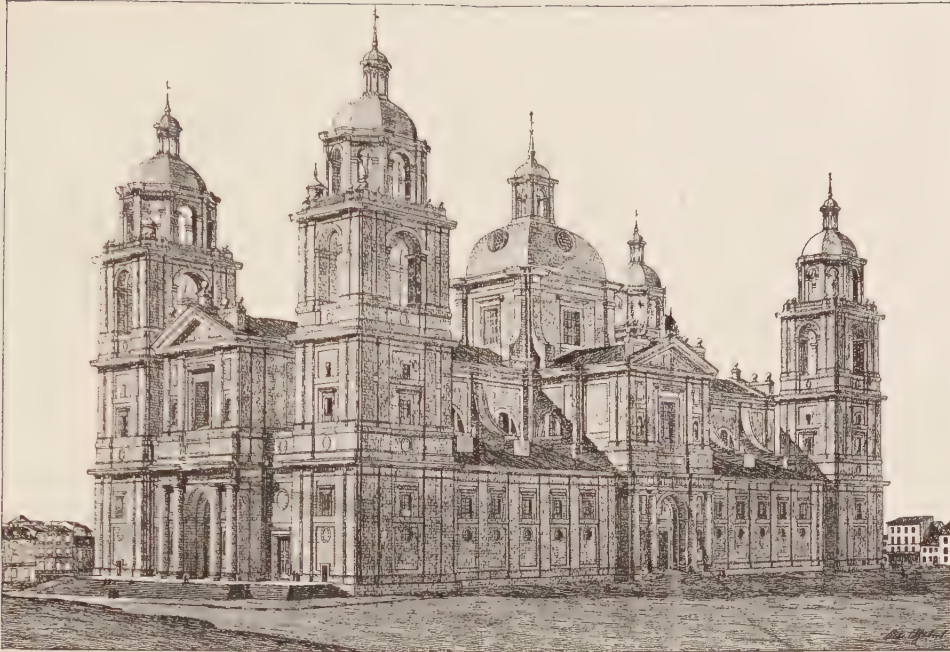
*Grundriß des Palastes, den König Karl I.  
von Pedro Machuca auf der Alhambra  
errichten ließ*

*Aus Karl Justi, Miscellen. Band I*

seiner Nation, er gab ihnen auch in der Form und der Behandlung das Volkstümliche, das sofort im Hörer die verwandten Saiten erklingen läßt. Lopes Erfindungsgabe muß unerschöpflich gewesen sein, so groß wie die Leichtigkeit seiner Hand. Das Schreiben ging ihm so glatt vonstatten, daß er zu manchen seiner Dramen nicht mehr als 24 Stunden gebraucht haben soll. Mit diesen Eigenschaften ausgestattet, war er allerdings der rechte Mann für eine theaterwütige Zeit. Er war imstande, fortwährend neues zu bieten, und alle seine Schöpfungen atmen spanische Luft, beruhen auf der Denkungsart seiner Umgebung, deren Eigentümlichkeiten in Sitten,

Gewohnheiten und Charakteren er vorzüglich geschildert hat. Nimmt man dazu den Wohlklang einer schönen und sorgfältig gepflegten Sprache und die Beherrschung aller Stilarten, so begreift man, daß Lope die spanische Bühne fast vierzig Jahre beherrscht hat. Er scheint in Spanien die Rolle gespielt zu haben, die Voltaire im 18. Jahrhundert zufiel, die des anerkannten Königs der Literatur. Sein Name wurde, dürfen wir Perez de Montalban glauben, zum allgemeinen Sprichwort, wenn man eine gute Sache bezeichnen wollte. Am meisten gerühmt wurden seine Intrigenstücke, die sogenannten „Mantel- und Degenstücke“, in denen er die Abenteuer zweier Verliebten in immer wechselnder Fassung zu variieren versteht. Seine historischen Dramen, die die an Glanzmomenten so reiche Geschichte Spaniens behandelten, nährten den Nationalstolz; er spielte auf der Volksseele, wie auf einem Instrument, das nur er zu meistern verstand, und als er 1635 starb, klagte man, er habe das spanische Schauspiel mit sich in die Grube genommen. Diese Furcht war unbegründet, sein würdiger Nachfolger war in Calderon bereits gefunden und auf dem Platze.





### *Herreras Entwurf für die Kathedrale in Valladolid*

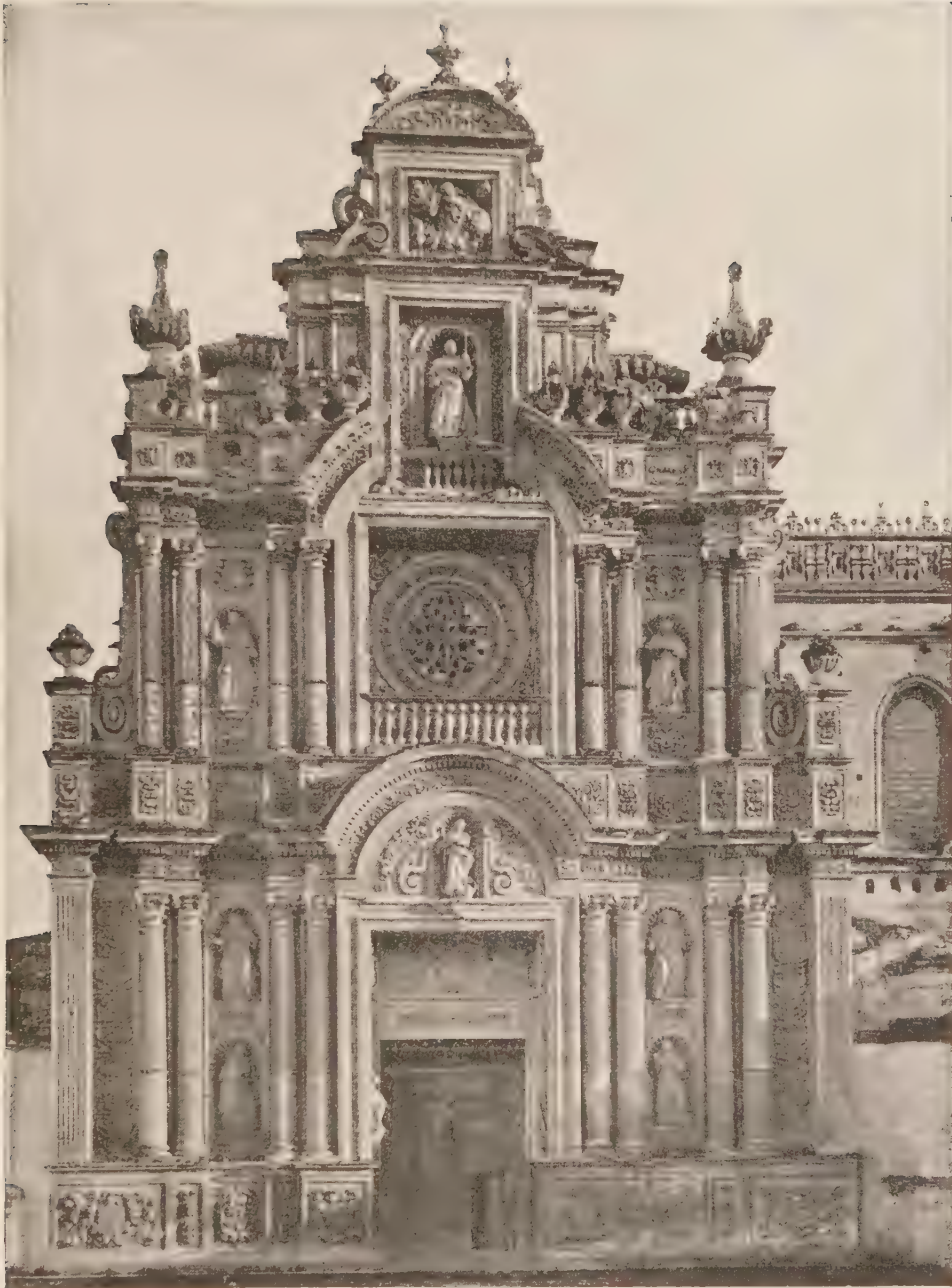
*Rekonstruktion nach dem Modell und den Originalplänen von Otto Schubert*

*Aus Schubert. Das Barock in Spanien, Eßlingen 1908*

Calderon wurde der Erbe des Ruhmes, den Lope errungen hatte, und er hat im Laufe der Zeit seine großen Vorläufer sogar verdunkelt. Er besitzt die gleiche Phantasie und den gleichen Reichtum an Ideen, aber er weiß sie der künstlerischen Absicht unterzuordnen, der Verstand zügelt sie. Er hat sich wie Lope in allen Spielarten des Dramas versucht und seine Stoffe aus allen Gebieten der Bildung geschöpft, sein eigentlicher Ruhmestitel aber beruht doch auf seinen geistlichen Schauspielen, den Autos sacramentales. Diese Motive beherrscht er mit der unfehlbaren Sicherheit des echten Genies, das seine Wunderwerke auch dem sprödesten Gestein abringt. Die Schönheiten des christkatholischen Glaubens umhüllen seine Strophen mit einem so wunderbaren Zauber und Wohlklang, daß selbst der Ungläubige ihre Herrlichkeiten ahnt; der Goldglanz echten Gefühls und aufrichtiger Empfindung schimmert überzeugend durch das dichte Gewölke, das die Entfernung der Zeiten und der Geschlechter um diese Dichtungen gelagert hat. Man hat Calderon mit Recht das glänzendste poetische Genie des Katholizismus genannt, denn er bringt die Erhebung des Gemütes durch die Vertiefung des psy-



*Die Kathedrale in Murcia*



*Die Karthause bei Xerez*





*Hof im Hieronymiten-Kloster Lupiana bei Cuenca*

*Lithographie aus España artística y monumental, Paris 1842*

chologischen Gehalts zuwege und erhebt das Besondere des Einzelfalles, den er behandelt, immer auf die Höhe des allgemein Gültigen. Sein Ausdruck ist gefeilter, als der Lopes, Calderon ist von der Krankheit der Zeit, der Neigung zu überstiegenen Phrasen, zum Prunk mit tönenden Worten nicht unberührt geblieben. Auch er war außerordentlich fruchtbar, immerhin zählen seine Stücke nur nach hunderten und nicht nach tausenden wie bei Lope. Beide Dichter haben die Dramatiker ihrer eigenen Nation nicht weniger stark und nachhaltig beeinflußt wie die der fremden Völker; Calderon ist mit einzelnen seiner Stücke heute noch nicht von der deutschen Bühne verschwunden. Wie die Deutschen Goethe, die Engländer Shakespeare, die Italiener Dante, so betrachten die Spanier Calderon als den Dichter, in dem der poetische Genius ihrer Nation sich so eigentlich verkörpert habe, sie sind stolz auf ihn, wie er stolz darauf war, ein Spanier zu sein.

Die übrigen Bühnenschriftsteller ihrer Zeit traten gegen diese beiden sehr zurück, an Tirso de Molina, den Schöpfer des Don Juan, sei wenigstens erinnert und auch daran, daß Corneille sein berühmtestes Schauspiel, den Cid, einem Drama des Guillen de Castro wortwörtlich nachgedichtet hat.



*Toledo. Im Hintergrund der Alcazar Karl I.*





*Fassade der Kirche S. Pablo in Valladolid*

Die beiden Jahrhunderte, in der die Habsburger Spanien beherrschten, sahen mit der Blüte des spanischen Schrifttums auch die der spanischen Kunst. Baumeister, Bildhauer und Maler werden in dieser Zeit frei und selbständig sie lernen wohl noch in der Fremde, aber sie wenden das Gelernte in einer ihnen ganz eigentümlichen Weise an und bringen Schöpfungen zustande, die spanisch in Form und Kern sind. Den Siegeszug der italienischen Renaissance führen auf spanischem Boden die Steinmetzen an, die dem Neuen, das sie als belebendes Element mit sich führt, die Ziermotive absehen. Die Platereske erfährt dadurch eine Auffrischung sehr merkwürdiger Art; sie über-

nimmt zu dem maurischen Motivenschatz nun auch den klassischen, und sie vermischt beide in ganz unbekümmerter Weise. Die Architektur wird dadurch oft zur bloßen Dekoration, zum Vorwand einer Befriedigung des Schmuckbedürfnisses. So ist das Ayuntamiento in Sevilla zur Aeüßerung eines überschwenglichen Gefallens an der Ornamentik geworden; die Bauformen sind nur noch dazu bestimmt, die Träger von Reliefarbeiten zu sein, deren quellende Fülle die Gliederung erstickt, wie Schlingpflanzen den Baum, den sie überwuchern.

Den spanischen Architekten saß die Gotik tief im Blut; sie haben sich nur sehr schwer von ihr getrennt, und auf spanischem Boden ist denn auch die letzte original gotische Kirche der Welt entstanden, die Kathedrale in Segovia. Bei dem Aufstand der Comuneros war 1520 die alte Kathedrale zerstört worden, aber die Wogen des Aufruhrs waren kaum gestillt, als der Neubau auch schon begann und von 1522 bis 1580 mit ganz überraschender Schnelligkeit ausgeführt wurde. Ein Echo des Mittelalters, und nur im harmonischen Wohlklang des Aufbaus schwingt ein Unterton der neuen Zeit mit. Auch die gleichzeitig begonnene Kathedrale in Sala-



manca, die mit der älteren, die man pietätvoller Weise stehen ließ, ein so malerisches Gesamtbild ergibt, ist gotisch ausgeführt worden. Das erste Bekenntnis zum neuen Stil ist in Granada abgelegt worden. Auch hier war der Bau der Kathedrale 1523 noch gotisch angefangen worden; aber das Domkapitel wollte modern sein, und so schickte es seinen Architekten fort und übertrug den Bau einem anderen und jüngeren. Zum ersten Mal versuchte die Renaissance dem spanischen Kirchenbau ihr Gepräge aufzudrücken, aber es ist ihr doch nur halb gelungen. Der Baumeister spricht einen fremden Dialekt, er denkt spanisch-gotisch und sucht nur für seine Idee nach einem Aus-

druck aus dem Sprachschatz der Renaissance. So wandelt er die gotischen Pfeiler zu Säulenbündeln, die er mit korinthischen Kapitälern aufputzt, und er kann sich nicht helfen, er muß die Kuppelgewölbe mit Netzwerk und Rauten überziehen, die nichts als Ornament sind. Der Klassizismus ist nur eine Maske, die die aufrichtige Ueberzeugung schlecht genug verbirgt; im Herzen empfindet man noch immer gotisch, und nur der Verstand möchte so gerne mittun, wenn es sich darum handelt, modern zu sein. Diesem pseudo-klassischen Stil, wie er in Granada zum ersten Male zum Wort kam, ist man auch in Jaen und Malaga gefolgt. In Granada steht auch der erste reine Renaissancebau der Pyrenäen-Halbinsel, der profanen Zwecken dienen sollte. Karl I. brachte nach seiner Verheirathung mit der Infantin Isabella von Portugal auf der Alhambra einige Monate seines jungen Eheglückes zu und dachte wohl daran, seine Residenz noch öfter hier aufzuschlagen. Er ließ sich zu diesem Zwecke von Pedro Machuca einen Palast erbauen, für den einige der Dienerwohnungen des Alcazars der Kalifen abgerissen wurden. Hier liegt eine systematische Planung im Stil der Renaissance vor, Grundriß und Aufriß klar



*Madonna mit Kind*

*Bemalte Statue von P. Torrigiano im Museum zu Sevilla*

durchdacht, das wundervolle Rund des Hofes sinngemäß und künstlerisch als Hauptakzent behandelt. Der Kaiser hat die Muße nicht gefunden, die ihm gestattet hätte, im Arm der Liebe, im Schoße seiner Familie auszuruhen; so verlor er das Interesse an dem Bau, der nur noch langsam fortgeführt wurde und schließlich, als die Geldnot immer drückender wurde, ganz liegen blieb. Er ist niemals fertig geworden, noch heute fehlt ihm das Dach, aber die Quadersteine seiner Mauern, die monolithen Säulen seiner doppelten Marmorhallen trotzen der Witterung und trotzen der Zeit.

Als ein Werk reiner Renaissance steht der Palast Karls I. auf der Alhambra so ziemlich allein. Die spanischen Architekten und Bauherren haben die Renaissance mehr im Sinne der deutschen und niederländischen Kunst als Schmuckmotiv behandelt; die Formelemente derselben haben sich nicht in italienischer Reinheit durchsetzen können. Sie vermählen die gotischen Spitzbogen, Strebpfeiler, die Sterngewölbe und das Fialenwerk gern mit den Gesimsen und Konsolen der Renaissance, und sie haben in dieser Mischung eine Formgewandtheit von überraschender Vielseitigkeit an den Tag gelegt. In der Ausgestaltung der großen Riesenhöfe mit den sie umgebenden Säulenhallen sind die köstlichsten Schöpfungen zustande gekommen. Die Kreuzgänge an den Kathedralen von Leon und Santiago, die Höfe der Universität in Salamanca, des erzbischöflichen Palastes in Alcalá und so viele andre in Palästen, Klöstern und Kollegien, besitzen gerade durch die Mischung der Stilformen einen großen malerischen Reiz. Für den Profanbau bleibt die Tradition des Mittelalters noch lange bestehen. Die Bauherren finden sich nicht so schnell in die geänderten Zustände und errichten ihre Paläste noch weiter, als müßten sie sich darin verteidigen. Den Mittelpunkt der Anlage bildet noch immer der Hof, der ja auch bei den Festen, die sich auf Turniere, Stierkämpfe, Karussells beschränkten, der eigentliche Repräsentationsraum blieb. Im Grundriß herrscht das Quadrat, an den vier Ecken durch Türme betont. Der Aufbau zeigt fensterlose Mauern bis hoch hinauf und oben bestenfalls eine Galerie auf Säulchen, die man als Rest des einstigen Wehrganges ansprechen kann. Diesen Charakter trägt der Palacio Monterey in Salamanca, der nie fertig wurde, der Palast Quiñones in Leon, der Alcázar in Toledo und andere Gebäude aus der Zeit Karls I. Der Eindruck ist meist würdevoll und imposant, aber keineswegs einladend oder lebenswürdig; die vergitterten Fenster und die käfigartigen Balkons erinnern an die maurische Erbschaft: das Mißtrauen gegen die Frau. Noch immer stehen die Kirchenbauten voran, und im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert sind in Spanien für diesen Zweck die größten Prunkstücke des Barockstils entstanden. Weiträumige, üppig angelegte und verschwenderisch durchgeführte Luxusgebäude, in denen ein pomphafter Gottesdienst alle Elemente der Pracht um sich vereint. Die Formen werden ausschweifend, das Material





J. Andseer

Andalusierin





kostspielig, die Häufung plastischen und malerischen Details sinnverwirrend. Allerdings wird das spanische Barock durch einen Bau eingeleitet, der auch nicht einen dieser charakteristischen Züge trägt, der vielmehr in seiner Schlichtheit einzig dasteht, durch das Escorial, die Lieblingsschöpfung Philipps II. Durch sie zeigte der König zwar seine Sinnesart, einen trüben, asketischen Ernst, aber er bewies doch auch, daß er im Grunde seines Wesens eigentlich unspanisch dachte. 1563 von Juan Bautista de Toledo begonnen, ist das Riesenkloster erst 1584 von Juan de Herrera vollendet worden; der maßgebende Architekt aber blieb in all diesen Jahren der König selbst. Er gestattete seinen Baumeistern auch nicht eine Schmuckform, auch nicht einen Zierrat. Die 200 m langen Fronten sind von einer abstoßenden Strenge und von einer Härte, die kaum das Mittelrisalit herauszuheben wagt. Die einzige Schönheit des Baues sind die Granitquadern des Materials, denen der Blick bis in die Wölbungen der Kirchenschiffe folgt, aber sie atmen eine eisige Kälte der Empfindung aus. Ernsthaft, feierlich, gemessen läßt das Escorial einen tiefen Blick in die Seele seines Gründers tun. Eine Seele, der menschliches Gefühl fremd war, oder die es zu unterdrücken strebte, die die Sinnlichkeit kannte, aber nicht die Liebe, die Herzenswärme und Phantasie entbehrte und die selbst für ihren Glauben nur trockene Pedanterie mitbrachte. Alles das ist ganz und garnicht spanisch und so ist das Escorial auch mehr ein Ausdruck der Wesensart seines königlichen Bauherrn, als das des Spaniens seiner Zeit. Juan de Herrera war bei seinem König in eine strenge Schule gegangen. Er begann 1585 den Bau der Kathedrale in Valladolid, einer Kirche, die in riesenhaften Abmessungen geplant war und schon darum stecken blieb, ehe sie auch nur zur Hälfte fertig geworden war. Sie trägt die strengen Züge des Stils, der beim Escorial zur Geltung gekommen ist, nur war die Masse vorteilhafter gegliedert und glücklicher disponiert als bei der königlichen Wohnstätte, die gleichzeitig Kirche, Kloster und Grab bedeutete.

Stärkere Anregungen als die Architekten empfingen die spanischen Bildhauer in Italien, und seit Damian Forment und Alonso Berruguete florentiner und römische Werkstätten besucht hatten, bleibt die Ausbildung der Künstler auf italienischem Boden die Regel. Der Florentiner Pedro Torrigiano läßt sich sogar in Sevilla nieder, zu seinem Unheil; er wurde ein Opfer der Inquisition, in deren Kerkern er zugrunde ging. Italien vermittelt den Spaniern einen hohen Adel der Form und eine vollendete Eleganz der Modellierung, es nimmt ihnen die Scheu vor der Darstellung des nackten Körpers und befreit sie von den Fesseln der Konvention. Zu diesen Elementen fügen die Spanier als ihr eigenes einen Realismus, wie er in der Kunst keines anderen Volkes zur Geltung kam. Sie sind als Plastiker mit dem Ausdruck, der die Form allein gibt, nicht zufrieden; sie verlangen nach der



*Der Heilige Bruno*

*Bemalte Holzskulptur von J. Montañez im Museum von Sevilla*

Farbe, und so entstand im sechzehnten Jahrhundert in Spanien die al estofado bemalte Skulptur als ein ganz spezifisch, nur der spanischen Kunst angehörendes Genre. Im Realismus der Darstellung gehen diese Werke bis an die äußerste Grenze dessen, was dem an klassizistische Farblosigkeit gewöhnten Auge erlaubt scheinen will. Die Künstler bedienen sich in der Tat aller Mittel, die Modellierung und Kolorit an die Hand geben. Dazu eine Beobachtung von der schärfsten Auffassung und in der Wiedergabe eine Wahrheitsliebe, die die krassen Effekte eher sucht als vermeidet. Es ist eine Kunst, an die sich der Nordländer erst gewöhnen muß; ihre großen und starken Wirkungen erschließen sich nicht auf den ersten Blick.

Indessen haben die Künstler, die ihre plastischen Werke polychrom bemalten oder bemalen ließen, es in dieser Art zu hoher Vollkommenheit gebracht, und um die Wende des sechzehnten zum siebzehnten Jahrhundert sind es die Bildhauer, welche den ersten Rang unter den spanischen Künstlern behaupten. Juan de Juni, Gregorio Hernandez, vor allem Juan Martínez Montañes haben Meisterwerke farbiger Skulptur geschaffen. Es sind fast ausnahmslos Plastiken religiösen Inhalts, deren Empfindungsgehalt auf Leiden eingestellt ist. Die Todesnot des Erlösers am Kreuz, die Seelenqualen seiner gepeinigten Mutter, eine zwischen Hoffen und Verzweifeln angstvoll hin und herschwankende Stimmung, das sind die Motive, die mit Vorliebe dargestellt werden, eine Skala des Empfindens, auf der sich religiöse Hingabe und künstlerische Absicht auf das glücklichste verbinden. Die Bildhauer haben aus ihren Vorwürfen alles herausgeholt, was eine überzeugte Frömmigkeit und spielende Herrschaft über das Material zusammen erlauben. Montañes, Alonso Cano u. a. haben Kruzifixe geschaffen, die in der

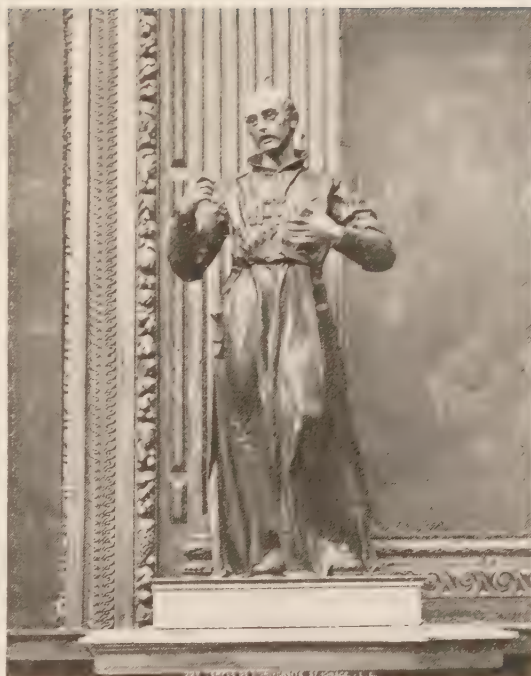


Majestät des Todes nicht die gequälte Menschlichkeit zeigen, sondern den mit sich ringenden Gottmenschen, von dessen Kreuz in unerschöpflichen Strömen Liebe und Erkenntnis ausgehen. Sie bedienen sich des schärfsten Realismus, um ein Ideal zu verkünden; hinter der Brutalität der angewandten Mittel verbirgt sich die tiefe Innigkeit des Glaubens und das zärtlichste Gefühl des Mitleidens.

Der auf das Wirkliche und Handgreifliche gerichtete Sinn des Spaniers ist schließlich so weit gegangen, die Figuren mit Gewändern aus Stoff zu bekleiden. Dieser Mißgriff wirkt um so peinlicher, als man sich in der Kleidung nicht an den Vorgang hielt, der dargestellt wurde,

nicht an die arme Frau des Zimmermanns dachte und an des Menschen Sohn, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte, sondern die Heilige Jungfrau vor sich sah und ihren göttlichen Sohn, die man hoch zu ehren wünschte. So tragen diese Gestalten oft genug Mäntel und Draperien aus Sammet mit Stickerei in echtem Gold, ein Kontrast von schneidender Schärfe, der die künstlerische Absicht aufhebt und in ihr Gegenteil verkehrt. An Ausgeburten realistischer Geschmacklosigkeit auf diesem Gebiet fehlt es nicht. Der berühmte Cristo de Burgos, ein Kruzifix in der Kathedrale, hat eine Perücke von Haar, die Epidermis von Leder, und Nägel an Händen und Füßen. Der Volksglaube hält daran fest, sie müßten ihm sogar von Zeit zu Zeit geschnitten werden.

Weit mehr als die Architekten und die Bildhauer, sind die spanischen Maler von dem Einfluß der italienischen Kunst berührt worden. Die Schatten Raffaels und Michelangelos fielen bis nach Kastilien und Andalusien und lassen keinen Eigenwuchs aufkommen. Die einen bilden sich an den Werken des „göttlichen“ Urbinaten, die anderen studieren bei Giulio Romano. Correggio, Tintoretto ver-



*Der Heilige Ignaz von Loyola*

*Bemalte Holzsulptur von J. Montañez in der Universitätskirche von Sevilla*



*Die Heilige Therese von Jesus*

*Bemalte Holzskulptur im Museum von Valladolid*

führen durch ihr Helldunkel und die glänzenden Töne ihrer Palette; manche empfangen das italienische Gift erst aus zweiter Hand, in dem verdünnten Aufguß, den sie sich bei den Niederländern holen. Ribera schult seine Auffassung an der düster wilden Manier Caravaggios und wird in dem damals spanischen Neapel, das er nicht wieder verläßt, zum halben Italiener. Die so mannigfaltig einander durchkreuzenden Einwirkungen der verschiedenen italienischen Schulen haben dem Werk der spanischen Maler des sechzehnten Jahrhunderts eine Note des Akademischen mitgeteilt, die nur dann nicht völlig gleichgültig berührt, wenn die Künstler, wie Juan de Juanes, Luis de Morales, Herrera der Aeltere von sich

aus genügend Temperament mitbringen, um den Rahmen der überkommenen Schablone zu sprengen. Sie können sich nicht in die abgeklärte Ruhe finden, welche die italienische Konvention verlangt. Sie bringen zu viel Leidenschaft mit und übertreiben dann den Ausdruck, zumal wenn es sich um den Glauben und das religiöse Empfinden handelt.

Karl I. und Philipp II. haben sich anscheinend mit dieser Kunst nicht so recht befreunden können; sie zogen flämische und italienische Maler ins Land, aber sie haben mit einziger Ausnahme von Antonis Mor keinen der wirklich Großen und Maßgebenden veranlassen können, nach Spanien überzusiedeln. Unter all diesen Fremdlingen, von denen sich einige wie Campana, Ricci, Carducho rasch hispanisierten, ist der bedeutendste und interessanteste Domenico Theotocopuli aus Kreta, der 1575 nach Toledo kam und 1625 dort starb. Er ist in der Kunst als der Grieche „el Greco“ bekannt, denn wie lange er auch in Kastilien lebte, und wie viele und große Bilder er auch für die Kirchen, Klöster und Privat-

leute seiner neuen Heimat malte, er blieb den Spaniern fremd. Im Gegensatz zu den spanischen Malern seiner Zeit, die sich bemühten, ihre Kunst dem italienischen Ideal so weit zu nähern, als es ihnen möglich war, huldigt er einem Subjektivismus von der allerausgesprochensten Eigenart. In all seinen Schöpfungen drängt sich das persönliche Element so stark vor und verleiht allem, was er malt, eine so bizarre Originalität, daß sein Werk im damaligen Spanien völlig vereinzelt dasteht. Die Zeitgenossen hielten ihn für verrückt, die folgenden Geschlechter vergaßen ihn, bis er vor etwa zwanzig Jahren neu entdeckt und sofort stark überschätzt wurde; der moderne Journalismus braucht bekanntlich öfters neue

Götzen, nicht um sie in Szene zu setzen, sondern sich selbst. Vielleicht kein großer, aber auf alle Fälle ein höchst interessanter Künstler, jeder Pinselstrich fesselt. Niemand wird vor einer Leinwand Grecos gleichgültig bleiben, man muß sich immer mit dem Maler auseinandersetzen. Zeichnung und Farbe entfernen sich bei ihm gleich weit von aller Ueberlieferung. „Um himmlische Körper aus ihnen zu machen“, wie er selbst sagte, zog er seine Gestalten ganz unwahrscheinlich in die Länge, und wenn er ihnen dadurch schon etwas höchst Unwirkliches gab, so hat sein Kolorit diesen Charakter noch verstärkt. Er hatte in Venedig bei Tizian und Tintoretto gelernt, aber er hat die Errungenschaften der venetianischen Palette, sobald er nach Toledo gekommen war, über Bord geworfen. Er beschränkt sich auf düstere Töne. Ein fahles Grau, von grünlichen Lichtern durchflackert, violette Halbtöne auf Schwefelgelb bringen ein Element der Unruhe und des Unheimlichen in alle seine Schöpfungen. Man will die Beobachtung gemacht haben, daß er sich auf die Skala zurückgezogen habe, die bei der bemalten Plastik zur An-



*Der Heilige Franz von Assisi*

*Bemalte Holzskulptur (von Alonso Cano?) in der Kathedrale von Toledo*





*Das Begräbnis des Grafen Orgaz*  
 Gemälde von Greco (jetzt K. u. L. S. 1190 in Toledo)



*Die Unbeflechte Empfängnis*  
*Gemälde von Ribera in der Augustiner-Kirche zu Salamanca*

wendung kam, braunrot, ockergelb, krepplack unter Verzicht auf blau; in seinen Bildnissen ist er über schwarz und weiß kaum hinausgegangen. Mit dem Griechen beginnt so recht eigentlich die spanische Malerei. Bis dahin war sie niederländisch gewesen oder italienisch; es ist gerade, als habe Greco ihr erst das Recht auf die eigene Individualität erstreiten müssen.

Nur die spanischen Porträtisten aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erheben mit Recht den Anspruch auf höhere Wertung; Alonso Sanchez Coello, Juan Pantoja de la Cruz haben die Gesellschaft gemalt, die den Hof Philipps II. ausmachte, und wenn sie die Methode auch Antonis Mor verdankten, das spanische Spezifikum, das sie dazugeben, weist ihren Werken doch einen besonderen und sehr hohen Rang an. Auffassung, Wiedergabe und Kolorit sind von einer ganz unnachahmlichen Vornehmheit, die Charakterisierung berücksichtigend lebendig. Ob Herren oder Damen, sie sind die würdigen Mitglieder der herrschenden Kaste eines Volkes, das selbst die Welt beherrscht. Vielleicht verraten die feinen Züge, der durchgeistigte Ausdruck, die wunderschönen, bis zur Koketterie schönen Hände, alle diese Merkmale raffinierter Kultur, daß es ein Geschlecht *fin de siècle* ist, ja mehr als das, *fin d'un monde*, wenige Jahre trennen sie nur noch von dem Zeitpunkt, in dem die gefürchtete spanische Weltherrschaft nur noch ein Schrecken für die Kinderstube sein wird. Die Bildnismaler präludiven gewissermaßen den Einsatz, mit dem die spanische Malerei zur Freiheit gelangt. Sie streift die Fesseln der Tradition und der Nachahmung ab, sie wird endgültig spanisch in ihrem Wesen und spanisch in ihrem Ausdruck.

Das Geschick versagte dem Lande den Staatsmann, den es so nötig gebraucht hätte, aber es gab ihm dafür Genies in Fülle, Genies, deren Ruhm erst mit der Menschheit selbst erlöschen wird. Die gleiche Zeit, welche in Lope, Cervantes und Calderon die spanische Poesie auf die Höhe der Vollendung führt, bringt auch das Dreigestirn hervor, welches der spanischen Kunst den Ewigkeitstitel verbürgt: Velazquez, Murillo und Zurbaran. Sie verkörpern in ihren Schöpfungen die Hauptzüge spanischen Wesens: das ritterliche und das religiöse Element, und sie sind es, die in ihren Werken dem spanischen Geist die Züge aufprägten, die spanische Art und spanisches Wesen für immer adeln. Alle drei tun das auf dem Grunde eines Realismus, der an sich schon ganz eigentümlich spanisch ist, der sich in seinem Wirklichkeitssinn bei jedem von ihnen aber anders ausdrückt. Die große und glänzende Kunst des Velazquez hat das Werk seiner Freunde und Altersgenossen (Zurbaran geb. 1598, Velazquez geb. 1599, Murillo geb. 1618 zwar in den Schatten gestellt, gemindert hat es ihre Größe nicht, denn ihre Bedeutung liegt auf verschiedenen Gebieten. Velazquez malte den Hof, Zurbaran das Kloster, Murillo den Himmel. Velazquez hat aus





*Die Heilige Dreieinigkeit*  
*Gemälde von Ribera im Prado in Madrid*



*Velázquez*

*Selbstbildnis des Malers in der Alten Pinakothek, München*

den Porträts häßlicher und abstoßender Menschen Kunstwerke von unerreichter Schönheit gemacht in einem Stil der Zusammenfassung und einer Pinselführung, die die Natur selbst zu geben scheint, und nicht mehr das bloße Abbild allein. Seine Kunst ist die Wahrheit; bei anderen scheint sie es nur. Die Welt des Klosters hat Zurbaran für die Kunst sozusagen erst entdeckt. Keiner vor ihm besaß das psychologische Feingefühl für Mönchscharaktere wie er, keiner versteht sich, wie er, auf die Wiedergabe des Lichtes, das durch den Dämmer der Zellen, die halbe Erleuchtung der Kirchen, so merkwürdig differenziert

wird. Wenn diesen Meistern etwas fehlt, so ist es die Phantasie. Sie haben beide nichts malen können, was sie nicht sahen. Das hängt mit ihrem stark ausgeprägten Streben nach Wahrheit zusammen, und wenn es ihnen erlaubte, das Sinnenfällige überzeugend wiederzugeben, so verschloß es ihnen das Gebiet des Uebersinnlichen. Hier ist dafür die Heimat Murillos. Auch er ist Realist wie die beiden älteren Genossen, aber doch in dem Sinne, daß er dem Schönen den Vorzug vor dem Häßlichen gibt. Er idealisiert durchaus nicht. Seine Madonnen, seine Heiligen, seine Engel sind Andalusier aus der nächsten Umgebung, und er nimmt ihnen keineswegs ihre persönlichen individuellen Züge. Aber was er betont, ist ihr unsterbliches Teil, ihre Seele. In diesem Punkte allerdings ein Schönseher, ein Schönmaler. Velázquez ist im Wirklichen wahr, Murillo im Unwirklichen. Er malte das letzte Geheimnis, die tiefste Sehnsucht der ringenden Seele, die gänzliche Vereinigung mit Gott in seiner Immaculata. Wie durch eine Woge von Andacht der Welt entrissen, schwebt die Gestalt empor, eine Purissima, die keine Idealfigur ist, sondern Spanierin, Andalusierin sogar, und nicht einmal schön.

Aber er verkörperte in ihr die leidenschaftliche Schwärmerei seines Volkes, den inbrünstigen Geist der Andacht seines Zeitalters, das macht sie schön. Velázquez



### *Venus mit dem Spiegel*

*Gemälde von Velazquez in der National-Galerie London*

malte die Vornehmheit, Zurbaran den Glauben, Murillo die Ekstase. Jeder von ihnen überzeugt; denn alles was sie malen, trägt das Gepräge innersten persönlichen Erlebens. In der Behandlung des Kolorits gilt Velazquez für den größten Maler aller Zeiten; die Farbe war ihm nicht Zweck, sondern Mittel. Sein Stil entwickelt sich an den Problemen der Lichtführung zu jener Einfachheit des Modellierens im vollen Tageslicht, die man nicht mehr kritisieren, die man nur bewundern kann. Zurbarans Palette scheint auf schwarz, weiß und braun beschränkt; aber er löst auch die tiefsten Schatten zu Harmonien von luftumflossenem, schimmerndem Grau. Murillo wagt in Farbe und Licht das Kühnste. Er sucht die Schwierigkeiten auf; denn er wählt nicht die Gegensätze von Licht und Schatten, sondern die Kontraste von Licht und Licht. Er vereinigt grelles Sonnenlicht und den blendenden Schimmer übernatürlicher Glorie; er stellt seine Immaculata inmitten einer glühenden Lohe und gibt ihrem Gesicht malerisch doch den höchsten Lichtwert. In vibrierendem Licht löst er alle Undurchsichtigkeit, Härte und Schwere und läßt selbst den tiefsten Schatten noch Farbe und Wärme. Alle drei Meister gaben ihren Bildern den höchsten Reiz durch den Eindruck des Improvisierten, des völlig impulsiv Geschaffenen, den



sie ihnen mitteilen. Nichts scheint erdacht oder erklügelt; alles ist im Augenblick, einem inneren Zwang gehorchend, von selbst geworden. Velazquez hat eine entsetzliche Gesellschaft gemalt, einen indolenten Fürsten und seinen stumpfsinnigen Hof idiotischer Narren und Halbnarren. Seine Bilder wirken wie das Urteil des jüngsten Gerichts: gewogen und zu leicht befunden, so fürchterlich und so abstoßend sind sie in ihrer unerbittlichen Wahrhaftigkeit. Er malte was er sah, den Stolz, dem es gleichgültig ist, wie andere ihn finden. Um das in seinem ganzen Umfang einzusehen, muß man sich die Bildnisse vor Augen halten, die z. B. Rigaud und Mignard von Ludwig XIV. und seiner Umgebung gemalt haben. Da rauschen auch die Könige und die Fürsten noch zu höherer Bedeutung auf; selbst die Höchststehenden möchten gern noch mehr vorstellen als sie sind. Bei Velazquez ist davon keine Rede; er denkt nicht einmal daran, häßliche Züge zu verschönen; seine Modelle legen keinen Wert auf die Meinung der Welt. Treuer und wahrhafter ist gewiß niemals die Gesellschaft eines Zeitalters gemalt worden, als Velazquez die Philipps IV. auf seine Leinwand bannte. Die Meninas, sagt Karl Justi so hübsch und treffend, lassen wie durch ein Teleskop der Zeit in das Interieur des vorletzten Habsburgers blicken. Gegen Velazquez wirkt Zurbaran monoton, aber die Sprache seiner Bilder ist in der schlichten Sachlichkeit der Auffassung und der epischen Kraft des Vortrags wie das hohe Lied des Mönchtums. Velazquez schlägt die glanzvollste Seite im Spanien seiner Zeit auf, Zurbaran die nachdenklichste. Der eine achtet die Welt nicht, der andere verachtet sie. Durch Murillos Werk pulsiert die Freude an Welt und Licht und Leben dagegen in vollen Strömen. Er ist der lebenswürdigste der drei Meister; ein Schelm, der auch dem sprödesten Thema alberner Mönchslegenden humoristische Züge abzugewinnen weiß. Immer sieht er mit unbefangenen Blick in die Natur, und wenn er auch, wie die beiden Genossen, ganz auf die Wirklichkeit eingestellt ist, so sieht er doch vorzugsweise das Heitere und Frohe; er hat in Leben und Glauben immer die lichte Seite vor Augen. Dem Werke der drei Meister haftet der frische Erdgeruch der Wirklichkeit an. Während die Bilder ihrer Vorgänger überall entstanden sein können, haben die ihren nur auf spanischem Boden unter den Händen spanischer Künstler ins Dasein treten können.

Und dann war es für lange vorbei. Velazquez starb 1660, Zurbaran 1663, Murillo 1682. Keiner von ihnen hinterließ einen Erben seiner künstlerischen Qualitäten, keiner hat Schule gebildet.



*Die Unbefleckte Empfängnis*

*Gemälde von Murillo im Louvre zu Paris. Von Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, aus Sevilla gestohlen*

Von einem geselligen Leben kann unter den ersten Habsburgern kaum gesprochen werden. Dafür hätte der Hof das Beispiel geben müssen, und an einem solchen fehlte es unter König Karl so gut wie völlig. Den größten Teil seiner Regierung brachte er im Auslande zu in beständigem Umherziehen; länger wie einige Monate hat er sich wohl nie an einem Orte aufgehalten. Auch in Spanien gab es keine Residenz. Die Gemahlin Karls I., Isabella von Portugal, die ihren Gatten niemals auf seinen Reisen begleitete, lebte in Toledo im Palast des Grafen Fuensalida, wo sie auch, sehr jung, schon 1536 gestorben ist. Die königliche Familie besaß kein Heim und kein festes Hoflager, an dem ein geselliges Treiben sich hätte entfalten können. Es war unter Philipp II. nicht besser. Er war viermal verheiratet, aber er hat seine Frauen stets schon nach kurzer Ehe wieder verloren; Maria Tudor hat den spanischen Boden nicht einmal betreten. Die lebenswürdigste scheint Isabella von Valois gewesen zu sein, die Tochter Catharinas de Medici, aber sie hat ihren aufheiternden Einfluß nicht lange ausüben können. Als sie 1568 in anderen Umständen war, ließen ihr die Aerzte so lange zur Ader, bis sie tot war. Der betübte Witwer schloß seine vierte Ehe mit der um 25 Jahre jüngeren Erzherzogin Anna. Sie pflegte nie auszugehen und ihre Zimmer nur zu verlassen, um die Kirche zu besuchen; „ihr Hof gleicht einem Nonnenkloster“, schreibt der französische Gesandte. Auch die Kinder kamen nie an die Luft, schon aus dem Grunde, weil der Alcazar in Madrid keinerlei Anlage besaß, die das ermöglicht hätte. Sollen die kleinen Infanten und Infantinnen im Sommer ins Freie, so siedeln sie mit ihrem Hofstaat in eines der Klöster über, die Gärten besitzen. Philipp II., dessen mißtrauische Natur ihn vom Umgang mit geistig bedeutenden Menschen zurückhielt, wurde mit den untergeordneten Personen seines engeren Hofstaates umso vertrauter. Es hat einen gewissen Reiz, sich diesen Schreckensmann, den „Gottseibeiuns der Humanität“ zu denken, wie er vor der üblen Laune der Maddalena Ruiz, seiner alten, tauben Kammerfrau zittert, oder wie er seine Töchter bittet, doch ja von dem, was er ihnen schreibt, dem Morata nichts wieder zu sagen, der würde sonst schrecklich mit ihm zanken. Und derselbe Philipp II., der so gern den Autos de fé beiwohnte und zwar als Kenner, beklagt sich wiederholt, daß er in Thomar und in Lissabon niemals Nachtigallen höre.

Die Residenz in Madrid war ein trostloser Aufenthalt. Noch hundert Jahre später waren die Zimmer, in denen die Mitglieder der königlichen Familie wohnten, zwar mit den herrlichsten Bildern und köstlichsten Gobelins ausgestattet, aber sie hatten keine Fenster und empfingen Licht und Luft von offenen Korridoren. Auf diesen herrschten Schmutz und Gestank in unerträglicher Weise, da sie von den Wachen und sonstigen Passanten statt der fehlenden Aborte benutzt wurden.





*Die Erziehung der Heiligen Jungfrau*  
*Gemälde von Juanes im Prado in Madrid*

Philipp II. erbaute das Schloß in Aranjuez und ließ Gärten und Wasserkünste anlegen, um einen angenehmen Aufenthalt für die heiße Jahreszeit zu haben. Sie bilden noch jetzt in den Steinwüsten Kastiliens eine Oase von frischem, blühendem Grün. Bei dem Bau des Escorial wurde eine königliche Wohnung als Annex vorgesehen. Hier hat er sich mit Vorliebe aufgehalten und hier ist er nach qualvollen Leiden auch gestorben. Der König war zum Skelett abgemagert, der ganze Körper mit Geschwüren bedeckt, deren furchtbarer Geruch nicht zu ertragen war. „Er wurde“, schreibt der französische Gesandte am 27. Oktober 1598 an Sully „bei lebendigem Leibe von Würmern und Ungeziefer gefressen wie Herodes.“

Unter Philipp III. verlegte der Herzog von Lerma die Residenz für einige Jahre nach Valladolid, aber der Hof kehrte sehr bald nach Madrid zurück, wo sich unter Philipp IV. zum erstenmal ein Hofleben entfaltete. Der König besaß außer seiner Jagdpassion eine große Vorliebe für das Theater und ließ in seinem Lustschloß Buen Retiro vor den Toren Madrids ein Haus für die Vorstellungen erbauen, die Calderon dirigierte. Die Indolenz des Monarchen, der seine Umgebung gewähren ließ, wußte auch dem Ueberhandnehmen der Etikette nicht zu steuern. Sie hat schließlich Formen angenommen, die die höchsten Personen geradezu knechtete. Die Camarera Mayor, die Oberhofmeisterin der Königin, übte über ihre Herrin eine wahre Schreckensherrschaft aus. Die erste Gemahlin Philipps IV., eine Tochter Heinrichs IV. von Frankreich, hat schwer unter der Tyrannei der Herzogin Olivarez geseufzt, und es ist der Gattin Karls II., einer Stieftochter Liselottes von der Pfalz, nicht besser gegangen. Sie durfte mit niemand sprechen, die Camarera Mayor erlaubte ihr nicht einmal, aus dem Fenster zu sehen, und als sie bemerkte, daß die arme, junge Königin ihr Herz an zwei kleine Inseparables gehängt hatte, drehte ihnen die gestrenge Dame den Hals um. Die Königin wurde gezwungen, im Sommer um 10 Uhr, im Winter um 9 Uhr zu Bett zu gehen, ob sie wollte oder nicht. Befand sie sich um diese Stunde etwa mal in Gesellschaft, und sei es selbst die des Königs gewesen, ganz gleich, die Kammerfrauen erschienen, frisierten sie ab und entkleideten sie.

Trotzdem und alledem, Jugend und Liebe hatten selbst an dem zeremoniösesten Hofe Europas ihr Recht nicht verloren. Philipps IV. erste Gemahlin, Isabella von Bourbon, eine Dame, der eine große natürliche Liebenswürdigkeit und Anmut nachgerühmt wird, hat sogar in einem der Kavaliers des Hofes eine leidenschaftliche Neigung entfacht, trotzdem sie nie ohne Zeugen zusammen sein konnten oder vielleicht deswegen. Der Graf von Villamediana war jung, schön und reich; also höchst unvernünftig und dachte garnicht daran, seine Liebe zu verhehlen. Daß er einst bei einem Turnier sein Wams ganz mit Realen besetzen ließ und die Devise:



*The nude May*



Philipp II. erbaute das Schloß in Aranjuez und ließ Gärten und Wasserkünste anlegen, um einen angenehmen Aufenthalt für die heiße Jahreszeit zu haben. Sie bilden noch jetzt in den Steinwüsten Kastiliens eine Oase von frischem, blühendem Grün. Bei dem Bau des Escorial wurde eine königliche Wohnung als Annex vorgesehen. Hier hat er sich mit Vorliebe aufgehalten und hier ist er nach qualvollen Leiden auch gestorben. Der König war zum Skelett abgemagert, der ganze Körper mit Geschwüren bedeckt, deren furchtbarer Geruch nicht zu ertragen war. „Er wurde“, schreibt der französische Gesandte am 27. Oktober 1598 an Sully „bei lebendigem Leibe von Würmern und Ungeziefer gefressen wie Herodes.“

Unter Philipp III. verlegte der Herzog von Lerma die Residenz für einige Jahre nach Valladolid, aber der Hof kehrte sehr bald nach Madrid zurück, wo sich unter Philipp IV. zum erstenmal ein Hofleben entfaltete. Der König besaß außer seiner Jagdpassion eine große Vorliebe für das Theater und ließ in seinem Lustschloß Buen Retiro vor den Toren Madrids ein Haus für die Vorstellungen erbauen, die Calderon dirigierte. Die Indolenz des Monarchen, der seine Umgebung gewähren ließ, wußte auch dem Ueberhandnehmen der Etikette nicht zu steuern. Sie hat schließlich Formen angenommen, die die höchsten Personen geradezu knechtete. Die Camarera Mayor, die Oberhofmeisterin der Königin, übte über ihre Herrin eine wahre Schreckensherrschaft aus. Die erste Gemahlin Philipps IV., eine Tochter Heinrichs IV. von Frankreich, hat schwer unter der Tyrannei der Herzogin Olivarez geseufzt, und es ist der Gattin Karls II., einer Stieftochter Liselottes von der Pfalz, nicht besser gegangen. Sie durfte mit niemand sprechen, die Camarera Mayor erlaubte ihr nicht einmal, aus dem Fenster zu sehen, und als sie bemerkte, daß die arme, junge Königin ihr Herz an zwei kleine Inseparables gehängt hatte, drehte ihnen die gestrenge Dame den Hals um. Die Königin wurde gezwungen, im Sommer um 10 Uhr, im Winter um 9 Uhr zu Bett zu gehen, ob sie wollte oder nicht. Befand sie sich um diese Stunde etwa mal in Gesellschaft, und sei es selbst die des Königs gewesen, ganz gleich, die Kammerfrauen erschienen, frisierten sie ab und entkleideten sie.

Trotzdem und alledem, Jugend und Liebe hatten selbst an dem zeremoniösesten Hofe Europas ihr Recht nicht verloren. Philipps IV. erste Gemahlin, Isabella von Bourbon, eine Dame, der eine große natürliche Liebenswürdigkeit und Anmut nachgerühmt wird, hat sogar in einem der Kavaliers des Hofes eine leidenschaftliche Neigung entfacht, trotzdem sie nie ohne Zeugen zusammen sein konnten oder vielleicht deswegen. Der Graf von Villamediana war jung, schön und reich; also höchst unvernünftig und dachte garnicht daran, seine Liebe zu verhehlen. Daß er einst bei einem Turnier sein Wams ganz mit Realen besetzen ließ und die Devise:



Die nackte Maria

17. 10. 1891





„Mis amores son reales“ dabei zur Schau trug, war noch das wenigst Törichte, was er tat. Da die Königin kein Wort sprechen, keinen Schritt tun konnte, der nicht bewacht gewesen wäre, der Verliebte sich dem Gegenstand seiner Leidenschaft aber unbedingt so weit nähern wollte, als es die Umstände gestatteten, so gab er dem Hofe ein großes Fest, bei dem auch Theater gespielt wurde. Die Königin wirkte mit, und als die Sache im besten Gange war, steckte der Graf die Bühne in Brand und trug die hohe Frau in seinen Armen aus dem in Flammen stehenden Saal. Diese Tollheit ging dem königlichen Ehemann über den Spaß;

Philipp IV. ließ den Grafen hinterrücks erschießen. Sich der Monarchin zu nähern, war stets gewagt. Bei einer Jagd, die die Königin mitritt, scheute ihr Pferd, warf die Reiterin ab, und sie war in Gefahr geschleift zu werden, als ein Kammerherr hinzusprang, den Fuß der Königin befreite und ihr durch seine Geistesgegenwart das Leben rettete. Dann aber warf er sich auf sein Roß und floh so schnell, daß die Beine der Kreatur tragen wollten. Erst jenseits der Grenze hielt er an. Er hatte dadurch, daß er die Königin berührt hatte, das Leben verwirkt. Nicht um alles in der Welt durfte eine Spanierin von Stande ihren Fuß sehen lassen. Sie trugen deswegen Kleiderröcke, die vorn und an den Seiten schleppten, nur nicht rückwärts, und kleine Mädchen erhielten Unterricht in der Kunst, sich beständig auf den Kleidersaum zu treten, ohne hinzufallen. Als die Erzherzogin Marianne, die zweite Gemahlin Philipps IV., auf ihrer Reise an den Hof eine der Grenzstädte Kataloniens berührte, überreichte ihr die Bürgerschaft mehrere Paar seidene Strümpfe, für deren Fabrikation der Ort berühmt war. Der Hofmarschall wies das Geschenk mit den empörten Worten zurück: „eine Königin von Spanien hat keine Füße“ und setzte die Prinzessin in furchtbaren Schrecken, denn sie glaubte nicht anders, als man werde ihr die Füße amputieren. Das Schicksal der Königinnen war nicht zu beneiden. So lange



*Murillo*

*Selbstbildnis des Künstlers in der Galerie Cook in Richmond*



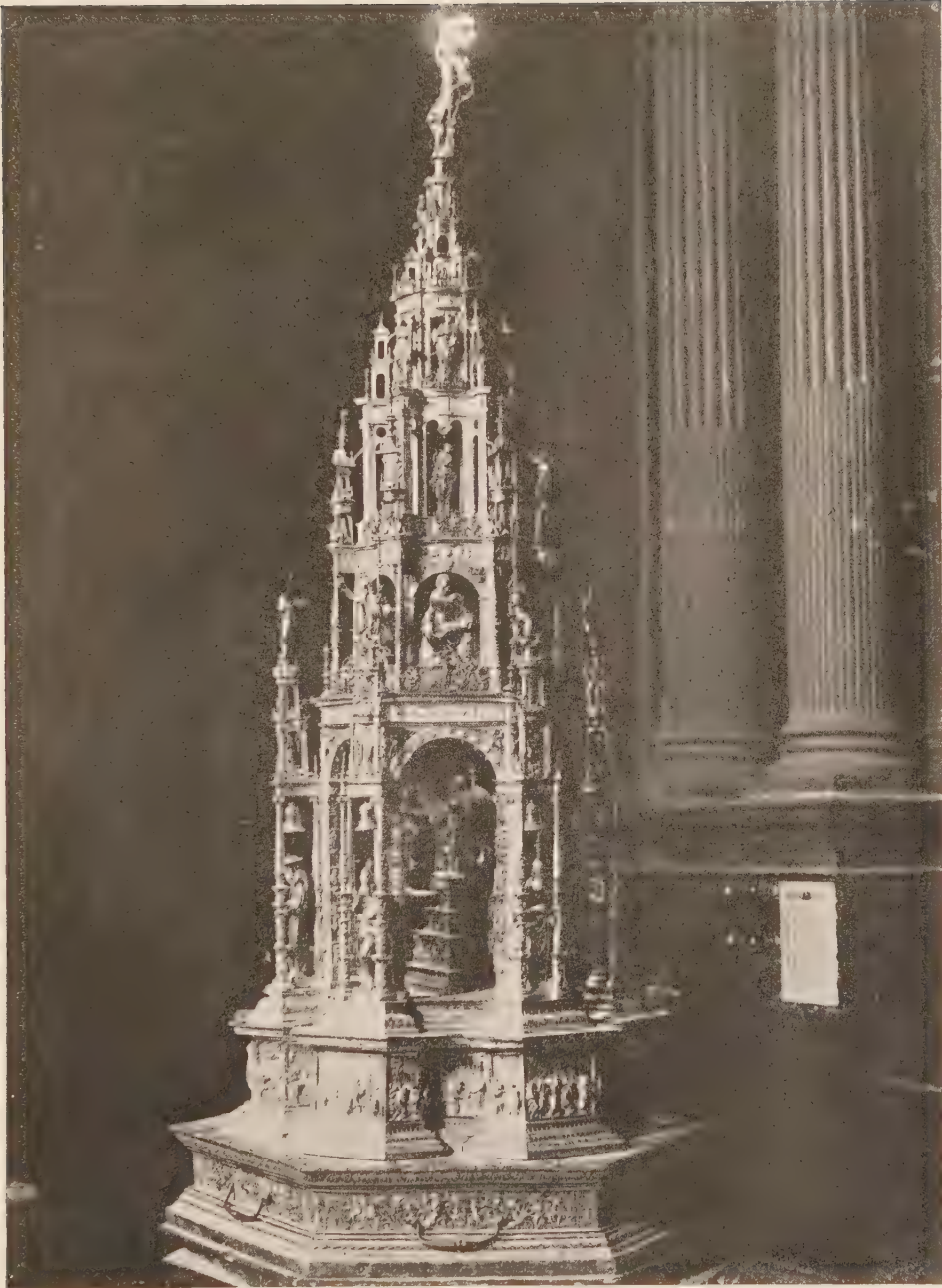
*Der Heilige Franz von Assisi*

*Gemälde von Zurbaran in der Alten Pinakothek, München*

der König regierte, lebten sie wie im Kloster, und war er gestorben, so mußten sie sich wirklich in ein Kloster zurückziehen. Die Descalzas Reales in Madrid genossen den Vorzug, die verwitweten Königinnen beherbergen zu dürfen; man erwartete aber auch von den Maitressen des Königs, daß sie nach Verlust der königlichen Gunst ein Kloster zum Aufenthalt wählten.

Unter den ersten Habsburgern hatten die Granden noch auf ihren Besitzungen gelebt, erst als der Hof Philipps IV. Zerstreuungen bot, die man sich nicht aller Orten verschaffen konnte, begannen sie sich in Madrid niederzulassen. Sie bewohnten große weitläufige Palais, von einer Dienerschaft umgeben, deren Viel-

köpfigkeit sie einer kleinen Armee nahe brachte. In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zählte der Herzog von Medina Celi, der elf Mal Grande von Spanien war, siebenhundert Domestiken in seinem Haushalt, für deren Unterhalt er zu sorgen hatte. Die Einrichtung war dürftig und vernachlässigt, nur Silberzeug war in überreicher Fülle vorhanden. Der Herzog von Alba besaß 600 Dutzend silberne Teller und 800 silberne Schüsseln, aber sein Vorrat galt auch für höchst bescheiden. Der Herzog von Albuquerque nannte 1400 Dutzend Silberteller sein eigen und konnte auf 500 großen und 400 kleinen silbernen Platten anrichten lassen. Geschah es, so wurden die Speisen auf den Silberschüsseln zwar vergoldet, aber sie waren nicht zu genießen. Ueber die Anspruchslosigkeit der Spanier in bezug auf Essen und Trinken waren alle Reisenden erstaunt und unglücklich, denn kultivierte Europäer hatten darunter zu leiden. Wer das Essen in das Wirtshaus, in dem er einkehrte, nicht mitbrachte, der bekam nichts; denn die Gasthäuser durften von Polizei wegen kein Essen verabfolgen. Ein holländischer Reisender, der Spanien unter Karl II. besuchte, erzählt glaubwürdig, daß ein Wirt, der sich europäischen Gebräuchen



*Die Custodie der Kathedrale von Jaen*



anpassen wollte und Geflügel zog, um die Gäste zu beköstigen, deswegen bestraft wurde.

Unter den Habsburgern gab es kaum Straßen; von Wegebau war nicht die Rede. Die öffentliche Sicherheit war gering. Unter Philipp II. hatten die Räuberbanden ihren festen Sitz in Badajoz, von wo aus sie das Land brandschatzten; binnen fünf Jahren von 1577 bis 1581 fand man vor den Toren von Toledo mehr als hundert ermordete Personen. Im siebzehnten Jahrhundert hatten sie sich förmlich militärisch organisiert, und die Regierung war umso machtloser, als die Regimenter, die man gegen sie entsandte, gemeinsame Sache mit ihnen zu machen pflegten. Gräfin d'Aulnoy, die eine höchst unterhaltende Beschreibung ihrer Reise nach Madrid in den Jahren 1679 bis 80 herausgegeben hat, verdächtigt besonders die Valencianer. Sie seien ein Volk von der größten Schlechtigkeit und für Geld zu jedem Verbrechen bereit; in ganz Spanien verschriebe man sie sich zu diesem Zweck. Diesen Uebeln war um so weniger zu steuern, als die Justizpflege anscheinend sehr im Argen lag. Im sechzehnten Jahrhundert sprechen die Cortes von der Justiz Kastiliens als von einer käuflichen Maschine, und am Ende des siebzehnten Jahrhunderts hört man, daß man einem Alcalden oder Alguazil nur Geld zu geben brauche, so verhafte er wen man wolle, und man könne sich für wenig Geld die Genugthuung verschaffen, seine Feinde in den Kerker zu bringen und dort Hungers sterben zu lassen. Der Meineid war, wie in England, ein Uebel, das nicht auszurouten war. Man kann für Geld soviel Zeugen haben als man will, erklärten die Cortes unter Philipp II., und vielleicht hat man deswegen auch nicht auf die Folter verzichtet. Niemand legte vor Gericht ein Geständnis ab, dem nicht die Folter das Gedächtnis geschärft hätte, und wenn ein Angeschuldigter die Qualen aushielt, ohne zu bekennen, wie 1612 der Herzog von Estrada, so mußte er dem Profoß noch 200 Dukaten extra bezahlen, damit er die Mittel angezeigt bekam, die er anwenden mußte, um nicht zeitlebens ein Krüppel zu bleiben.

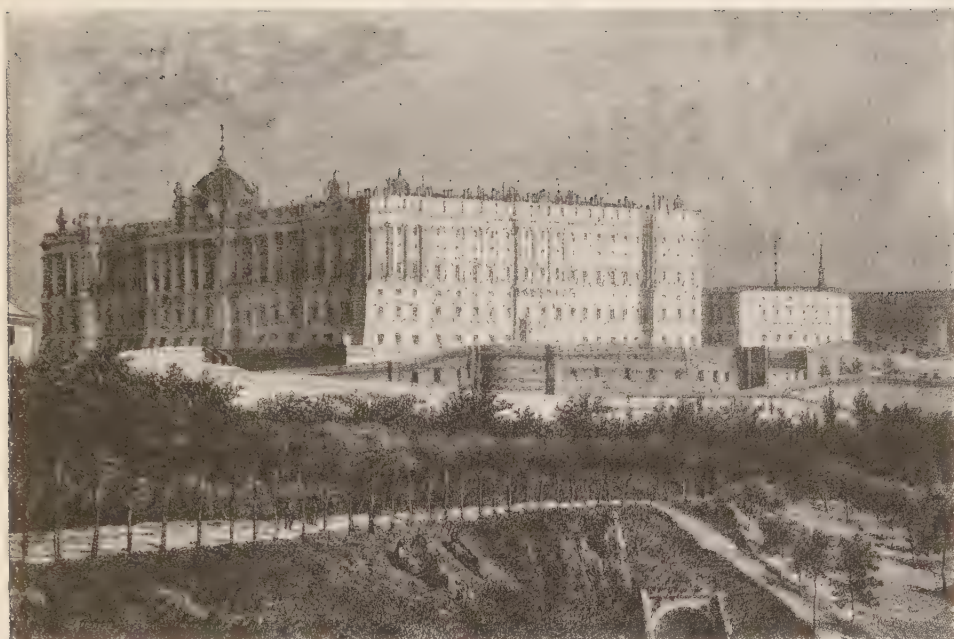


SECHSTES KAPITEL

*SPANIEN  
UNTER DEM  
HAUSE  
BOURBON*







### *Das Königliche Schloß in Madrid*

*Nach einer Zeichnung von Gustave Doré*

Geistig und körperlich ein Krüppel, siechte König Karl II. dem Tode entgegen, zu schwach zum Leben wie zum Sterben. Zwei Frauen, die erste eine Prinzessin von Orléans, die andere eine Pfalzgräfin bei Rhein, genossen das wenig beneidenswerte Glück, neben ihm den Thron der spanischen Monarchie einzunehmen. Kinder konnten aus solchen Ehen nicht hervorgehen. Als diese Lage der Dinge nicht länger verhehlt werden konnte, wurde die Angelegenheit der Thronfolge in Spanien eine Kardinalfrage der europäischen Kabinette und gab der Diplomatie jahrelang zu tun und zu denken. Die österreichischen Habsburger waren die nächsten Erben, wenn man nach dem Recht fragte; außer ihnen aber erhob Ludwig XIV. Ansprüche, die er aus seiner Eigenschaft als Sohn einer spanischen Mutter und Mann einer spanischen Infantin herleitete. Zwar hatten die beiden Fürstinnen, als sie nach Frankreich verheiratet wurden, für sich und ihre Nachkommen auf die spanische Erbfolge verzichten müssen, aber Verträge waren auch schon damals nur ein Stück Papier, das man je nach dem Interesse berücksichtigte oder nicht. Keine der regierenden Familien gönnte der anderen eine Erbschaft wie diese, und so einigte man sich nach vielem Hin und Her schließlich auf einen

Sohn des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, der wenigstens durch seine Großmutter mit den spanischen Habsburgern blutsverwandt war. Kaum schien diese Schwierigkeit glücklich beseitigt, als der Kurprinz in Brüssel erkrankte und plötzlich und ganz unerwartet starb. Dieser Tod schien so in die Pläne des Wiener Hofes zu passen, daß der Verdacht, der Prinz sei vergiftet worden, sofort laut wurde. Liselotte von der Pfalz hat ihn alsbald verbreitet. Der Sachverhalt ist nie aufgeklärt worden. Der Vater des jugendlichen Thronerben, den dieser Schlag am härtesten traf, hat trotz seiner Feindschaft gegen das Haus Oesterreich den Verdacht nicht geteilt, und man darf ihn vielleicht umsomehr von sich weisen, als die Heilkunst der Leibärzte vollständig hinreichte, auch die harmloseste Kinderkrankheit einen tödlichen Ausgang nehmen zu lassen. Jedenfalls rollte dieser Todesfall die Streitfrage von neuem auf, und die Intrigen und Machinationen begannen ihr leidenschaftliches Spiel hitziger wie zuvor, denn der König verfiel sichtlich und eilte mit Riesenschritten dem Grabe zu.

Die österreichische und die französische Partei rivalisierten am Madrider Hofe, denn man erwartete von dem Testament des sterbenden Königs die endgültige Regelung dieser Frage, die seit Jahren die Höfe und die Diplomaten in Spannung hielt. Die Dummheit, die Anmaßung und das Ungeschick des österreichischen Gesandten erleichterten der Gegenpartei das Spiel. Als der letzte Wille des Monarchen, der am 1. November 1700 gestorben war, geöffnet wurde, fand sich zu großer Ueberraschung aller nicht Eingeweihten, daß Karl II. seine Krone und seine Reiche nicht dem Wiener Vetter Erzherzog Karl vermacht hatte, sondern dem Herzog Philipp von Anjou, einem Enkel Ludwigs XIV. Der Kardinal Portocarrero, Erzbischof von Toledo, hatte seinen großen Einfluß zugunsten Frankreichs geltend gemacht und den Sieg über die österreichische Partei, die sich im Vertrauen auf ihr gutes Recht gar zu sicher gebärdet hatte, davongetragen. Am 16. November proklamierte der französische König in Versailles seinen Enkel zum König von Spanien. Philipp V. machte sich unverzüglich nach seinem Reiche auf, am 23. Januar 1701 überschritt er die Grenze bei Fuentarrabia und zog am 18. Februar in Madrid ein. Aber im Besitz des Thrones war er damit noch lange nicht. Die machtgierige und eroberungslustige Politik Ludwigs XIV. hatte ihm so viele Feinde gemacht und das Mißtrauen gegen ihn so rege erhalten, daß eine Vergrößerung der bourbonischen Hausmacht, wie sie der Gewinn der spanischen Monarchie darstellte, allen anderen Mächten geradezu als eine ungeheure Gefahr erschien. Die Vorherrschaft Frankreichs bedrohte ganz Europa, und so schlossen die Gegner schon am 7. September 1701 die große Allianz, in der sich Oesterreich, England, Holland und Portugal zusammenfanden, um Philipp V. die Krone Spaniens streitig



*König Philipp V.*  
*Gemälde von Rigaud im Museum zu Versailles*



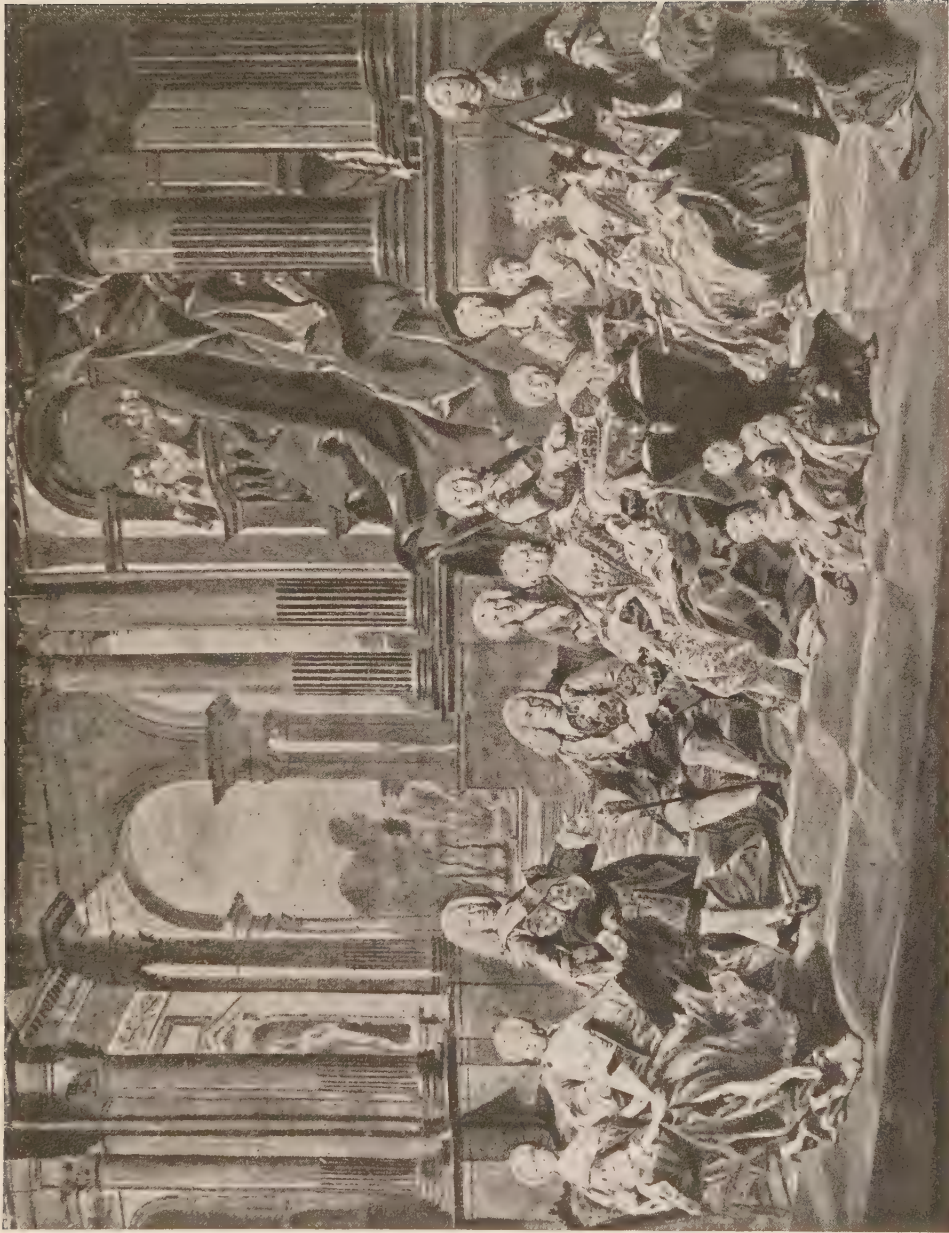


*König Ludwig von Spanien, † 1724*

*Gemälde eines unbekannten französischen Künstlers  
im Prado in Madrid*

zu machen. Damit begann der spanische Erbfolgekrieg, der länger wie ein Jahrzehnt dauerte, Frankreich mehr wie einmal an den Rand des Abgrundes brachte, allen Beteiligten die größten Opfer auferlegte und der schließlich doch nicht auf dem Schlachtfelde entschieden sondern durch einen Zufall beendet wurde. Spanien selbst wurde stark in Mitleidenschaft gezogen. Erzherzog Karl, von jeher in dem Bewußtsein erzogen, einmal die spanische Krone tragen zu sollen, nahm die Thronfolge für sich in Anspruch und fand in dem Lande, dessen Besitz er reklamierte, weitgehende Unterstützung. Aeüßerlich war Spanien zwar schon seit zwei Jahrhunderten ein Reich, innerlich aber war es noch immer weit entfernt von Einigkeit und Uebereinstimmung. Es genügte, daß sich Kastilien für Philipp von

Anjou erklärte, um Arragonien und Katalonien auf die Gegenseite zu treiben. So wurde der Krieg der Höfe gleichzeitig zu einem spanischen Bürgerkrieg, in dem sich die verschiedenen Volksstämme mit Feuer und Schwert bis aufs Blut bekämpften. Wie auf den deutschen und niederländischen Schlachtfeldern die Wage des Geschickes unentschieden auf und ab schwankte, so auch in Spanien. Erzherzog Karl nahm 1705 Barcelona und konnte seine Waffen bis in das Herz der kastilischen Monarchie tragen; er besetzte Toledo und hat zweimal, 1706 und 1710, seinen Einzug in Madrid gehalten. Cadix wurde belagert, die Silberflotte, die sich 1702 in den Hafen von Vigo flüchtete, zerstört, und die Engländer hatten das Glück, daß Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt ihnen am 3. August 1704 Gibraltar eroberte. König Philipp war zum äußersten gebracht und soll sich schon zur Flucht nach



*Die Familie König Philipp V.*  
*Nach dem Gemälde von Vanloo im Prado in Madrid*

Frankreich bereit gemacht haben, als der Zufall für ihn entschied. Kaiser Josef I., der Bruder des Erzherzog Karl starb im blühendsten Mannesalter, am 17. April 1711, an den Blattern, und als Karl am 12. Oktober in Frankfurt a. M. zu seinem Nachfolger gewählt worden war, erlitt die Allianz der gegen Frankreich Verbündeten einen Stoß, dem sie nicht gewachsen war. So wenig die Bundesgenossen gewillt gewesen waren, Ludwig XIV. eine so beträchtliche Vergrößerung der Macht seines Hauses zuzugestehen, so wenig gönnten sie sie nun dem neuen deutschen Kaiser; dem letzten Habsburger entglitt die spanische Krone in dem Augenblick, der sie ihm endgültig aufs Haupt zu setzen schien. Die Mächte entschlossen sich dazu, den Krieg einzustellen, und sie fanden einen Ausweg, indem sie 1713 im Frieden zu Utrecht den Besitzstand des europäischen Spanien außerordentlich beschnitten. Das Königreich verlor nicht nur die Niederlande, sondern auch Sizilien, Neapel und Mailand. Um diesen Preis, den Ludwig XIV. und sein Enkel notgedrungen zahlen mußten, blieb dem Bourbon die Krone Spaniens; Flandern und die Lombardei fielen Kaiser Karl VI. zu. Katalanen und Arragonesen blieben der Gnade des neuen Königs überlassen. Sie hatten Grund, ihr zu mißtrauen. Barcelona verteidigte sich verzweifelt. Die Stadt erklärte, sie wolle lieber dem Großtürken untertan sein als dem Bourbonen; aber da die Engländer sie im Stiche ließen, so half den Bürgern keine Tapferkeit; sie mußten sich am 11. September 1714 dem Heere Philipps V. übergeben. Stadt und Land hatten die Rache des Siegers zu fühlen; um die Vorrechte der Krone Arragon war es geschehen, von ihren so eifrig und immer mit Erfolg gehüteten Fueros war nicht mehr die Rede.

Der Wechsel in der Dynastie war für Spanien außerordentlich folgenreich, er bedeutet in der Entwicklung des Landes einen Abschnitt von der größten Wichtigkeit. Das ist nur aus dem Grunde auffallend, weil bei dem Vergleich zwischen den beiden Herrscherhäusern gar kein Unterschied in ihrer Qualität zu erkennen ist. Karl II., ein Idiot, in den Händen von Weibern und Pfaffen, Philipp V., ein trübsinniger Melancholikus, beherrscht von Weibern und Pfaffen. An sich war der eine nicht mehr wert als der andere, keiner von ihnen besaß Willen oder Initiative, beiden fehlten Einsicht und Kenntnis von Land und Leuten. Aber während unter dem Habsburger die Verwaltung in der Routine eines Wustes von Herkommen erstickte, ängstlich abgeschlossen von jeder Berührung mit der außer-spanischen Welt, öffnete die Thronbesteigung eines französischen Prinzen dem ausländischen Einflusse Tür und Tor.

Seit der Bourbon auf dem Throne der katholischen Könige saß, war es unmöglich, das Eindringen französischer Anschauungen und französischer Sitten länger





CARLOS III REY DE ESPAÑA Y DE LAS INDIAS

*König Karl III.*

*Kupferstich von Carmona nach dem Gemälde von Mengs*

zu hindern. Unter Karl II. fragte man bei jeder Gelegenheit: wie hat Karl I. das gemacht, und man richtete sich dann ganz genau nach dem Beispiel eines Mannes, der schon länger als ein Jahrhundert im Grabe ruhte. Zu den Zeiten Philipps V. war davon nicht mehr die Rede. Der Bann veralteter Anschauungen, der wie ein Alp auf dem Volke gelegen hatte, war gebrochen; die Aufklärung hielt ihren Einzug auch in Spanien. So sehr der Kastilianer von altem Blute geneigt war, die Franzosen als Trunkenbolde und Spitzbuben anzusehen, so wenig konnte er doch gegen das Gefolge ausrichten, das der Monarch aus seinem Geburtslande mitbrachte und dem er seine Ratgeber entnahm. Jahrelang beherrschte die Fürstin Orsini als Oberhofmeisterin der Königin nicht nur den Hof, sondern auch König und Reich. Sie war die Vertrauensperson Ludwigs XIV., und als sie durch eine Palastintrige gestürzt wurde, waren es nicht Spanier, die sie beseitigten, sondern ein Italiener Alberoni. In allen Fragen der äußeren und der inneren Politik sprach der französische Gesandte das letzte Wort; französische Marschälle befehligten die spanischen Heere; der Franzose Orry reformierte die spanischen Finanzen; italienische und holländische Abenteurer lenkten die Geschicke des Staates. Und sie haben das nicht einmal schlecht gemacht. Seit Jahrzehnten hatte Europa von spanischen Staatsmännern nicht mehr eine Sprache gehört, wie Alberoni sie zu führen wagte, und wenn seine Politik auch nicht Spanien zugute kam, sondern lediglich die Privatzwecke der Königin Isabella Farnese, der zweiten Gemahlin Philipps V., zu fördern hatte, so war das schließlich nicht seine Schuld.

Anderthalb Jahrhunderte der Mißregierung hatten die spanische Monarchie dem letzten Grade des Verfalles nahe gebracht; Spanien war unfähig sich selbst zu helfen und mußte sein Heil von Fremden erwarten. Das Reich, das Philipp von Bourbon erbt, umfaßte die Hälfte der bekannten Welt, aber der Zustand, in dem es sich befand, war der völligen Ruins. Der Ackerbau lag darnieder, Industrie und Handel fehlten, die Finanzen waren völlig zerrüttet, die Armee war auf 20000 Mann zusammengeschmolzen, die weder Uniformen noch Waffen besaßen. Die Flotte zählte nur noch 20 Kriegsschiffe, und um sie nicht wieder hochkommen zu lassen, hatte der englische Bundesgenosse es sich während des Erbfolgekrieges angelegen sein lassen, alle Häfen und Schiffsbauplätze, auf die er die Hand legen konnte, zu zerstören. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts überstieg die Zahl der Einwohner nicht die von 6000000. Auf allen Gebieten des geistigen Lebens und der Wirtschaft herrschte eine völlige Stagnation, hervorgerufen durch die Unwissenheit der führenden Schichten. Die Formen des staatlichen, geistigen und sozialen Lebens waren abgestorben und tot. Hier war alles zu tun und alles von Grund auf neu aufzubauen. Um den König von der Beeinflussung durch den hohen



*Die Familie König Karl IV.*

*Gemälde von Goya im Prado in Madrid*

Adel zu befreien, hatte Ludwig XIV. seinem Enkel den Rat gegeben, die äußeren Vorrechte, welche Rang und Stand den Granden einräumten, sorgfältig zu schonen, sie aber von allen wichtigen Geschäften auszuschließen. Es war der Grundsatz, den er selbst befolgte, auf den er den Absolutismus der französischen Krone gegründet hatte. Philipp V. und seine Nachfolger haben diesen Rat befolgt, der ihnen





*Königin Marie Louise, Gemahlin Karl IV.*

*Gemälde von Goya, im Besitz von Don Aureliano Beruete in Madrid*

gestattete, eine Monarchie, die auf allen Seiten durch Rechte und Vorrechte von Ständen und Städten eingeengt war, in eine absolute zu verwandeln. Sie haben es durchgesetzt, daß „Asi lo quiere el Rey“, „So will es der König“, der Weisheit letzter Schluß wurde, ein Argument, das jeden Widerspruch zum Schweigen brachte. Sie schienen die Privilegien zu achten und nahmen ihnen doch ihren eigentlichen Wert: sie strebten die Zentralisation der Verwaltung an, und wenn die Erfolge, die ihnen zuteil wurden, nicht schneller eintraten und nicht sichtbarer wurden, so lag es daran, daß die spanische Gesellschaft für die Reformen, deren das Land dringend bedurfte, nicht reif war.

Die ersten Bourbonen waren

Vertreter des aufgeklärten Despotismus, wie ihn das achtzehnte Jahrhundert verstand, d. h. alles für das Volk, aber nichts durch das Volk, aber sie waren und blieben Despoten in einem Lande, das von Aufklärung nichts wissen wollte. Alles was Philipp V., Ferdinand VI. und besonders Karl III. anordneten und tun ließen, war heilsam und segensreich, um ihre Maßregeln aber zur Wirkung zu bringen, hätte zuerst der Geist der Bevölkerung geändert werden müssen. Die besten und weisesten Gesetze sind nutzlos, wenn sie mit den Sitten und Anschauungen in Widerspruch stehen; aber der Irrtum, es genüge, ein gutes Gesetz zu machen, um es auch alsbald zur Tat werden zu lassen, ist ja noch jetzt nicht ausgerottet und wird von der Demokratie von heute so gut geteilt, wie von der Aristokratie von gestern. Es gab kein Gebiet im Staat und in der Kirche, das nicht hätte reformiert werden müssen, aber das Uebermaß des guten Willens, das z. B. Karl III. und seine Minister für ihre Aufgabe mitbrachten, ließ sie weit über das Ziel hinauschießen. Sie glaubten mit schönem Enthusiasmus an die Allmacht des Staatsgedankens, den sie vertraten und dem sie



*Königin Marie Louise, Gemahlin Karl IV.*

*Gemälde von Goya im Prado in Madrid*



*König Ferdinand VII.*

*Gemälde von Goya im Prado in Madrid*

die Möglichkeit zutrauten, das Schlechte durch das Gute ohne weiteres ersetzen zu können, und dabei hat gerade dieser König das Notwendigste verabsäumt, um sein Reformwerk zu konsolidieren. Er vernachlässigte die Erziehung seines Sohnes in der unverantwortlichsten Weise, und als ihm dieser Sprößling auf dem Thron folgte, der erste ganz zum Spanier gewordene Bourbone, gottesfürchtig und unwissend wie nur ein Vollblut-Kastilianer, da fiel das ganze so mühsam aufgeführte Werk der Reform in Trümmer, und schon nach kürzester Zeit war alles wieder beim alten. Die Bourbonen haben zwar der Aufklärung Eingang in Spanien verschafft, aber der Versuch, der großen Masse Geschmack an den Erzeugnissen des Geistes beizubringen, ist ihnen

mißlungen. Die Geistlichkeit hatte das Volk so gut und mit solchem Erfolge gegen jede Bildung geschützt, daß gar kein Bedürfnis für sie vorhanden war und die Früchte der Aufklärung nur einem sehr bescheidenen Bruchteil der obersten Schicht zugute kamen. Wenn man die Männer aufzählen will, die in Spanien des achtzehnten Jahrhunderts die neuen Ideen vertraten, so braucht man kaum seine zehn Finger. Sie bildeten einen Generalstab, aber sie hatten keine Armee hinter sich. Dieses Mißverhältnis, das zwischen einer außerordentlich dünnen gebildeten Oberschicht und der unwissenden, aber fanatischen Masse bestand, hat sich in das neunzehnte Jahrhundert fortgesetzt und die Geschichte und die soziale Entwicklung Spaniens auf das Verhängnisvollste beeinflußt.

Der Fels, an dem die Versuche, dem modernen Geist der Bildung, der Duldung, des Wissens, des intellektuellen Fortschritts Eingang zu verschaffen, schließlich doch gescheitert sind, war die katholische Kirche. Ihre Allmacht war um so größer, als





*Don Manuel Godoy, Principe de la Paz*

*Gemälde von Goya in der Akademie von S. Fernando in Madrid*

sie sich auf die rohesten Instinkte des Volkes stützte: den Aberglauben, den Fanatismus, die Unwissenheit, die Bequemlichkeit. Sie gab ihren Gläubigen keine Religion und verlangte keine von ihnen, die rein äußerliche Beobachtung der kirchlichen Vorschriften machte den guten Katholiken. Sie unterstützte den krassesten Fetischismus der Gnadenbilder und der Reliquien. Der Escorial besaß allein 11000 Heiligtümer. Die Kirchenfeste waren nicht zu zählen; sie wurden mit dem größten Aufwand begangen und dauerten oft mehrere Tage. Sie waren von Prozessionen und Aufzügen begleitet; es wurden in ihrem Rahmen lebende Bilder gestellt, Theater gespielt und Tänze aufgeführt. Es sind noch nicht fünfzig Jahre her, daß Carl Justi aus Valencia schreibt, wie sich die Phantastik der volkstümlichen Kirchenfeste dort ganz erhalten habe. Es wurden dabei Puppen von fünf Meter Höhe mitgeschleppt. „Man fühlt sich in die Zeiten des griechischen und römischen Altertums versetzt,“ bemerkt er, „mitten unter Panathenäen und Saturnalien.“ Eine große Unterhaltung für den Pöbel bildeten die burlesken Predigten. Isla schildert im Fray Gerundio de Campazas die spaßhafte Predigt am Ostersonntag, die mit Schwänken, Possen, Schnurren, Wortspielen und dergleichen gewürzt werden mußte, so drollig



*Der Infant Don Carlos,*

*Bruder Ferdinand VII. Farbskizze von Goya im Prado in Madrid*

die man auf ein Gelübde des Heiligen Ferdinand zurückführte, das sogenannte Voto de Santiago, dessen Rechtsunterlage aber recht fadenscheiniger Natur war. Die frommen Stiftungen der Erblasser gingen allen übrigen Verpflichtungen vor; so war der Besitz der Kirche fortwährend im Wachsen; im Jahre 1787 gehörten ihr in Spanien 3148 Ortschaften eigentümlich. Im achtzehnten Jahrhundert besaß Spanien acht Erzbistümer und 52 Bistümer, deren Stellung je nach ihren Einnahmen eine sehr verschiedene war. Der Erzbischof von Toledo bezog jährlich 12000000 Realen, der Bischof von Lugo nur 100000. Der weltliche Klerus zählte über 70000 Pfarrer, neben ihm gab es 40 Mönchsorden mit 2067 Klöstern und 29 weibliche Orden mit 1122 Klöstern, sie brachten es zusammen auf etwa 100000 Köpfe. Ihr Besitz war enorm; der Abtei de las Huelgas bei Burgos gehörten 14 Städte und 50 Orte. Dabei wurde ihre Zahl noch immer vermehrt. Die Königin Barbara, Gemahlin Ferdinands IV., gab für den Neubau des Klosters der Salesas Reales in Madrid 80000000 Realen aus, so daß der Volksmund spottete: Barbara Reina, Barbara Obra, Barbaro Gusto, Barbaro Gasto. Burgos hatte für seine 9000 Einwohner 44 Klöster und 14 Pfarrkirchen, Sevilla wies 68 Klöster, 43 Kollegien und 32 Kirchen auf, Toledo

und närrisch als möglich, sie könnte gar nicht schmutzig, unanständig und unsinnig genug sein. Auf den Glauben legte die Kirche keinen Wert, um so größeren auf die Werke in Gestalt der Almosen. Sie nahm und nahm und nahm und gab nichts her, denn von den meisten Steuern und Abgaben waren die Geistlichen befreit. Man schlug die Zahl der Messen, die jahrein jahraus für Geld gelesen wurden auf mehr als dreizehn Millionen an und rechnete aus, daß die Kosten der pompösen Leichenbegängnisse soviel betrugen, daß die Ueberlebenden ein Jahr hätten davon leben können. Das halbe Spanien hatte an die Kirche in Santiago eine Abgabe zu zahlen,

39 Klöster und 25 Pfarrkirchen. Im ganzen Spanien existierten weit über 22000 Kirchen, in denen nur einmal jährlich Gottesdienst abgehalten wurde. Diese Armee von Mönchen war es, durch deren Hilfe die Kirche ihren Einfluß in allen Schichten der Bevölkerung geltend machte, zumal in der breiten Masse, aus der sich vorzugsweise die Bettelorden rekrutierten. Der Frayle, der Klosterbruder, war der Vertraute und das Orakel des niederen Volkes, um so mehr weil er genau so unwissend und abergläubisch war wie der gemeine Mann, denn auch von ihm verlangte die Kirche nur den Glauben, den Glauben an alles das, was die Oberen lehrten.

Laienwelt und Klerus hingen durch die Bruderschaften zusammen, die Kirchen und Kapellen angegliedert waren und eine innige Verbindung mit der Kirche herstellten. In Kastilien gab es 19000 fromme Bruderschaften, in Arragonien immerhin 6500. Die Bettelorden waren dabei am geschicktesten. Der sogenannte dritte Orden des Heiligen Franz war überaus zahlreich, und auch diejenigen, die ihm bei Lebzeiten nicht angehört hatten, ließen sich wenigstens in der Kutte dieser Gemeinschaft begraben. Das kostete drei Dukaten und soll im Jahr eine Einnahme von 3000000 Dukaten gebracht haben.

Bis zum Jahre 1808 bestand die Inquisition in der alten Organisation und Machtvollkommenheit, unter dem Großinquisitor walteten 16 Tribunale ihres Amtes. Aber gerade an ihrer Tätigkeit kann man genau verfolgen, daß der Geist der neuen Zeit stärker war als Herkommen und Tradition. Selbst eine Behörde wie sie, die unangreifbar war und niemand Verantwortung schuldete, mußte ihm Konzessionen machen. Unter der Regierung Philipps V. hielt sie noch 782 öffentliche Autos de fé, unter Ferdinand VI. nur noch 34, und die Zeiten Karls III. und Karls IV. brachten



*Königin Marie Christine,  
vierte Gemahlin Ferdinand VII. Gemälde von Lopez  
im Prado in Madrid*



es auf nicht mehr als je 10. Damit ging auch die Zahl der Todesopfer beträchtlich zurück. 1721 waren noch 12 Verurteilte lebend verbrannt worden; zwischen 1746 und 1759 ist dies entsetzliche Schicksal nur noch 10 Personen zuteil geworden und unter Karl III. nur noch vier. Die letzte öffentliche Verbrennung in Spanien traf 1781 eine arme hysterische Schwärmerin in Sevilla. Um diese Zeit kam auch die Tortur außer Gebrauch, und die Inquisition verlor bis zum Beginn des neuen Jahrhunderts so viel von ihren Schrecken, daß ihre Amtsräume Fremden als Sehenswürdigkeit gezeigt wurden. 1803 besuchte Lady Elizabeth Holland den Inquisitionspalast in Murcia und sah mit Schauern die Strafkleider und Marterinstrumente. Wieviel die Bourbonen aber auch taten, um die Macht dieses furchtbaren Tribunals allmählich einzuschränken, die Inquisition blieb für alle, die sich zu dem geistigen Fortschritt zu bekennen wagten, ein äußerst gefährlicher Gegner. Sie verfolgte alle, die die Vernunft dem Glauben vorzogen, mit unbarmherziger Konsequenz, und auch die höchste Stellung, das innigste Vertrauensverhältnis zum Monarchen schützte nicht gegen ihre Urteile. So hat sie in D. Pablo Olavides einen gefährlichen Gegner unschädlich zu machen gewußt. Die Anklage warf ihm nichts anderes vor, als daß er nicht an Wunder glaube, daß er Freitags Fleisch esse, sich während der Messe gesetzt habe und an die Umdrehung der Erde glaube; aber dieses Sündenregister wog schwer genug, um ihm eine Verurteilung zu acht Jahren Gefängnis einzutragen. Sein Vermögen wurde konfisziert, er wurde in ein Kloster eingesperrt und mit größter Strenge behandelt. Er mußte die Strafkleider von grobem gelben Tuch anlegen und hatte sich gefallen zu lassen, daß ein Mönch ihm täglich Unterricht im wahren Glauben erteilte.

Die eigentliche Macht im Staate hielt die Kirche; denn sie beherrschte die Geister und gab ihnen das Gepräge, das ihre Zwecke förderte. Sie machte gegen alles Front, was neu erschien, es brauchte nicht einmal gegen den Glauben gerichtet zu sein. Als die Blitzableiter aufkamen, verzichtete man in Valencia auf ihre Einführung, da der Heilige Vincenz Ferrer dem Blitze ja ohnehin verboten habe, in Valencia einzuschlagen, und auch im Escorial fühlte man sich gesichert genug, denn die Kreuze auf dem Dache enthielten Reliquien gegen Blitzschlag. Die Kirche duldete in Spanien keine andere Wissenschaft als die Theologie, die alles überwucherte und jede geistige Regung unterdrückte. Je mehr jemand in Spanien unterrichtet wurde, je weniger lernte er; denn man lehrte ihm, Forschen sei Sünde, der Verstand müsse unterdrückt werden; Demut und Glauben seien die höchsten Fähigkeiten des Menschen. Wissenschaft war so gut wie Verbrechen, Unwissenheit Tugend. Desdévies du Désert sagt sehr hübsch, daß diese Unwissenheit um so gefährlicher war, weil sie nicht auf einem angeborenen Mangel



*Die Herzogin von Alba*

*Nach dem Gemälde von Goya im Besitz der Hispanic Society in New York*



### *El Empecinado*

*Gemälde von Goya im Besitz von Don Luis Navas*

an Verstand beruhte, sondern erst durch Mühe und Arbeit erworben wurde. Der Unterricht lag in den Händen der Geistlichkeit, die es verstand, ihn durch die stumpfsinnigen Methoden, die sie anwandte, unfruchtbar und unergiebig zu machen. Es gab keine Elementarschulen, der Anfangsunterricht, den einige Klöster erteilten, war ebenso zufällig wie ungenügend. In den Mittelschulen, die ebenfalls nur von Klöstern betrieben wurden, lehrte man den Katechismus und etwas aristotelische Philosophie, aber sie waren in dürftigem Zustande und zählten oft genug nicht mehr als acht bis zehn Schüler. Die besten Schulen hielten die Jesuiten, die sich auch der meisten Besucher erfreuten. Während

die anderen Orden weder in neuerer Sprache, noch in Geschichte und Geographie unterrichteten, zogen die Jesuiten sogar Physik und Mathematik in ihren Lehrplan. Ein vornehmer Arragonese, Don José Calasanz, hatte im Jahr 1600 den Orden der Schulbrüder gestiftet, aber von seiner segensreichen Tätigkeit war der Heimat des frommen Stifters am wenigsten zugute gekommen. Die Schulen waren in völlig anarchischem Zustande; sie verfolgten keinen geregelten Plan und konnten eine gewisse Disziplin nur durch barbarische Prügel aufrecht erhalten. „Nur wenn Blut fließt, lernen die Schüler lesen“, pflegte man zu sagen.

Diesem Zustande auf den unteren Stufen entsprach der Unterricht der Hochschulen. Im achtzehnten Jahrhundert waren die spanischen Universitäten von vierzig auf vierundzwanzig zurückgegangen, aber selbst die altberühmten unter ihnen, Salamanca und Alcalá, konnten kaum noch für Stätten der Bildung gelten. In Salamanca disputierte man 1773 über die Sprache, welcher sich die Engel unter sich bedienen, und zerbrach sich den Kopf darüber, ob das Himmelsgewölbe fest wäre und vielleicht aus Glockenmetall bestehe, oder ob es feuchtflüssig sei.





### *Die bekleidete Maja*

*Gemälde von Goya im Prado in Madrid*

Die Scholastik hatte alles erstickt und eine anmaßende und selbstzufriedene Unwissenheit groß gezüchtet, der Fleiß, Eifer, Vorwärtsstreben ebenso fehlten wie Nachdenken und Kritik. Das Studium der Geschichte, der Erdkunde, der lebenden Sprachen wurde nicht getrieben. Newton, Gassendi, Descartes wurden mißachtet, man zog ihnen den Aristoteles vor, dessen Schriften im Original aber niemand lesen konnte, so daß sie nur in Auszügen bekannt waren. Ensénada erklärte, es gebe in Spanien keine Professur des öffentlichen Rechts, der Physik, der Anatomie und der Botanik. Die Medizin lehrte man nach Hippocrates, Galen und Avicenna, und brachte den Studenten nur das Aderlassen bei, so daß für den Spanier ernstlich erkranken und sterben müssen eins war. Mathematik war unbekannt. Diego de Torres y Villaroel erzählt in seiner Lebensbeschreibung, daß die spanischen Studenten in der Mathematik nichts sahen als ein Gewebe von Lug und Trug und allerlei Zaubersprüchen, und daß sie bestenfalls glaubten, studieren ließe sich diese Wissenschaft nicht, man könne sie nur mit Hilfe der schwarzen Magie und des Teufels erlernen. Zu dieser Auffassung stimmte der Apparat, mit dem man arbeitete. Die Universitätsbibliothek in Alcalá besaß im Jahr 1781 unter 17000 Bänden nur 50 moderne, Madrid besaß bis zum 18. Jahrhundert überhaupt keine öffentliche Bibliothek, da alle Druckwerke außer Andachtsbüchern für völlig unnütz angesehen wurden.

Mit Recht beklagte Olavides, daß die Zeit, die man auf den Universitäten mit dem Erlernen nützlicher Dinge hätte zubringen sollen, durch den scholastischen



*General Palafox*

*Nach dem Gemälde von Goya im Prado in Madrid*

Zuschnitt des Unterrichtssystems verloren ging, da sie dazu angewendet wurde, törichte und alberne Dinge ergründen zu wollen. So gab es in Spanien in der Mitte des 18. Jahrhunderts keine gute und brauchbare Karte des Landes, aber auch niemanden, der instande gewesen wäre, sie zu entwerfen. Alle Karten kamen, wie Ensenada erklärt, aus Holland oder Frankreich, und trotzdem sie ungenau waren und von Fehlern wimmelten, mußte man sich mit ihnen behelfen. Eben-  
sowenig wie Landmesser gab es spanische Chemiker. Campomanes schreibt 1776,



*Der französische Gesandte Guillemardet 1798 in Madrid*

*Gemälde von Goya im Louvre in Paris*





*Die Kathedrale in Jaen*



*Die Kathedrale in Santiago*

*Aus Uhde, Baudenkmäler*

es gebe in Spanien keinen Menschen, der auch nur die gewöhnlichsten Apothekergüter herstellen könne, Magnesia, Glaubersalz, Quecksilber-Präparate und dergleichen mußten aus dem Auslande bezogen werden. Dabei wurden auf den Universitäten Examina abgehalten und akademische Grade verliehen; den Doktor zu machen kostete in Salamanca 2000 Realen; aber alles das hatte gar keinen Wert, die Unwissenheit der Schüler wurde höchstens durch die der Lehrer übertroffen.

So gutgläubige Katholiken auch alle Könige aus dem Hause Bourbon waren, die gewaltige Macht der Kirche, die im Staate rivalisierend neben der ihren stand, sahen sie mit Unbehagen und mit nicht immer verhehltem Unwillen, denn der Klerus hielt die Initiative des Herrschers in Schach. Schon unter Philipp V. trat der Minister Macañaz für eine Reform der Kirchenverfassung ein, liberal wenigstens in dem Sinne, daß die Machtbefugnisse der Geistlichkeit eingeschränkt werden sollten. Es ist doch erst unter Ferdinand VI. und Karl III. zu energischen Maßregeln gegen die Allgewalt der Kirche gekommen. Erst als nacheinander und gleichzeitig der Marquis de la Ensenada, Florida Blanca, Campomanes, Don Pablo Olavides und andere das Werk der Reform der gesamten staatlichen Zustände in die Hand nahmen, begann auch der Kampf gegen das klerikale Unwesen. Es gab ein förmliches Duell zwischen Staat und Kirche, das durch das Konkordat von 1754 indessen zugunsten des Staates entschieden wurde. Die spanische Kirche wurde durch dasselbe unabhängig vom Heiligen Stuhle und dafür unter die Kontrolle ihrer Regierung gestellt. Die Geistlichkeit büßte den besten und größten Teil ihrer Vorrechte ein, denn sie wurde, vom Bischof angefangen bis zum letzten Laienbruder unter das Gesetz gestellt. Ihre Einkünfte wurden gemindert und alles getan, um das weitere Anwachsen des Besitzes der toten Hand zu verhindern.

Den entscheidenden und Hauptschlag gegen die Kirche führte doch erst Karl III. im Jahre 1767 durch die Vertreibung der Jesuiten. Pombal in Portugal war ihm 1759 damit vorangegangen, Choiseul 1764 in Frankreich mit der gleichen Maßregel gefolgt; nun schritt der König von Spanien auf der Bahn der Gewalt weiter. Alle Vorbereitungen waren so gut und in solcher Heimlichkeit getroffen worden, daß in der Nacht vom 2. zum 3. April 1767 sämtliche spanischen Jesuiten — man spricht von fünftausend Köpfen — verhaftet und nach der ihrem Kollegium nächstgelegenen Hafenstadt gebracht wurden. Hier wurden sie eingeschifft und im Kirchenstaat an das Land gesetzt. Es war eine gröbliche Verletzung aller Gesetze, aber der Zweck war erfüllt, die spanische Kirche war ihrer Führer beraubt. Man sagt, den Ausschlag für die Durchführung dieser Maßnahme habe die Beobachtung gegeben, daß es den Jesuiten wie spielend gelungen sei, einen Aufstand zu stillen, der im Jahre 1766 in Madrid gegen die Kleiderreform des Marquis Squillace aus-





*Der „Triunfo“ in Cordova*

gebrochen war. Dieser Beweis von Einfluß auf die Volksseele habe König und Regierung so stützig gemacht, daß sie von dem Augenblick an den Untergang der allzu mächtigen Gesellschaft beschlossen. Wenn der Herzog von Saint Simon auch behauptet, die Jesuiten, die doch überall zu den größten Gelehrten zählten, seien in Spanien von einer wahrhaft überraschenden Unwissenheit, so bildeten sie jedenfalls den intelligentesten Teil des spanischen Klerus, und die Regierung hatte, indem sie sich ihrer entledigte, den Widerstand der Gegner gebrochen. Sie hatten sich nicht zu verteidigen, denn man erhob keine Anklage gegen sie, man vertrieb sie und zog das Eigentum des Ordens für den Staat ein. Karl III. bestimmte zwar, daß die Güter der Gesellschaft Jesu für Schulzwecke verwandt werden sollten, aber der Staat, wie es eigentlich die Regel in diesen Fällen ist, hat von der Konfiskation des Kirchenvermögens keinen Vorteil gehabt. Er beraubte die Kirche und wurde doch nicht reich. Wie in allen andern Ländern auch blieb der Löwenanteil der Beute an den unreinen Händen kleben, die bei diesem Geschäft mitarbeiteten.

Die Reform des gesamten Unterrichtswesens war die wichtigste Aufgabe, die den neuen Männern zufiel, und sie haben ihre Bedeutung auch vollkommen gewürdigt. Aber da sie den Zweck wollten und nicht die Mittel, so haben sie zwar im Kleinen und in Einzelheiten manches gefördert, im Großen dagegen nichts erreicht. Mit der Vertreibung der Jesuiten waren die 72 Erziehungsinstitute, welche die Gesellschaft in Spanien aufrecht hielt, brachgelegt, aber es ist der Regierung nicht gelungen, sie zu ersetzen oder vollends etwas Besseres an ihre Stelle zu bringen. Die Seminare erhielten eine andere Verfassung, die schlechten, oft genug ganz sinnlosen Bücher wurden durch andere ersetzt, die stumpfsinnig betriebenen Methoden des bloßen Gedächtniskrams wurden geändert; 1783 wurden sogar Mädchenschulen eingerichtet, aber der Erfolg blieb aus. Die Universitätsreform vom Jahre 1772 sah die Einführung der exakten Wissenschaften vor, es wurden medizinische Gesellschaften und Schulen gegründet, man schrieb an Linné, er möge doch aus Schweden Gelehrte senden, die den spanischen Studenten Begriffe von der Botanik beibringen könnten, aber über die bloßen Anläufe ist man nicht recht hinaus gediehen. Florida Blanca wünschte dringend, daß Spanien Naturforscher, Physiker, Erfinder sein eigen nennen sollte wie die anderen europäischen Länder, die neuen Ideen aber, den modernen Geist, die französische Philosophie hatte und fürchtete er, und da er das eine nicht haben konnte ohne das andere, blieb im Grunde alles beim alten. Die Regierung Karls III. bekämpfte die Geistlichkeit, weil sie ihr die Macht nicht gönnte, die sie im Staate ausübte; gegen Geist und Anschauungen der katholischen Kirche hatte sie nichts einzuwenden. Nicht einen Augenblick hat sie daran gedacht, Gedankenfreiheit gewähren zu wollen, und in



*Das Kloster (heute Palast) San Telmo in Sevilla*

*Aus Uhde, Baudenkmäler*



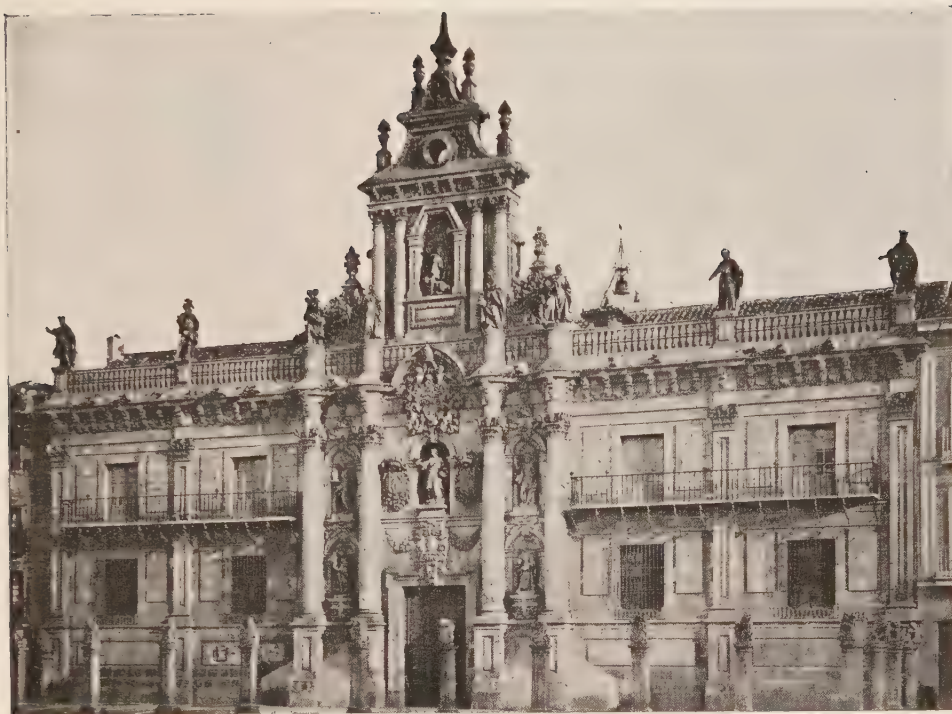


*Kolleg und Kirche S. Ignacio de Loyola bei Azpeytia*

*Lithographie aus España artística y monumental. Paris 1842*

einem Lande, das der Inquisition untertan war, hätte diese die Unterlage aller Reformtendenzen bilden müssen. So hat Karl III. auch nicht nötig gefunden, den Unterricht von Staatswegen zu ordnen und ihn durch bestimmte Vorschriften zu regeln. Bei der allgemeinen Interesselosigkeit und dem Mangel an Mitteln blieb alles beim alten. Die Pflege der Wissenschaften und der Unterricht auf allen seinen Stufen wurden weiter der Kirche belassen, und es versteht sich von selbst, daß diese nichts getan hat, um sie zu fördern.

Die geistige Stagnation, die von der Kirche ausging, lähmte das ganze öffentliche Leben und machte sich in der Verwaltung, dem Ackerbau, der Industrie, dem Verkehr, dem Handel, kurz in allen Zweigen bürgerlicher Tätigkeit geltend. Auch auf diesen Gebieten war noch alles zu tun, wenn Spanien den Vorsprung einholen wollte, den die anderen europäischen Länder voraus hatten. In der Verwaltung machte sich dauernd der Antagonismus geltend, der die Eifersucht zwischen den Ländern der Kronen von Arragonien und Kastilien nie zum Einschlummern kommen ließ; er hat ja noch im neunzehnten Jahrhundert seine verhängnisvolle



*Die Universität in Valladolid*

Rolle gespielt. Die Privilegien der Länder, die einst das Königreich Arragon gebildet hatten, waren von Philipp V. zwar aufgehoben worden, aber noch immer zerfiel Spanien in vier Teile, die nach verschiedenen Gesetzen und Herkommen verwaltet wurden: Kastilien, Arragon, Navarra und das Baskenland. Dazu kamen die Städte, deren alte Privilegien noch zu Recht bestanden, die Besitzungen der Ritterorden, der Kirche, der Feudalherren, kurz die spanische Monarchie war noch im achtzehnten Jahrhundert alles andere als ein einheitlich regiertes Reich. Das einzige Band der Einheit in der Verwaltung war die Inquisition, die über allen schwebte und allen gemeinsam war. Die Schaffung von fünf Ministerien und die Einführung des französischen Systems der Intendanten — sie empfangen den Titel Corregidor — bedeuteten sehr wesentliche Schritte auf dem Wege zu einer Vereinfachung der staatlichen Verwaltung. Die städtische Verwaltung zu reformieren, schien unmöglich. Durch den lange Jahrzehnte üblich gewesenen Verkauf der Aemter waren sie schließlich in gewissen Familien erblich geworden, und da die Summen, die zu einem Rückkauf nötig gewesen wären, nicht vorhanden waren, so gab man die Idee, diesen Mißstand heben zu wollen, als hoffnungslos auf. Die Vereinigung



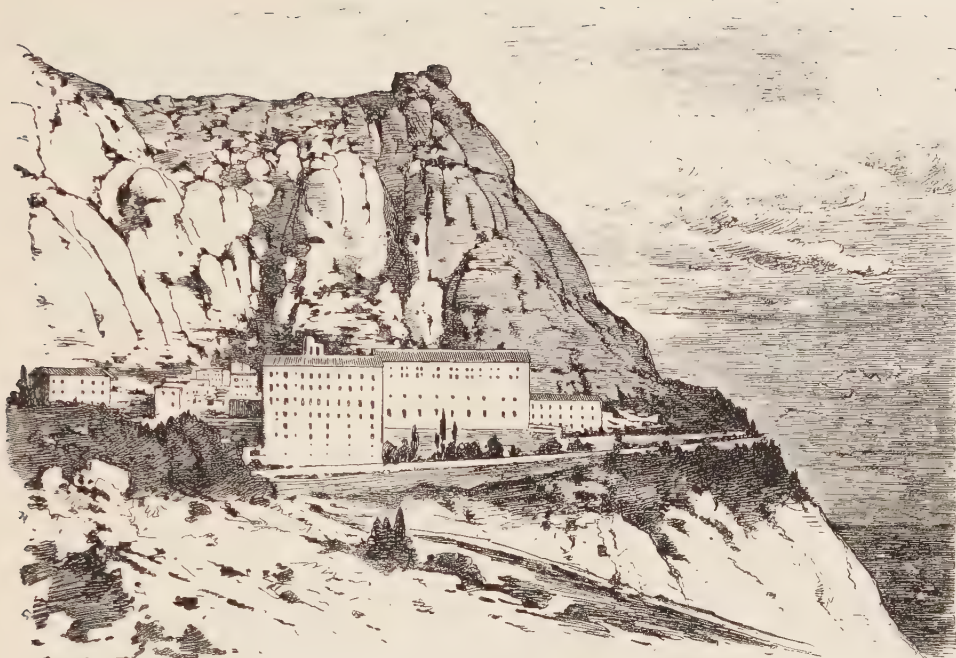
### *Aufgang zum Montserrat*

*Nach einer Zeichnung von Alex. Wagner  
aus Theod. Simons, Spanien. Berlin 1880*

der Rechtspflege und der Verwaltung war ein großer Uebelstand, dem auch durch eine neue Bearbeitung der Gesetze nicht abgeholfen wurde. Der Gang der gerichtlichen Verfahren blieb außerordentlich schleppend und war stets durch das mögliche Eingreifen fremder Gerichtshöfe bedroht.

Die Reform der Verwaltung, die König Karl III. zwei Italienern anvertraute, dem Neapolitaner Herzog von Squillace und dem Sizilianer Esquilache, wollte ihr Werk in der Residenz Madrid beginnen, die allen Beschreibungen nach einem Augiasstall glich. Die Straßen sollten gepflastert, beleuchtet und gereinigt werden, was unter der Bewohnerschaft einen Sturm der Entrüstung erregte. Das Corps der Madrider Aerzte verfaßte eine Denkschrift, in der ausgeführt wurde, die Luft der Hauptstadt sei immer sehr gesund gewesen und es sei tollkühn und gefährlich, sie ändern zu wollen. Als die Häuser mit Abtritten versehen werden sollten, stieg die Unzufriedenheit, die Regierung mußte mit Gewalt vorgehen, und da sich kein Spanier zu dieser Arbeit bereit finden lassen wollte, war man gezwungen, Handwerker aus Neapel dazu kommen zu lassen. Die Kleiderreform endlich stellte Zumutungen an die Langmut der Einwohner, der sie nicht standhielt. Die Sicherheitspolizei wünschte zwei Stücke der Nationalkleidung ab-





### *Das Kloster auf dem Montserrat*

*Nach einer Zeichnung von Alex. Wagner. Aus Theod. Simons, Spanien. Berlin 1880*

geschafft zu sehen, den langen und weiten Mantel und den weichen Schlapphut mit breiter Krämpe. Beide machten ihre Träger unkenntlich und haben die Tätigkeit der Gendarmerie sicherlich nicht erleichtert, denn unter dem Schutze dieser Verhüllungen konnte jeder Missetäter sich leicht der Verfolgung entziehen. Also wurde befohlen die Mäntel zu kürzen und die Hüte in Dreispitze zu verwandeln. Erst galt die Verordnung nur den Beamten, bis sie am 10. März 1766 auf ganz Spanien ausgedehnt wurde. Diese Anordnung entfesselte die größte Aufregung und begegnete dem heftigsten Widerstand. Die Regierung half sich, indem sie Schneider anstellte, welche die befohlenen Aenderungen unter polizeilichem Schutz gewaltsam vornehmen mußten. Damit aber stieß sie dem Faß den Boden aus, am 23. März, es war der Abend des Palmsonntag, brach in Madrid ein Aufstand aus, der sich gegen Squillace richtete. Sein Haus wurde gestürmt und zerstört, er selbst entging nur mit Mühe dem Tode. Der König mußte sich entschließen, den verhaßten Minister zu entlassen. Die Befehle hinsichtlich der Kleidung wurden zurückgenommen, aber sie sind später mit etwas größerer Vorsicht Schritt für Schritt doch durchgeführt worden. Den Plan, eine Nationalkleidung einzuführen, den Karl III.



### *Das Haupt Johannes des Täufers*

*Bemalte Holzskulptur von Juan Alonso Villabrille in der Kirche  
S. Juan de Dios in Granada*

noch kurz vor seinem Tode gefaßt hatte, lieber allerdings wieder fallen, nachdem der Staatsrat, den er um seine Meinung ersucht hatte, sich im ablehnenden Sinne äußerte.

Ein Element der Unordnung stellte der Bettel dar, dem die Kirche aus falsch verstandener Nächstenliebe den größten Vorschub leistete. Er war so stark ausgebildet, daß die Bettler in vielen Orten förmliche Korporationen bildeten, die staatlich anerkannt waren. Man begann, ihm systematisch entgegenzuwirken, indem Arbeitshäuser gegründet wurden, in denen Vagabunden, Arbeitslose und gesunde Bettler zur Tätigkeit angehalten wurden. Der Erzbischof von Toledo, der Bischof von Sigüenza

und andere umsichtige Kleriker von Einfluß haben die Regierung in ihren Absichten dabei tatkräftig unterstützt.

Der allgemeine wirtschaftliche Zustand war trostlos. Jovellanos nennt die größeren Orte nur „Skelette von Städten“, da sie lediglich aus Kirchen, Klöstern und Hospitälern bestünden, aber auch die fremden Reisenden empfangen von Kastilien den Eindruck einer Wüste, es zählte über tausend verlassene Ortschaften. Die Mancha war eine Steppe, und in Andalusien, dem fruchtbarsten Teil Spaniens, gab es soviel Bettler wie Einwohner. Valencia war der blühendste Teil des Landes, sonst lag alles darnieder, noch nicht der dritte Teil des Bodens wurde angebaut. Nur im Norden gab es kleine Bauerngüter, in Kastilien und Andalusien war die Verteilung des Grund und Bodens sehr wenig vorteilhaft im Sinne einer rationellen Volkswirtschaft. Er war in den Händen von Großgrundbesitzern oder gehörte der toten Hand, so daß der Landmann außerstande war, ein eigenes Gut zu erwerben, im Süden vollends war alles Land zu wenigen riesigen Domänen zusammengeballt. Vernachlässigung der Bodenkultur und Entvölkerung waren die





*Der Salon Gasparini im Königl. Schloß in Madrid*



Folgen. Noch immer nahm das Gesetz den Herdenbesitzer gegen den Ackerbauer in Schutz. Auf 40000 belief sich die Zahl der auf steter Wanderschaft begriffenen Hirten, manche Großgrundbesitzer nannten bis zu 800000 Stück Vieh ihr eigen, das Kloster Paular bei Segovia besaß 600000 Schafe. Die einst berühmte und von den Mauren mit großem Erfolg betriebene Pferdezucht war zurückgegangen, da man allgemein Maultiere bevorzugte.

Um die Bevölkerungsziffer zu heben, unternahm Olavides die Kolonisierung der Sierra Morena. Ein deutscher Auswanderungsagent Thürriegel verleitete gegen 6000 seiner Landsleute zur Uebersiedelung nach Spanien, wo sie seit 1767 in 13 Ortschaften ansässig gemacht wurden. Die goldenen Berge, die man ihnen „fern im Süd, im schönen Spanien“, versprochen hatte, fanden sie nicht, aber sie hätten sich bei ihrer natürlichen Anlage zu Fleiß und Betriebsamkeit einen bescheidenen Wohlstand erringen können, wäre ihr Gönner nicht, gerade als die Kolonisation im besten Zuge war, ein Opfer der Inquisition geworden. Da bereiteten Eifersucht und Mißgunst dem Unternehmen ein zu frühes Ende. So hohe Steuern, wie man von den Einwanderern erpressen wollte, konnten sie nicht zahlen, und so verfielen die Kolonien schon wieder, kaum daß sie gegründet worden waren. Karl III. legte in Aranjuez eine Musterwirtschaft an, aber das gute Beispiel blieb ohne Wirkung, und die vorzüglichen Gesetze, welche die Regierung in Hinsicht der Schonung der Wälder und der nötigen Aufforstung erließ, wurden von den Gemeinden aus Dummheit und üblem Willen nicht befolgt.

Es stand um die Industrie keineswegs besser. Der reiche Ertrag an Wolle, den die übergroßen Herden abwarfen, wurde in Spanien selbst noch nicht zur Hälfte verarbeitet. Der Holländer Ripperda gründete in Segovia, das noch im 17. Jahrhundert für seine Wollmanufaktur berühmt gewesen war, eine Fabrik, aber da man auch die allereinfachsten Handgriffe vergessen hatte, mußte er Arbeiter aus den Niederlanden kommen lassen, welche Anleitung zur Verarbeitung der Wolle geben mußten. Ein Menschenalter später legte der Irländer Wall eine solche Fabrik in Guadalajara an, als aber an der Maschinerie etwas in Unordnung geriet, mußte man sich die Arbeiter aus England verschreiben, um sie wieder in Ordnung zu bringen. Genau so war es mit den Silberminen von Guadalcanal und dem Quecksilberbergwerk in Almaden. Um sie rationell bewirtschaften zu können, mußten Maschinen und Bergleute aus Deutschland und England kommen, und es gelang ihnen nicht, gegen den störrischen Eigensinn aufzukommen, der hier sein Wesen trieb. Buckle erzählt, daß der Irländer Bowles, der 1752 Almaden besuchte, mit Erstaunen bemerkte, daß die Bergleute, statt der Richtung der Quecksilberadern nachzugehen, ihre Schächte gerade trieben. Sie



*Das Porzellan-Zimmer im Schloß Buen Retiro*

machten es genau so, wie ihre Väter es getrieben hatten, und das sollte etwa nicht recht sein? Sie ließen sich auch durch keine Vorstellungen von ihrer Torheit abbringen. Nun ließ die Regierung es sich zwar angelegen sein, Arbeiter aus dem Auslande nach Spanien zu ziehen, eine große Anzahl ökonomischer Gesellschaften wurden gegründet, Vorträge gehalten, Laboratorien eröffnet, aber da das allgemeine Vorurteil nicht zu besiegen war, das Arbeit als eine Strafe des Himmels ansah, so erreichte sie nichts. Allen technischen Fortschritten stellten die Zünfte der Handwerker einen Widerstand entgegen, dem nicht beizukommen war. Wie es damals Mode war und auch in den deutschen Kleinfürstentümern der Brauch, wo man ebenfalls der Meinung war, zu einer Industrie gehöre nichts wie der gute Wille, gründete die spanische Regierung Manufakturen, in denen Spiegelgläser, Gobelins, Porzellan unter Aufsicht von ausländischen Direktoren hergestellt wurde. Die Produkte waren von bester Qualität, aber die staatlichen Fabriken verschlangen Zuschüsse über Zuschüsse, da sie ganz unwirtschaftlich betrieben wurden.

Von den Schwierigkeiten, die einer Belebung der Industrie entgegenstanden, war der Mangel an Verkehrsmitteln nicht die geringste. Spanien hätte sich vorzüglicher Wasserwege erfreuen können, wenn man dem Wasserbau hätte Aufmerksamkeit schenken wollen; aber die Kanäle, die begonnen wurden, erfüllten ihren Zweck nicht oder sie blieben halb ausgeführt wieder liegen. Wieder einmal hatte man das große Werk der Schiffbarmachung des Tajo von Toledo bis Lissabon unternehmen wollen, aber der Tod Karls III. machte diesen Plänen ein Ende. Die Landstraßen befanden sich in einem entsetzlichen Zustand, solche, auf denen man hätte fahren können, fehlten bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts ganz. Die Königin, die im Jahre 1706 von Madrid nach Burgos reiste, brauchte dazu drei volle Wochen, und noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts war man von der Hauptstadt nach Bayonne acht Tage unterwegs. Reisen konnte man nur in der guten Jahreszeit, und auch dann war es kein Vergnügen, so schlecht waren die Verbindungen. Seit 1760 behielt die Regierung die Verbesserung der Straßen im Auge, aber erst von 1777 bis 1788 hat der Minister Floridablanca die Angelegenheit wirklich gefördert. Es war sein Verdienst, daß 200 Meilen schon bestehender Straßen in brauchbaren Zustand versetzt und ebensoviele neue dazu angelegt wurden. Handel und Verkehr hatten den Vorteil davon, er hätte sogar größer sein können, wäre nicht die Unsicherheit der Straßen geblieben. An diesem Uebel krankte Spanien seit alter Zeit, es war ein Ueberbleibsel aus den ewigen Kämpfen zwischen Christen und Mauren, und es ist den Regierungen auch immer nur vorübergehend gelungen, seiner Herr zu werden. Der Freiheitskrieg gegen die Franzosen und die Bürgerkriege zwischen Christinos und Carlisten leisteten der





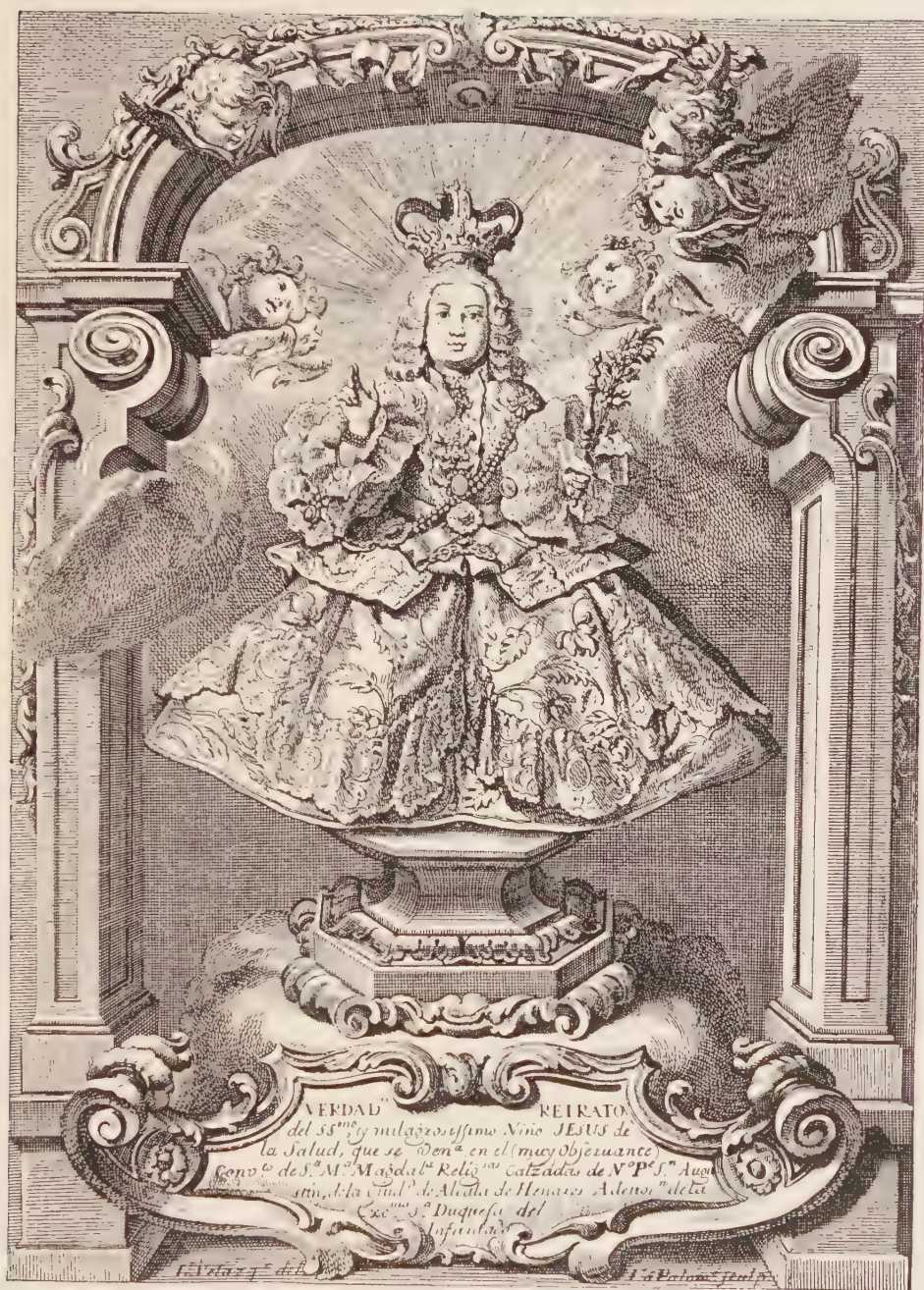
*„El Cristo de Burgos“*

*Nach einer Zeichnung von Gustave Doré*

Wegelagerei immer neuen Vorschub. Der andalusische Räuberhauptmann José Maria hielt in den dreißiger Jahren die ganze Gegend zwischen Madrid, Sevilla und Granada in seiner Botmäßigkeit. Er wurde durch seine Ruchlosigkeit eine geradezu legendäre Person. Die Serranía de Ronda, die Gegend um Valencia, waren berüchtigt. Richard Ford gibt in seinem so unterhaltenden Handbook for Travellers in Spain, das 1845 zum ersten Male erschien, sehr gute Ratschläge für das Verhalten gegen Räuber. Vor allen Dingen: still halten und den Mund halten. Man tat gut, als reisender Engländer mindestens 50—100 Dollars und eine goldene Uhr bei sich zu haben, denn wehe dem Reisenden, bei denen die Herren Räuber nicht fanden, was sie erwarteten. Manche unserer armen Landsleute, wie Göben, der vor Teruel und Auffenberg, der vor den Toren von Valencia überfallen wurde, dankten ihr Leben nur einem glücklichen Ungefähr.

Die Regierung Karls III. brach mit vielen Vorurteilen und wirtschaftlichen Irrtümern. So machte sie 1765 den Kornhandel innerhalb Spaniens völlig frei, während die einzelnen Landesteile bis dahin durch hohe Zollschranken gegeneinander abgesperrt gewesen waren. Karl III. erlaubte Barcelona, direkt mit den amerikanischen Kolonien zu handeln, was nur mit dem Umweg über Sevilla zulässig gewesen war. 1765 wurde den westindischen Inseln, 1778 auch dem süd-amerikanisch-spanischen Festland freier Handel gewährt. Die Vorteile ließen nicht auf sich warten. Binnen einigen Jahren verfünffachte sich die Ausfuhr der inländischen Produkte, während die Rimessen aus den Kolonien einen Betrag erreichten, der mehr als neunmal so hoch war wie früher. Daß man fortfuhr, Fremde von dem Handel mit den amerikanischen Kolonien nach Möglichkeit auszuschließen, versteht sich von selbst. Nur dem gefährlichsten Konkurrenten, England, hatte die Regierung in dieser Beziehung Konzessionen machen und ihm große Vorteile einräumen müssen. Das war eine Folge des 'unglücklichen sogenannten bourbonischen Familienpaktes, der 1761 mit dem Hofe von Versailles abgeschlossen worden war, und Spanien in das Schlepptau der französischen Politik brachte. In den Kriegen, die Frankreich mit Großbritannien führte und in die Spanien jedesmal mit verwickelt wurde, litt es den schwersten Schaden und mußte Opfer über Opfer bringen, denn Finanzen, Heer und Marine waren nicht darnach beschaffen, eine Kriegführung mit Ehren oder Erfolg zu bestehen. Die Staatsschulden waren unter Ferdinand VI. zu einer Höhe angewachsen, daß der König sich nicht anders als durch Bankerotterklärung helfen konnte. Er annullierte seine Verpflichtungen, was den Kredit des Landes auf das Schwerste erschütterte. Da die direkten Steuern unbekannt waren, so setzten sich die Staatseinnahmen aus den allerverschiedensten Abgaben und Zöllen zusammen. Zu ihrer Erhebung





*Wundertätiger Christus im Kloster der Augustinerinnen in Alcalá*  
Kupferstich von J. Palomino





*Spanische Mönche*  
Lithographie von Sydney Crocker, 1839

war eine ganze Armee von Beamten auf den Beinen, in deren Händen ein großer Teil der erpreßten Summen hängen blieb. Man schlug die Einnahmen auf etwa 800 Millionen an, von denen der Hof für sich ungefähr den achten Teil in Anspruch nahm. Das Defizit belief sich jährlich auf die gleiche Summe, so daß der Staat zu den verzweifeltsten Mitteln greifen mußte, um seinen Verpflichtungen nachzukommen, und eine unbeschreibliche Korruption um sich griff. Sie übte ihre Rückwirkung auf Heer und Marine, die sich in völliger Auflösung befanden. Im Kriege gegen Portugal 1762 stand die spanische Armee schon an der feindlichen Grenze, ehe man bemerkte, daß man vergessen hatte, das Pulver mitzunehmen.

Bei dieser Gelegenheit kam auch zur Sprache, daß die Kanonen keine Lafetten hatten und ihre Kugeln entweder zu groß oder zu klein waren. Die Arsenale der Marine waren leer, die Schiffe nach schlechten Modellen konstruiert, ihre Masten waren zu hoch, die Takelage falsch, die Manöver nicht richtig angeordnet. Die ganze Flotte bestand aus 80 Fahrzeugen ohne jeden taktischen Wert. Als Lord Albemarle 1762 Havanna belagerte, wurde die spanische Flotte im Hafen zurückgehalten; denn da der Marineminister Arago Havanna jeden Morgen dem Schutze der Heiligen Jungfrau empfohlen hatte, so hielt er es für überflüssig, noch weitere Maßregeln zum Entsatz des bedrohten Ortes in Anwendung zu bringen.

Der Ire O'Reilly sollte die Armee nach preußischem Muster reorganisieren, aber da ihm ein brauchbares Menschenmaterial fehlte, so nützten auch die vorzüglichen Reglements nichts, die für den Dienst ausgearbeitet wurden. Die Rekrutierung versagte, und man sah sich genötigt, verurteilte Verbrecher, Vagabunden und ähnliches Gesindel einzustellen. Patiño fiel die Aufgabe zu, die Marine zu

reorganisieren, was für Spanien noch wichtiger war als der Besitz einer Armee. Die Barbarenstaaten Algier, Tunis und Tripolis übten eine unerträgliche Tyrannei zur See aus, und die spanischen Küsten lagen ihren Angriffen schutzlos offen. Man rechnete, daß sich immer gegen 30000 Spanier in der Gefangenschaft dieser Seeräuber befänden, und man wußte sich ihrer doch nicht mit Erfolg zu erwehren. Erst die Friedensschlüsse, die 1784, 1785 und 1786 mit diesen Raubstaaten geschlossen wurden, verschafften Spanien Ruhe und ersparten ihm die ungeheuren Lösegelder, die es alljährlich zum Loskauf seiner Landeskinder verwenden mußte. Als man nun daran ging, eine brauchbare Flotte zu schaffen, stand man vor der



*Spanische Nonne*  
Lithographie von Blich Barker, 1839

traurigen Tatsache, daß es keinen Menschen in Spanien gab, der verstanden hätte, ein Schiff zu bauen, keinen, der es hätte auftakeln können, und man mußte zu diesem Zwecke Schiffszimmerleute, Seiler, Segelmacher aus England kommen lassen.

Der Tod König Karls III., der am 14. Dezember 1788 einer Lungenentzündung erlag, schloß die Aera der Reformen, die kaum begonnen hatte, schon wieder ab, ehe sie nur hatte Früchte zeitigen können. Von den drei ersten Bourbons, die über Spanien geherrscht haben, wollten zwei bewußt das Gute, während der erste es wenigstens nicht gehindert hat. Die Gemütskrankheit, die Philipps V. Leben je länger je mehr verdüsterte, war vielleicht ein Erbe seiner Mutter, der bayerischen Prinzessin, die am Versailler Hofe an der Seite des Dauphin so elend und so unglücklich war. Er selbst war auf dem spanischen Thron nicht glücklich und nicht zufrieden und hat nach dem Tode seines Großvaters jahrelang die Hoffnung, nach Frankreich zurückkehren und den französischen Thron einnehmen zu können, nicht aufgegeben. Erst als Ludwig XV. majorenn wurde, heiratete und sich als einen

ganz gesunden jungen Mann auswies, mußte Philipp V. seine Hoffnungen begraben, ein Umstand, der möglicherweise dazu beigetragen hat, sein Gemütsleiden zu völliger Krankheit auszubilden. Der Herzog von Saint Simon hat in seinen Erinnerungen ein sehr anschauliches Bild von diesem bedauernswerten Monarchen entworfen. Er war völlig apathisch, sprach kaum und vernachlässigte sein Aeußeres bis zur größten Unsauberkeit. Kehnte sein Bewußtsein zurück, so gab er sich der tiefsten Niedergeschlagenheit hin und wurde ein Opfer seiner religiösen Skrupel und Gewissensbedenken. Er wollte niemand sehen und niemand sprechen und machte von dieser Neigung nur zugunsten seiner Frau eine Ausnahme. Von dieser konnte er sich dagegen nie trennen, weder bei Tage noch bei Nacht. Die Königin durfte ihn nie verlassen, keinen Augenblick. Sie hatte für sich selbst nur die halbe Stunde frei, während derer der König angezogen wurde, und am Montag die Stunde, in der er öffentliche Audienzen erteilte, bei denen die Etikette die Anwesenheit der Königin verbot. Wollte sie einmal jemand sehen und sprechen, so blieb ihr nur Morgens fünf Minuten Zeit. Dann eilte sie in Nachtkleidern und Pantoffeln in die Garderobe einer Vertrauten, wo der Gast sie erwartete. Diese furchtbare Sklaverei jeder Stunde, der Isabella Farnese während der langen Dauer ihrer Ehe unterworfen war, und sie hat 32 Jahre an der Seite dieses Gemütskranken zubringen müssen, brachte ihr nur einen Vorteil, sie beherrschte den König, und eigentlich war sie es, die regierte. Sie war eine sehr kluge Frau und besaß die Geschicklichkeit, den sehr eigensinnigen und sehr wunderlichen Mann immer dahin zu lenken, wohin sie ihn haben wollte. Als sie Philipp V. heiratete, lebten zwei Söhne aus des Königs erster Ehe, und es schien gar keine Hoffnung dafür vorhanden, daß einer ihrer Söhne zum Throne gelangen könne. Ihre einzige Sorge war es, den eigenen Söhnen und Töchtern Kronen zu verschaffen, und diesem Streben hat sie ohne Skrupel die Interessen des Landes, dessen Krone sie trug, geopfert. Bis es ihr gelungen war, hielt sie durch ihre Intrigen die gesamte europäische Diplomatie in Atem.

So herrschsüchtig und so gewandt Isabella Farnese auch war, so wenig konnte sie hindern, daß ihr Gatte, sei es in einem besonders heftigen Anfall von Trübsinn, sei es, weil er sich dem Throne Frankreichs zu nähern hoffte, die spanische Krone am 10. Januar 1724 niederlegte. Indessen war das Schicksal gnädig; der neue König Don Luis starb, kaum 17 Jahre alt, bereits nach einem halben Jahr an den Pocken, und die Königin, die sich in Aranjuez tödlich langweilte, vermochte mit Hilfe des Beichtvaters ihren Mann dazu zu bewegen, die Krone wieder anzunehmen. Von diesem Augenblick an hat sie ihn vor ähnlichen extremen Schritten bewahrt, und es ist, selbst während Philipp V. von 1728 bis 1730 völlig dem Irrsinn verfallen war, weder von Abdanken noch von Regentschaft die Rede gewesen. Für die





Lola Mendez



völligem Stumpfsinn nahe benachbarte Melancholie des Königs gab es nur ein Mittel, das wenn nicht Heilung, so doch Milderung brachte, die Musik. Im Herbst 1736 besuchte der hochberühmte Sänger Carlo Broschi genannt Farinelli Madrid, und sein Gesang wirkte so günstig auf die Stimmung des Königs, daß man ihn nicht wieder fortließ. Farinellis Stimme, ein Kastratenorgan, soll ein Wunder von Umfang und Reinheit gewesen sein, die Kunst des Vortrags unübertrefflich. Er wurde für ein Jahresgehalt von 50000 Francs engagiert, um dem König vorzusingen. Zehn Jahre lang sang er Abend für Abend immer die gleichen vier Arien, zwei Kompositionen von Hasse und ein Menuett, über das er Variationen improvisierte. Der italienische Sänger war klug genug, seine Ausnahmestellung am Hofe nicht zu mißbrauchen und trotz höchster Gunst bescheiden und zurückhaltend zu bleiben. Er war Philipp V. unentbehrlich und blieb es seinem Sohne, der die krankhaften Eigenschaften seines Vaters in ungeminderter Stärke geerbt hatte. Er litt außer an Satyriasis an Verfolgungswahn, und nur Farinellis Gesang war imstande, ihm Milderung seiner Leiden zu bringen. Wie weit seine geistigen Kapazitäten gingen, ist schwer zu beurteilen. Hat er die Minister, in deren Hände er die Staatsgeschäfte legte, selbst gewählt, so kann es ihm an Einsicht und Menschenkenntnis durchaus nicht gefehlt haben. Richard Wall, von irischen Eltern in Frankreich geboren, führte das Auswärtige, la Ensenada und Carvajal das Innere. Sie begannen das Reformwerk, das Karl III. dann mit erhöhtem Eifer fortgeführt hat. Ihre Politik war durchaus nicht in französischem Sinn orientiert; Farinelli soll es verstanden haben, den Abschluß des bourbonischen Familienvertrages jahrelang zu verhindern.

Das Attentat, das Damiens 1757 auf Ludwig XV. unternahm, der Ueberfall, den Pombal im nächsten Jahr auf König Josef II. von Portugal bestellte, um einen Vorwand zur Vertreibung der Jesuiten zu haben, brachten Ferdinand VI. um den Verstand. Er sah überall Mörder, und als die Königin Barbara im Sommer 1758 starb, war es um ihn geschehen. Er war nicht mehr dazu zu bewegen, die Wäsche zu wechseln oder ins Bett zu gehen, er aß nichts oder im Uebermaß und setzte sich dann auf die Knöpfe der Stühle, um den natürlichen Stoffwechsel zu verhindern. So starb er völlig verrückt ein Jahr nach seiner Frau und vererbte die Krone Spaniens seinem Halbbruder aus des Vaters zweiter Ehe, der den Thron Neapels mit dem Spaniens vertauschte. Isabella Farnese, die erst 1766 gestorben ist, hatte wenigstens die Genugtuung zu erleben, daß ihr eigener ältester Sohn in Spanien suzcedierte.

Mit Karl III. bestieg der beste König den Thron, den Spanien in mehreren Jahrhunderten besaß. Ein Mann von gesundem Menschenverstand, gewissenhaft, zuverlässig, ordentlich, redlich, voll der besten Absichten für Land und Volk. Er





*Dame der vornehmen Welt*

*Radierung von Manuel de la Cruz*

hatte das große Glück, gute Ratgeber zu finden, und er besaß die unter Herrschern so überaus seltene Gabe, sie auch gewähren zu lassen, ohne daß er geglaubt hätte, in alles dreinreden zu müssen. Energisch und tatkräftig war er immer Herr seiner selbst, und der einzige Vorwurf, den man ihm gemacht hat, ist der, daß er der Jagd übermäßig ergeben war. Er hatte das Unglück, seine Frau, die Königin Maria Amalie, eine Prinzessin von Sachsen, schon im Jahr 1760 zu verlieren, und so hat auch er, wie seine beiden Vorgänger keinen eigentlichen Hof gehalten. Ganz unähnlich den französischen Bourbonen, deren Hof der gesellige Mittelpunkt des Landes war, haben die spanischen Mitglieder dieser Familie niemals einen Einfluß auf die Gesell-

schaft ausgeübt. Das Leben des Hofes war dem Zwange einer Etikette unterworfen, die ja als „spanische“ bertichtigt genug geworden ist. Sie regelte jeden Schritt, jeden Blick, jedes Wort, und wenn sie den Monarchen und die Mitglieder seiner Familie über alle anderen Sterblichen hinaushob, so sperrte sie sie auch von allen menschlichen Verhältnissen völlig ab. Der König residierte in Madrid, Aranjuez, la Granja und dem Escorial, und man wußte auf Tag und Stunde anzugeben, wann der Wechsel zwischen den verschiedenen Schlössern erfolgen würde. Es war alles vorher bestimmt, bleiern muß die einförmigste Monotonie auf der Existenz dieser Fürsten und ihrer Angehörigen gelastet haben. Mit doppelter Schwere auf den Königinnen und den Prinzessinnen, die in der Camarera mayor de la Reina eine Obersthofmeisterin besaßen, deren Geboten sie gehorchen mußten, ohne sich wehren zu dürfen. Die Könige und die Infanten hatten in der Jagd ein Vergnügen zur Hand, das ihnen erlaubte, sich dem Zwange

des Hoflebens zu entziehen; in diesem Punkte wenigstens waren die spanischen Bourbons genau so geartet wie die französischen Vettern: sie waren alle gewaltige Jäger. Karl III. und sein Sohn sind Tag für Tag auf die Jagd gegangen, was jedesmal 700 Mann, 500 Pferde und etwa 2000 Treiber auf die Beine brachte.

Philipp V. hat die Zahl der spanischen Lustschlösser um eins vermehrt. Er ließ seit 1721 la Granja mit einem Kostenaufwand von 300 Millionen errichten; man braucht kaum zu betonen von Franzosen in französischem Stil. Der Park stellte mit seinen Wasserwerken selbst Versailles in Schatten, die 28 Marmorfontänen brauchten stündlich 600 000 Liter Wasser. Aber diese köstliche

Anlage blieb ein leerer Rahmen, ein Schauplatz, auf dem nichts vorging; Leben, Bewegung fehlten. Das größte Vergnügen, zu dem sich der Hof aufschwang, waren die Galatage, an denen die Bevorzugten das Recht hatten, König und Königin die Hand zu küssen; Bälle, Soireen, Konzerte, Diners gab es nicht. Unähnlich seinem Vater und seinem Stiefbruder, denen die Musik so gut wie ein Lebenselixier gewesen war, haßte Karl III. Musik und Theater und hat sie nicht gefördert. Daran hat sich auch durch den Tod dieses Monarchen nichts geändert.

Karl IV. war ein gutmütiger Mann, eine harmlose Seele. Er wäre als Privatmann nicht achtungswert gewesen, aber unschädlich; daß ihn das Schicksal in einem so ernsten Zeitpunkt zum König von Spanien machen mußte, war für das Land ein Verhängnis. Ob die Erziehung versagt hatte oder ob sein Geist nicht fähig war, gewisse Elemente geistiger Kultur in sich aufzunehmen, dürfte schwer zu entscheiden sein; sicher ist, daß seine Bildung durchaus vernachlässigt war und der Monarch wohl für einen Trottel gelten konnte. Als er mit vierzig Jahren 1788 auf den Thron kam, besaß er von allen Eigenschaften, die seinen Vater ausgezeichnet



*Maja*

*Radierung von Juan de la Cruz*



### *Manola in der Karwoche*

Radierung von Juan de la Cruz

hatten, auch nicht eine; nur seinen Fehler hatte er geerbt, die Leidenschaft für die Jagd. „Alle Tage, bei jedem Wetter, Winter und Sommer,“ schreibt er selbst in einem Abriß seines Lebens, „ging ich unmittelbar nach dem Frühstück auf die Jagd. Nachdem ich eine Messe gehört hatte, jagte ich bis um ein Uhr, und sofort nach dem Essen machte ich bis Sonnenuntergang weiter. Am Abend kam Manuel, um mir zu sagen, ob die Geschäfte gut oder schlecht gingen, und ich legte mich schlafen, um am andern Morgen wieder zu beginnen, außer wenn irgend eine wichtige Zeremonie mich zum Bleiben zwang.“ Auch der Umstand, daß die Königin bei der Thronbesteigung ihres Gatten erst 37 Jahre alt, also verhältnis-

mäßig ziemlich jung war, hat der Existenz des Hofes keine andere Richtung gegeben. Maria Louise, eine Kusine ihres Mannes, war zwar sehr lebenslustig, bei ihrer nymphomanen Anlage aber mußte sie die Freuden, an denen ihr Herz hing, im Verborgenen suchen. Der königliche Ehemann war wohl der einzige in ganz Spanien, der von dem Lebenswandel der Königin nichts wußte oder nichts wissen wollte, während sogar fremden Besuchern die „unsehieliche Aehnlichkeit“ der Infanten mit dem Liebhaber Maria Louisens, Don Manuel Godoy, peinlich auffiel. Die Monarchin hatte den strammen Gardisten im Jahre 1786 kennen gelernt, als sie ein Verhältnis mit seinem Bruder Luis unterhielt, dem Manuel als Liebesbote diente. Es gelang ihm, den brüderlichen Nebenbuhler aus dem Sattel zu heben und sich so in Gunst zu setzen, daß die Königin sich bis zu ihrem Tode von ihrem Liebhaber nicht mehr trennen konnte. Was noch erstaunlicher und seltsamer ist, Godoy gewann auch die Neigung des Königs in ebenso hohem Grade, und das königliche Paar hat sich auf dem Thron und in der Verbannung



nicht mehr ohne ihn helfen können. Man hat in Spanien diesen Erfolg des hübschen Gardisten der Behexung von König und Königin zugeschrieben, und mehr wie ein sonderbarer Zug haftet diesem dreieckigen Verhältnis denn auch an. Die Königin ließ ihren Freund fast so schnell avancieren, wie die Großherzogin von Gerolstein den ihren, aus dem Soldaten wurde ein General, ein Generalissimus aller spanischen Heere, ein Großadmiral von Spanien und Indien. Er gehörte von Haus aus dem niederen Adel an, aber fast so schnell wie man spricht wurde er Marquis, Herzog, Grande von Spanien erster Klasse und erhielt nach einem schmachvollen Friedensschluß mit Frankreich den stolzen Titel Principe de la



*Orangenverkäuferin*

*Radierung von Juan de la Cruz*

Paz, der Friedensfürst. Er wurde in den Staatsrat berufen und Ministerpräsident, und die Befähigung zu all diesen Aemtern und Würden kann Don Manuel Godoy nur im Schlafzimmer der Königin abgelegt haben, denn sein öffentliches Wirken war vom ersten Tage bis zum letzten ein einziger fortgesetzter Mißerfolg. Niemals ist es der Anmaßung, der Unwissenheit, der Unfähigkeit gegönnt gewesen, sich so lange im Dienste eines großen Staates breit machen zu dürfen. Insofern allerdings war der Friedensfürst das männliche Gegenstück zu einer Pompadour in Frankreich.

Karl IV. war ebenso unfähig wie gutmütig, er pflegte alle Aktenstücke, die ihm die Königin vorlegte, zu unterschreiben, ohne sie zu lesen, und so brachte sie es fertig, die höchsten Aemter des Staates Männern zu übertragen, die ebenso beschränkt waren wie ihr Gatte. All die tüchtigen und brauchbaren Männer, die Karl III. herangezogen hatte: Aranda, Floridablanca, Jovellanos, Cabarrus, Campomanes wurden entlassen, verbannt und verfolgt und ihre Stellen mit gewissenlosen Kreaturen besetzt, die dem Willen der Königin keinen Widerstand entgegensetzten.



*Kastilianerin aus der Gegend von Avila*

*Radierung von Juan de la Cruz*

Vor allem kam der Klerus wieder zu seinem Recht, der ohnehin die Meinung des Volkes immer auf seiner Seite gehabt hatte. Die Kirche und die Inquisition triumphierten; es dauerte nur einige Jahre, und alles war wieder, wie es gewesen, ehe die Reformära begonnen hatte. Den Universitäten wurde das Studium der praktischen Philosophie verboten, der König brauche keine Philosophen. Wie sehr man sich vor dem neuen Geiste fürchtete und wie sehr man dazu neigte, seinen Ursprung in dem benachbarten Frankreich zu suchen, das zeigte sich, als die Fortschritte, die der Umsturz dort machte, Scharen von Geistlichen zur Flucht über die Grenzen nötigten. Nun konnte man zwar den französischen Klerikern die Aufnahme

nicht versagen, aber sie wurden mit dem äußersten Mißtrauen betrachtet und höchst ungern gesehen. Man sperrte sie zwar nicht gerade ein, aber man sperrte sie von den Laien so viel wie möglich ab; sie durften wohl Messe lesen, aber weder Beichte hören noch predigen; man ließ sie bespitzeln wie gefährliche Feinde. Im Kampfe mit der Aufklärung blieb die Kirche einstweilen siegreich.

Der Einfluß Godoys kostete Spanien Heer und Flotte. Er hatte sich vorgenommen, die Armee nach französischem Vorbild reorganisieren zu wollen, aber der bloße gute Wille langt nicht zum Reformator, die Tatkraft, die zur Durchführung nötig gewesen wäre, fehlte ihm durchaus. Das zeigte sich in sehr verhängnisvoller Weise, als Godoy sich unterfing, in der äußeren Politik eine Rolle spielen zu wollen. Sein Mangel an Begabung auf diesem schwierigen Gebiet führte schnell genug zu kriegesischen Verwicklungen mit Frankreich. Die spanischen Truppen wurden geschlagen, wo sie sich sehen ließen, und schon 1795 überschritten die Franzosen die Pyrenäen und drangen in Spanien ein. Im Kriege Frankreichs gegen England

mußte Spanien sich wieder gegen England gebrauchen lassen, was ihm 1796 seine Flotte kostete. Die gehäuften Mißerfolge des Staatsmannes nötigten schließlich den König oder die Königin, Godoy offiziell zu entlassen, hinter den Kulissen aber blieb er der Lenker der Geschichte des Landes. Die Häufung der höchsten Würden, die Vermählung mit einer Infantin, die seiner Aufnahme in die königliche Familie gleichkam, die Erteilung des Titels Hoheit, alles das konnte den Mangel an Geistesgaben des also Begnadeten nicht wett machen, und wie er auf der feindlichen Seite einen Gegenspieler fand vom Range eines Napoléon, da war er natürlich verloren.

Die Zuneigung des Königs und der Königin hätten Don Manuel wohl auch dann die Abneigung des Tronfolgers zugezogen, wenn der Günstling nicht ohnehin alles getan hätte, um den Prinzen von Asturien zu kränken und herauszufordern. Maria Louise betrachtete ihren ältesten Sohn mit einem geradezu unnatürlichen Haß und hätte ihn am liebsten vom Throne ganz ausgeschlossen. Wenn die fatale Aehnlichkeit, die äußerlich zwischen Mutter und Sohn bestand, sich auf ihren Charakter erstreckte, und die Folgezeit der Regierung Ferdinands VII. scheint für diese Annahme zu sprechen, so wäre dieser Haß allerdings verständlich, weil berechtigt. Der Sohn besaß die gleichen Eigenschaften an Herz und Gemüt wie die Mutter und ebenfalls ihre ungezügelte Sinnlichkeit. Sie bildeten ein Paar, das sich mit gutem Grund gegenseitig hassen und verachten konnte. Godoy half Maria Louise bei der Betätigung ihrer Abneigung; er neigte zur Intrige und fand seinen Vorteil, vielleicht auch sein Vergnügen, indem er die inneren Zerwürfnisse der königlichen Familie möglichst schürte und alles tat, um sie unheilbar zu machen. Napoléon war über die Zustände am spanischen Hofe genau unterrichtet und wußte sie zu



*Don Juan de la Cruz, 1804*

### *Arragonierin*

*Radierung von Juan de la Cruz*





*Spanischer Bauer im Strohmantel*

*Radierung von William Bradford, 1809*

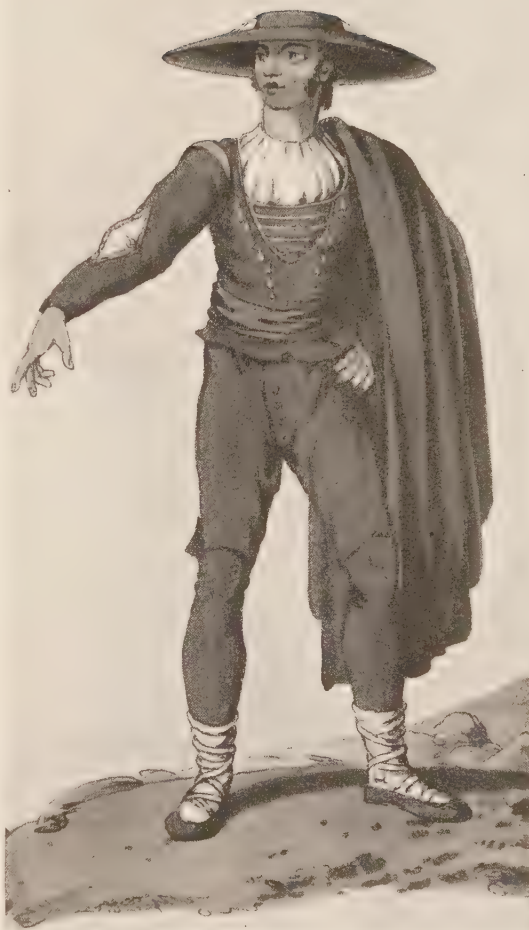
benutzen. Er ließ Godoy glauben, daß er ihm einen Teil von Portugal, die südlichen Provinzen, als ein selbständiges Königreich Algarbien überlassen wolle, und mit diesem Köder hat er den leichtgläubigen und törichten Mann zu allem gebracht, was er wollte. Je anmaßender sich der erste Konsul, nachmals der Kaiser in die spanischen Verhältnisse einmischte, um so nachgiebiger fand er den edlen Friedensfürsten. Den direkten Vorteil zog England von dem intimen Verhältnis zwischen beiden; es kaperte die spanischen Schiffe, wo es sie fand; es schädigte den spanischen Handel, und als am 21. Oktober 1805 Nelson die französische Flotte bei Trafalgar schlug, da vernichtete er nebenher auch noch die letzten Reste dessen, was einst die spanische Flotte gewesen war. Inzwischen gingen die Hofintrigen weiter,

und der Prinz von Asturien wurde auf Betreiben der Königin am 30. Oktober 1807 von der Thronfolge ausgeschlossen. Da er eben Witwer geworden war, suchte er sich bei Napoléon einzuschmeicheln, indem er ihn bat, ihm eine Prinzessin der Familie Bonaparte in die Ehe zu geben. Der französische Kaiser benutzte die Uneinigkeit der königlichen Familie, um sich zum Herrn Spaniens zu machen. Die spanischen regulären Truppen wurden unter dem Befehl des Marquis de la Romana nach Dänemark gebracht, um gegen England zu fechten, und als von der Armee kein Widerstand mehr zu befürchten war, rückten die Franzosen ein und besetzten Valladolid. Es kam, als diese Nachricht sich im Lande verbreitete, sofort zu sehr gefährlichen Gärungen; in Barcelona, Pamplona und an anderen Orten erhob sich das Volk gegen die Franzosen, und da die Masse sich überall, vorab in Madrid für

Ferdinand und gegen den König erklärte, so geriet das königliche Dreiblatt in eine sehr bedrängte Lage. Schließlich beschloß man am Hofe, dem Beispiel des portugiesischen Hofes zu folgen, der Lissabon verlassen und sich nach Brasilien geflüchtet hatte und sich nach den spanischen Kolonien in Sicherheit zu bringen.

Es sollte nicht mehr dazu kommen. Der Pöbel hinderte König und Königin daran, Aranjuez zu verlassen, wo sie sich damals aufhielten; er stürmte den Palast des Friedensfürsten und Godoy entging nur mit knapper Not dem Tode. In dieser peinvollen Lage, in der das königliche Paar sich nur um seinen Liebling sorgte, entschloß sich König Karl IV. dazu, am 19. März 1808 die Krone niederzulegen. Murat, der die französischen Truppen in Madrid befehligte, nahm von diesem Akt gebührend Kenntnis, aber er erkannte Ferdinand nicht als König an. Heimlich hoffte er, sein Schwager werde ihn mit der Krone Spaniens schmücken. Napoléon aber ver-

folgte ganz andere Pläne und wünschte vor allem, die gesamte königliche Familie in seine Gewalt zu bekommen. Mit Lug und Trug, unter Vorspiegelungen aller Art wurden der König und sein Sohn veranlaßt, sich dem französischen Kaiser anzuvertrauen und ihm entgegenzureisen. Erst hieß es nur bis Burgos, dann bis an die spanische Grenze, und als diese erreicht war, hieß es der Kaiser sei in Bayonne, man habe sich dorthin zu verfügen. Als sie dort eintrafen, befanden sie sich



*Bauer aus der Gegend von Salamanca*

*Radierung von William Bradford, 1809*



### *Spanische Infanterie*

*Radierung von William Bradford, 1809*

auf französischem Boden und waren Gefangene. Das Spiel Napoléons war unwürdig, entschuldbar nur, weil die Objekte desselben ebenso unwürdig waren. Zwischen Vater, Mutter, Sohn und Mignon fanden die widerwärtigsten Auftritte statt; sie ließen ihren Gefühlen freien Lauf und haben sich nicht einmal in Gegenwart des französischen Kaisers zu beherrschen vermocht. Als Napoléon sah, wen er vor sich hatte, machte er keine Umstände weiter; er nötigte den König und seinen Kronprinzen abzudanken: Ferdinand verzichtete am 6. Mai, Karl IV. am 8. Mai auf die Krone. Der König wurde nach Compiègne, Ferdinand und sein Bruder Karl nach Valençay in Gewahrsam gebracht. Napoléon hatte sein Spiel gewonnen;

der spanische Thron war dem Buchstaben des Rechtes nach erledigt; die französische Armee stand in Madrid; der Korse glaubte, über Spanien verfügen zu dürfen. Aber gerade der Augenblick, in dem er alle Trümpfe in der Hand zu halten schien, beraubte ihn der Früchte seines Sieges. Mit der königlichen Familie war er leicht fertig geworden; Karl IV. und Ferdinand waren Männer, denen jedes Gefühl für Ehre und Würde vollkommen fehlte; aber sie waren ja auch keine Spanier, sondern französische Bourbons, und mit ihrem Volk ist Napoléon nicht fertig geworden. Mit Deutschland und Italien hatte der korsische Emporkömmling nach Belieben schalten und walten können, sich aus ihren Ländern Königreiche und Fürstentümer ganz nach Laune zugeschnitten, in Spanien stieß er auf Widerstand, mit dem er nicht gerechnet hatte.

Während die Abdankungskomödie in Bayonne vor sich ging, hatten sich in Madrid Szenen ereignet, die alle Abmachungen unter den Herrschern zunichte machten. Napoléon hatte befohlen, daß nicht nur König, Königin und Thronfolger, daß die gesamte königliche Familie außer Landes geschafft werden sollte. Als man



sich nun am 2. Mai anschickte, die Vorbereitungen zur Abreise der jungen Infanten zu treffen, wurde das Volk in Madrid aufmerksam; es fanden Zusammenrottungen statt, man wollte die Wagen nicht passieren, die Prinzen nicht fortlassen. Die Aufregung, die sich schon seit Wochen der Bevölkerung bemächtigt hatte, nahm die Formen einer Empörung gegen die französische Willkür an, und als sich zwei junge Artillerie-Offiziere Luis Daoiz und Pedro Velarde an die Spitze der Aufgeregten stellten, machte die Menge einen regelrechten Angriff auf das französische Militär. Einige Soldaten fielen ihr zum Opfer, aber es gelang Murat, ohne besondere Mühe die Ruhe wieder herzustellen, indem er als warnendes Beispiel einige hundert Unschuldige zusammentreiben und erschießen ließ. Das waren die Ereignisse des berühmten Dos de Mayo in Madrid.

Mit diesem Datum beginnt eine neue Aera der spanischen Geschichte. Die Schüsse, von denen die Hauptstadt an diesem Tage widerhallte, intonierten den Untergang der napoleonischen Herrlichkeit; aber sie hatten eine Bedeutung, die weit über diese Tatsache hinausreichte. Spanien und Spanier vor und nach dem 2. Mai 1808 scheinen nicht dieselben. Sie sind nicht wiederzuerkennen, so sehr hat



*Miliz von Ciudad Rodrigo*  
Radierung von William Bradford, 1809



*Die Bevölkerung von Madrid mordet die Mameluken Murats 2. Mai 1808*  
Gemälde von Goya im Prado in Madrid

sich das treue und gehorsame Volk geändert; es scheint ein anderes Gesicht angenommen zu haben, in Denken und Gefühl ein völlig anderes geworden zu sein. Eben noch war der Wille des Königs das oberste Gesetz, dem Hoch und Nieder sich mit fast religiöser Scheu unterwarfen, von nun an wird eine Revolution der andern folgen; eben noch war der Klerus der geborene Führer und Leiter der Menge, nun setzen die Klosterstürme ein, und im Geschrei nach Freiheit besteigt die Anarchie den Thron, den die Gesetzlichkeit flieht. Im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert herrscht in Spanien die Ruhe des Kirchhofes, eine Apathie, die bei den Regierten ebenso groß ist wie bei den Regierenden. Die Volksseele scheint jeder Regung unfähig; alles geht oder bleibt liegen, wie es mag wer die Nation liebt, der verzweifelt an ihr. Die Explosion des Dos de Mayo zeigt, daß der Charakter des Volkes doch noch ganz der ursprüngliche geblieben war; wild, leidenschaftlich, unbändig, triebhaft den rohesten Instinkten anheimgegeben. Die Herrschaft der Kirche und der Inquisition hatten die natürlichen Anlagen unterdrücken können, sie zu ändern, vollends sie zu bessern, waren sie nicht imstande



*Szene vom Dos de Mayo 1808 in Madrid, Franzosen erschießen wehrlose Spanier*

*Gemälde von Goya im Prado in Madrid*

gewesen. Bis dahin war das Volk seinen Leitern blind gefolgt, nun wird aus dem widerstandslos Geführten plötzlich ein Verfolger. Die Rollen werden getauscht; die Führer werden zu Verfolgten, und das Unheil des Volkes ist nur, daß es auch bei diesem Rollentausch blind geblieben ist, ebenso töricht und unverständlich im Ungehorsam wie einst im Gehorsam; es faselt von Freiheit und bleibt immer in der Gesetzlosigkeit stecken. Da ist keine Hoffnung! „Jamais le peuple ne verra le lever du soleil.“

Die Nachricht von den Ereignissen in Madrid flog wie ein Lauffeuer durch ganz Spanien, das Massakre, das Murat veranstaltet hatte, wirkte nicht abschreckend, sondern aufreizend. Einstweilen fielen zahllose völlig Unschuldige der Rache zum Opfer. Die in Valencia ansässigen Franzosen hatte man zu ihrer persönlichen Sicherheit in die Zitadelle gebracht; man hoffte, sie dadurch der Wut des aufgeregten Pöbels zu entziehen. Der Kanonikus Don Balthasar Calvo aber machte





*Szene vom Dos de Mayo in Madrid*

*Radierung von Goya. Aus den Desastres de la Guerra*

sich zum Werkzeug des unversöhnlichen Hasses des Volkes. Er ließ das Tor öffnen, das in die Ebene führte, und forderte die Verhafteten auf, zu fliehen und sich in Sicherheit zu bringen. Die Unglücklichen, die diesem verräterischen Ratsschlag folgten, wurden alle beim Verlassen des Forts ermordet, ihren Genossen aber, die geblieben waren, ging es nicht besser, sie wurden vom Pöbel erschlagen, als man sie aus der Zitadelle in die Torre de Cuarte überführen wollte. Ganz ähnliche Szenen spielten sich in Malaga ab. Hier hatte man den französischen Konsul und seine Landsleute in den Gibralfaro gebracht, als sich aber eine Volksmasse auf das gut befestigte Schloß stürzte, überließ ihm der Kommandant die Leute, die er schützen sollte; sie wurden durch die Straßen geschleift und erschlagen, ihre Häuser erstürmt und geplündert. Diesen wilden Ausbrüchen eines ungezügeltten Hasses folgten Maßregeln einer organisierten Erhebung gegen die Franzosen; seit dem Mai 1808 befand sich die ganze Pyrenäen-Halbinsel im Kriege gegen Frankreich.

Napoléon hatte seinen ältesten Bruder Josef, der erst seit einigen Jahren König von Neapel war, dazu ausersehen, die spanische Krone zu tragen. Beide befanden sich im Irrtum, als sie glaubten, dieser Thronwechsel werde so reibungs-



*Galanterie französischer Soldaten*

*Radierung von Goya. Aus den Desastres de la Guerra*

los vor sich gehen, wie sie das aus Deutschland und Italien gewöhnt waren. Josef erließ von der französischen Grenze aus eine pomphafte Proklamation an seine neuen Untertanen, aber wenn er in derselben auch alle Titel annahm, die Karl I. je getragen, sogar solche, die jetzt sein Bruder Napoléon mit Recht führte, die Krone Kaiser Karls V. wollte auf seinem Haupte nicht haften. Er ist in Spanien immer nur ein Titularkönig geblieben, nicht nur vom guten Willen seines mächtigen Bruders abhängig, sondern, was für ihn noch weit demütigender war, völlig abhängig von dem, was die französischen Feldherren zu tun oder zu lassen für gut befanden. Man ließ 50 geistliche und 100 weltliche Notabeln nach Bayonne kommen und in aller Schnelligkeit eine Verfassung für das Königreich Spanien ausarbeiten. Diese schöne Geste blieb wirkungslos; noch ehe König Josef seine Hauptstadt erreichte, hatten sich die Notabeln einer nach dem andern aus dem Staube gemacht. Als sie im Gefolge ihres neuen Monarchen die spanische Grenze überschritten, überzeugten sie sich, wie die Stimmung im Lande beschaffen war, und da erschien ihnen Vorsicht doch als der bessere Teil der Tapferkeit. Tatsächlich stand der König, als er am 20. Juli 1808 seinen Einzug in Madrid hielt, allein, er hatte weder eine Armee, die ihn stützte, noch einen Rückhalt im Volke.



### *Französische Kulturträger an der Arbeit*

*Radierung von Goya. Aus den Desastres de la Guerra*

Ehe zwei Wochen um waren, mußte er denn auch seine Residenz schon wieder räumen und zwar fluchtartig.

In der Zwischenzeit war der Volkskrieg regelrecht in Gang gebracht worden. Zu der Entfesselung der Leidenschaften hatte der Klerus, in erster Reihe die Mönche, das Beste getan; die ganze Halbinsel stand in Flammen. Noch ehe die reguläre Armee, die der Marqués de la Romana auf englischen Schiffen aus Dänemark zurückführte, wieder im Lande sein konnte, war überall der kleine Krieg der Guerilla im Gange. Die Freischärler fanden in Palafox, Castaños, El Empeinado, Porlier, Barcena, Mendizabal, Espoz y Mina, Ballesteros u. a. Führer in Menge, aber was sie nicht so schnell fanden, war die militärische Schulung. An persönlichem Heldenmut, an Aufopferungsfähigkeit jedes einzelnen waren sie nicht zu übertreffen, aber trotz dieser glänzenden Eigenschaften blieben sie gegen gut ausgebildete und disziplinierte Truppen im Nachteil. Um so mehr im Nachteil, als ihre Bewaffnung nur sehr ungenügend war, denn England sagte seine Hilfe zwar zu, ließ aber darauf warten, und von Unterordnung und Gehorsam war vollends





*Französische Soldaten bei der „Schwesternation“*

*Radierung von Goya. Aus den Desastres de la Guerra*

keine Rede. Jede Einheitlichkeit in den militärischen Operationen fehlte, keiner der Führer wollte sich dem andern fügen, jeder befehlen und keiner gehorchen.

Der erste große Sieg, den die Spanier über die Franzosen davontrugen, wurde ihnen geradezu zum Verhängnis. Sie zwangen im Juli 1808 die Armee des General Dupont bei Baylen zur Kapitulation, ein Erfolg, der das ganze geknechtete Europa mit freudiger Hoffnung erfüllte, den Spaniern aber völlig den Kopf verdrehte. Sie hielten das für die Regel und glaubten nicht anders, als daß sie sich nur zu zeigen brauchten, dann liefen die Franzosen auch schon davon. Bei dem ungeheuren Selbstbewußtsein, das den Spaniern schon an und für sich eigen ist, brauchte es weiter nichts, um ihren Dünkel auf die Spitze zu treiben. Sie besaßen wohl Generäle, aber keine Feldherren. Der Marquès de la Romana war ein unterrichteter Soldat vom Fach, aber seine Gelehrsamkeit machte ihn für den praktischen Dienst so gut wie unbrauchbar; seine Pläne waren vollkommen, aber es gelang

ihm nicht, sie auszuführen, denn er war so zerstreut, daß er über einer Sendung neuer Bücher die wichtigsten Angelegenheiten völlig vergessen konnte. Die übrigen vollends, die sich zu Generalen aufwarfen oder von der Regierungsjunta dazu ernannt wurden, waren unfähig, unter sich uneinig, von Eifersucht und Mißtrauen gegen den Bundesgenossen erfüllt, der ihnen helfen wollte, die Franzosen aus dem Lande zu treiben.

Im Januar 1809 war es zu einem Schutz- und Trutzbündnis zwischen England und dem aufständischen Spanien gekommen, dem ein englisches Heer unter Wellington von Portugal aus zu Hilfe kam. Die Spanier, Regierung und hohe Militärs, hatten aber für den englischen Freund kaum mehr übrig als für den französischen Feind. Sie mißachteten die Ratschläge, die Wellington ihnen erteilte, indem sie das gerade Gegenteil von dem taten, was er ihnen auftrug, sie unterstützten seine Operationen nicht und sie haben sich dadurch den größten Schaden getan. Wellingtons Depeschen verraten in jeder Zeile den Aerger über den bockbeinigen Eigensinn der Spanier und über das Mißtrauen, mit dem sie ihm begegnen. Sie wollen keinen Hafen, keine Festung in den Händen dieses lieben Bundesgenossen sehen, aus der nur zu gerechtfertigten Furcht, er werde am Ende nicht wieder daraus fortgehen. Zähneknirschend müssen sie doch mit ansehen, wie der englische Beschützer spanische Häfen mit ihren Kais und Hafenanlagen, Magazinen und Fabriken aus angeblich militärischen Gründen zerstört. Nie werden sie den Verdacht los, daß diese militärischen Notwendigkeiten Frankreich gar nicht schaden, England aber ganz wesentlich nützen.

Die Zivilregierung war in keiner besseren Verfassung als die militärische. In den aufständischen Provinzen hatten sich als Regierungskörper Juntas gebildet, welche die Verwaltung in die Hand nahmen. Sie schickten Abgeordnete nach Madrid, um eine Zentralregierungsjunta zu bilden, deren Vorsitz Graf Floridablanca übernahm. Ihre Arbeit wurde genau wie die militärische durch Ehrgeiz, Eifersucht und Uneinigkeit gelähmt, sie besaß keine Macht, und so verstand sie nicht, sich Ansehen zu verschaffen. Erst tagte sie in Madrid, dann floh sie nach Sevilla und schließlich rettete sie sich nach Cadix, das die Franzosen nicht einnehmen konnten. Die Provinzialbehörden gehorchten der Zentralstelle nicht und konnten sich auch untereinander nicht vertragen, sie haßten sich gegenseitig, und von den Fremden, gleichviel ob Franzosen oder Engländern, wollten sie schon gar nichts wissen. Wenn es dem französischen Kaiser doch nicht gelang, der Spanier Herr zu werden, so war es das Verdienst des Volkscharakters. Napoléon hatte schließlich 7 Armeekorps auf der Pyrenäenhalbinsel, die von seinen geschicktesten und begabtesten Marschällen Soult, Lannes, Ney, Victor, Mortier, Junot kommandiert

wurden. Aber mit der einmal entfesselten Wut des Volkes sind sie alle miteinander nicht fertig geworden. „Es gebe Spanier,“ schreibt Ludwig von Grolmann, der mit badischen Truppen auf der Pyrenäenhalbinsel im Solde Napoléons focht „die beim Anblick eines Franzosen die Wut dermaßen überkomme, daß sie ihm auf der Straße den Dolch ohne besondere Veranlassung ins Herz stießen. Ergriffen, ließen sie sich ruhig hängen, ohne die Miene der stummen Verachtung abzulegen.“ In Valladolid hatte man einem Jüngling von 15 Jahren, der für die Guerillas Kugeln gesammelt hatte, zur Strafe die rechte Hand abgehauen. Da erhob er die linke und rief: mir bleibt noch eine, um das Gleiche zu tun. Weder Drohung noch Bestechung, erzählt Graf Girardin, vermochten einen Spanier dazu, uns als Spion zu dienen.

Diesen Charakter einer zum äußersten entschlossenen Wut trägt der Freiheitskrieg der Spanier gegen das napoléonische Frankreich vom ersten Tage bis zum letzten. In offener Feldschlacht waren die spanischen Truppen, dank der Unfähigkeit ihrer Führer, immer im Nachteil, im Verteidigungskrieg dagegen haben sie Unerhörtes an Bravour, Ausdauer und Todesverachtung geleistet. Die alten Zeiten lebten auf, die Helden, die in Sagunt und Numantia in der Hingabe an die heimatliche Scholle so mutig zu sterben gewußt hatten, fanden in den Bewohnern von Gerona, Tarragona, Figueras, Zaragoza ihrer würdigen Nachkommen. Sie haben bis auf den letzten Atemzug gekämpft und sich schließlich mit Nägeln und Zähnen zur Wehr gesetzt. Heinrich von Brandt, der mit der polnischen Legion in französischen Diensten stand, schreibt von der Einnahme Zaragozas, bei der er mitwirken mußte: „je tiefer wir in die Stadt eindringen, eine desto ernstere Wendung nahm der Kampf. Es ward ein Barrikadenkrieg, bei dem man Feuer von allen Seiten, aus den Kellerluken, den vermauerten und mit Schießscharten versehenen Fenstern, aus allen Etagen und von den Dächern bekam. Da es unmöglich war, auf der Straße vorzudringen, sprengte man die Häuser, versuchte sich in den Trümmern festzusetzen und von hier vorwärts zu kommen. Oft, wenn man sich in der ersten Etage bereits eingerichtet hatte, erhielt man durch den Fußboden des zweiten Stockwerkes oder vom Dache her plötzlich Feuer, oder es wurden Granaten von oben heruntergeworfen.“ Die Nichtachtung, mit der die Spanier ihr Eigentum opferten, konnte nicht übertroffen werden. „Der von uns eroberte Teil von Zaragoza,“ schreibt Herr von Brandt, „bot einen schrecklichen Anblick dar. Von San José und Santa Engracia bis zum Coso war die Stadt nur ein Trümmerhaufen. Klöster, Kirchen, öffentliche und Privatgebäude waren durch die Bomben zerschmettert, ein Raub der Flammen geworden oder in die Luft gesprengt. Wir gingen durch die Calle de Toledo nach dem Torre





*Französische Kirchenräuber bei der Arbeit*

Radierung von Goya. Aus den *Desastres de la Guerra*

nueva. Ich glaube, daß hier alles zusammengedrängt war, was es Schreckliches gibt. Kranke, Sterbende, Leichen, Haustiere, alles in buntem Gewirr durcheinander.“

Dieser mit der wütendsten Entschlossenheit, mit ungezügelter Wildheit geführte Krieg konnte bei der Anlage der Nation zur Grausamkeit von Greueln und Verbrechen nicht frei bleiben. Die Spanier kämpften nicht gegen den französischen Kaiser, sondern gegen jedes einzelne seiner schuldlosen Opfer, die der Machtwille des genialen Korsen auf die Pyrenäenhalbinsel wie in ihr sicheres Grab trieb. Sie haßten jeden einzelnen Franzosen, und sie haben diesem Haß mit der ganzen Barbarei eines unzivilisierten Volkes gefrönt. Wehe den einzeln reisenden Franzosen, die den Landleuten in die Hände fielen. General René wurde mit seiner Begleitung bei La Carolina in der Sierra Morena gefangen; alle wurden getötet, der General selbst lebend in einen Kessel mit siedendem Oel geworfen. „Bei dem Vormarsch auf Ronda,“ erzählt der Leutnant Rocca (der zweite Mann von Frau von Staël), „sahen wir alle Husaren fallen, die uns folgten. Frauen



*Von den Franzosen „mit oder ohne Grund“ Verurteilte*

*Radierung von Goya. Aus den Desastres de la Guerra*

stürzten sich mit gräßlichem Geheul auf unsere Verwundeten und stritten sich um sie, um sie auf die grausamste Weise zu Tode zu quälen. Sie stachen ihnen Messer und Scheren in die Augen und weideten sich mit wilder Freude an dem Anblick ihres Blutes.“ Als Heinrich von Brandt sich mit seiner Truppe der Casa Gonzalez vor Zaragoza bemächtigt, finden sie im Keller elf Leichen von Franzosen abscheulich verstümmelt. Man hatte einzelnen die Hände abgehauen, anderen glühende Ladestöcke in den Leib gesteckt, an manchen schamlose Verstümmelungen verübt. „Man hätte meinen können,“ schreibt der Matrose Henri Ducor, „daß Andalusien nur von Kannibalen bevölkert sei. Jeder Gefangene, der aus irgend einem Bedürfnis zurück blieb, schuf sich sein Grab. Die Bewohner des Landes eilten herbei, um ihn zu ermorden; wir brauchten uns nur umzusehen, um uns davon zu überzeugen. Die erbarmungswürdigen Schreie der Opfer und die barbarischen Gesänge der Wütenden belehrten uns über das, was hinter uns vorging.“

Missetaten dieser Art schrieten nach Wiedervergeltung, und da die Franzosen ebensowenig zivilisiert waren wie ihre spanischen Gegner, so haben sie sie an



*Französische Soldaten als Henker*

Radierung von Goya. Aus den *Desastres de la Guerra*

Greueln womöglich noch überboten; sie sind ja nie tapferer, als wenn es gegen Wehrlose geht.

General Rey verteidigte San Sebastian und zwang die Gefangenen, die er gemacht hatte, an den Verschanzungen zu arbeiten, so daß sie dem Feuer ihrer eigenen Landsleute ausgesetzt waren. Bei der Belagerung der Zitadelle von Lerida ließ Suchet Frauen und Kinder vortreiben, damit sie in das Feuer gerieten und der Kommandant sich vor der Wahl sähe, diese Unschuldigen zu töten oder zu kapitulieren.

In seinen Memoiren rühmt er sich noch dieses Vorgehens. Figueras verteidigte sich fünf Monate; als es endlich durch den Hunger kapitulieren mußte, ließ Macdonald die Garnison, der freier Abzug gesichert war, ihrer Kleider beraubt, halb nackt nach Brest bringen, wo die Gefangenen als Sträflinge arbeiten mußten. Auch Gerona mußte, nachdem es sich sieben Monate gehalten hatte, durch Mangel an Lebensmitteln kapitulieren. Augereau brach alle Bedingungen, ließ den Kommandanten Alvarez, einen Invaliden, ins Gefängnis schleppen und erwürgen. Als Zara-





*Französische Soldaten erschießen spanische Bauern*

*Radierung von Goya. Aus den Desastres de la Guerra*

goza nach der berühmt gewordenen langen Verteidigung zur Uebergabe schreiten mußte, gab Marschall Lannes sein Ehrenwort, daß der Verteidiger Palafox frei hingehen dürfe, wohin er wolle, und daß niemand belästigt werden solle. Palafox wurde sogar seiner Kleider beraubt, nach Frankreich geschleppt und in einen scheußlichen Kerker in Vincennes geworfen. Zaragoza wurde ausgeraubt, zahllose wehrlose Personen hingeschlachtet, die Garnison gefangen nach Frankreich geführt, auf dem Wege aber zu Hunderten niedergeschossen.

Besonders zeichneten sich die französischen Dragoner durch ihren Blutdurst und ihre Grausamkeit vor andern aus. In Arenas, schreibt Ludwig von Grolmann, hausten sie wie die Furien und steckten den Ort mit solcher Unbedachtsamkeit in Brand, daß viele Franzosen mit in den Flammen umkamen. Bei Uclès brachte die Division Milhaud zu ihrem Vergnügen alle Gefangenen um. Wer von Offizieren weder Geld noch Kostbarkeiten besaß, um sich loszukaufen, wurde erschossen.



*Französische Soldaten plündern und spießen Spanier*

*Radierung von Goya. Aus den Desastres de la Guerra*

Die Verwundeten wurden ohne Pflege und ohne Nahrung sich selbst überlassen, ihnen aber nicht gestattet, sich Wasser zu holen. Ob die Franzosen belagerte Festungen durch Kapitulationen einnahmen, wie Suchet Valencia, Ney Ciudad Rodrigo, oder ob sie auf ihrem Marsch offene, unverteidigte Städte besetzten, wie Merlin Bilbao, Bonnet Gijon, Bessières Burgos, Cassagne Jaen usw., es war gleich, sie wurden geplündert und von einer zuchtlosen Soldateska mit allen erdenklichen Greueln verheert. Alle, auch die wütesten Ausschreitungen wurden den Soldaten nachgesehen. „Unsere Konskribierten,“ schreibt der französische General Foy, „zogen sich eine Art moralische Trunkenheit zu, von der wir uns auch hüteten, sie zu heilen.“ So verbrannten sie in Zaragoza das Krankenhaus mit allen Kranken und Irren.

In Uelès wurden die Bewohner gezwungen, ihre bewegliche Habe zusammenzutragen, dann wurde sie in Brand gesteckt. Bei seinem Abzug von Manresa, wo er mehrere Wochen einquartiert gewesen war, zündete Maedonald selbst sein bisheriges Quartier an, ließ von der Truppe den Ort anstecken und sah von der





### *Franzosen plündern ermordete Spanier*

*Radierung von Goya. Aus den Desastres de la Guerra*

nächsten Höhe aus zu, wie 800 Häuser, dabei Kirchen und Hospitäler mit den Kranken in Flammen aufgingen. Ebenso machte es Duhesme in Mataro. Heinrich von Brandt war Zeuge, wie Berceyte bei Tortosa der Plünderung preisgegeben und ganz methodisch angesteckt wurde. Die Franzosen rissen die Weinreben in der Nachbarschaft aus, zündeten die Obstbäume an und verwüsteten alles systematisch. „Brandstiften ist ein Vergnügen, das unsere Soldaten nicht lassen können,“ schreibt Graf Girardin; „sie legen Feuer an die reifen Getreidefelder.“ Nachdem Bessières Rio Seco eingenommen hatte, begingen seine Truppen alle denkbaren Greuel. Die Männer wurden auf unbeschreibliche Weise verstümmelt, Frauen und Mädchen zu Tode mißhandelt. Diese Schändlichkeiten wurden in Redondela noch übertroffen: Die französischen Soldaten rissen den Unglücklichen, die in ihre Hände fielen, die Eingeweide heraus und zogen sie daran in den Straßen herum, andere nagelten sie lebend an ihre Haustüren, dritten schnitten sie den Mund von einem Ohr zum andern auf, Kranke und Frauen wurden zu Tode gequält.

Furchtbar hausten die französischen Heere unter Junot und Masséna in Portugal, aus dem sie nach dem Muster der Pfalz eine Wüste zu machen suchten.





### *Kampf zwischen Spaniern und Franzosen*

*Radierung von Goya. Aus den Desastres de la Guerra*

Alle Nahrungsmittel, die sie nicht verzehrten, vernichteten sie. Die Haustiere wurden verstümmelt oder erschlagen, die Oelbäume abgehauen. Bei seinem Rückzug von Evora, wo er kannibalisch gehaust hatte, steckte Loison 31 Ortschaften in Brand. Bei der Plünderung Oportos wurden 10 000 Einwohner von jedem Alter und Geschlecht umgebracht. An der unglücklichen Bevölkerung von Santarem, Thomar, Leiria übten die entmenschten Horden ihre Mordlust in der unbarmherzigsten Form. Sie machten sie unter tausend Martern nieder und trugen die Köpfe der Ermordeten im Triumph umher. In Lissabon rühmte sich einer ihrer Offiziere, er habe mit eigener Hand in Leiria drei Mönche und eine schwangere Frau umgebracht. Auf die Mönche hatten sie es ganz besonders abgesehen. „Das Blut der Mönche haben wir mit jener gottlosen Raserei vergossen, die Voltaire Frankreich beigebracht hatte,“ schreibt Chateaubriand. So ermordeten französische Offiziere den 85jährigen kranken Bischof von Coria und sechs seiner Hausgeistlichen, nachdem sie im bischöflichen Palast gefrühstückt hatten. In Evora veranstalteten sie förmliche Jagden auf Mönche und Geistliche; als Suchet den



*„Das Mädchen von Zaragoza“  
Radierung von Goya. Aus den Desastres de la Guerra*

Montserrat besetzte, hing man die Mönche im Kloster auf und jagte auf die Eremiten wie auf Gansen.

Daß diese Unmenschlichkeiten in dem mißhandelten Volk immer wieder aufs neue das stärkste Gefühl der Rache hervorrufen mußten, ist begreiflich. Die Wiedervergeltung wurde immer grausamer und blutdürstiger. Goya, der große spanische Künstler, hat in zweien seiner bedeutendsten Gemälde die Schrecken des Dos de Mayo festgehalten und in seiner Radierungsfolge die „Desastres de la Guerra“ geschildert, welche französische Niedertracht über Spanien brachte. Bei den schrecklichen Darstellungen hat der Künstler nicht vergessen hinzuzusetzen: „Das habe ich gesehen“. Die Phrase von der „lateinischen Schwester“, mit der die französische Presse während des Weltkrieges auf den Gimpelfang ging, war noch nicht erfunden.

Die Hauptsache, auf die es den Franzosen ankam, war und blieb immer der Raub. Wie ein französischer Autor von dem Krieg in Spanien schreibt: „Er brachte den Generalen Reichtümer, den Offizieren Elend, den Soldaten Krankheit und Tod.“



*Spanier ermorden französische Soldaten*

*Radierung von Goya. Aus den Desastres de la Guerra*

Die französischen Generale, die in diesen Jahren auf der Pyrenäenhalbinsel kommandierten, wie Masséna, Soult, Suchet, Ney, Savary und andre, haben das Land reich verlassen, sich allerdings eben dieses Raubes wegen, den sie sich gegenseitig nicht gönnten, auch bitter befehdet. Viele der Niederlagen der französischen Armeen sind nur auf den Umstand zurückzuführen, daß die Führer mehr an Plündern und Beute als an Krieg dachten.

Die Unternehmung Massénas gegen Santarem war nur von diesem Beweggrund diktiert. Als er abgerufen wurde, nahm er 800 000 Dollar mit nach Frankreich. Ney plünderte Santiago mit seinen unermesslichen, von den Pilgern zusammengetragenen Schätzen; er nahm zehn Wagenladungen Kirchensilber mit. Valladolid wurde eine Beute Kellermanns, der keine Kirche, kein Kloster und kein Privathaus verschonte. In Lugo plünderten die französischen Soldaten unter seiner Aufsicht die Königsgräber der alten Monarchie. Oviedo wurde erst von Ney drei Tage lang geplündert, dann ein zweites Mal von Bonnet, dem man den Beinamen „der Alarich





*Spanische Weiber überfallen französisches Militär*

*Radierung von Goya. Aus den Desastres de la Guerra*

Asturiens“ gegeben hat. Dreimal ist das einst blühende und reiche Cuenca geplündert worden, 1808 von Caulaincourt, 1810 von Hugo, dem Vater Viktor Hugos, 1811 von La Houssaye, dem auch der Escorial zur Beute gefallen war. In Cuenca hatte Caulaincourt die Kathedrale sich und seinem Stab vorbehalten. Als trotzdem einige Soldaten in die Kirche eindringen, fielen Offiziere über sie her und töteten einige von ihnen. Die unschätzbare Custodie schlug der General selbst in seinem Zimmer in Stücke, wie denn die hohe französische Generalität es keineswegs unter ihrer Würde hielt, selbst zuzugreifen, wo sie gute Beute zu machen hoffte. General Loison brach im Palast des Erzbischofs in Evora persönlich die Türen und Schränke auf, um sich in Besitz der kostbaren Münzsammlung zu setzen.

General Freire plünderte Segovia, Suchet Lerida, Bessières Leon, Viktor das Kloster Guadalupe, Augereau Barcelona. Vor der Revolution hatte er hier als gemeiner Soldat gedient, jetzt quartierte er sich im Palast des Gouverneurs ein und leerte ihn rein aus. Das Kapitel der Kathedrale bot für die Erhaltung des Kirchen-



### *Spanier ermorden französische Soldaten*

*Radierung von Goya. Aus den Desastres de la Guerra*

silbers 40000 katalanische Pfund, die angenommen wurden, die Schätze der Kathedrale aber doch nicht vor der Plünderung retteten. Daß General Chabran in Barcelona seinem Wirt das Silberzeug ließ, wird als ein ganz einzig dastehender Fall berichtet. Dupont plünderte und verheerte 1808 Cordova. Der angerichtete Schaden wird von Conde Toreno auf 10000000 geschätzt. Als kurze Zeit darauf die Armee bei Bailen kapitulieren mußte, fand man im Gepäck Duponts allein 25000 Pfund.

König Josef ging mit gutem Beispiel voran. Er war geblendet von dem Reichtum des köstlichen Silberzeuges, das Karl IV. besessen hatte, also nahm er es mit. In seinem Vorzimmer wurden die gestohlenen und geraubten Sachen verhandelt. Das Korps, das der König kommandierte, erzählt Graf Girardin, überließ sich den allergrößten Exzessen. Miranda, das den König und den Generalstab gut aufgenommen und gepflegt hatte, wurde zum Dank dafür zwei Tage lang geplündert. „Nirgendwo,“ bemerkt Graf Girardin, „waren unsere Soldaten gieriger nach Beute und wilder in ihrer Raubsucht. Sie haben die Gräber in den Kirchen geplündert, die Altäre verbrannt und die heiligen Gefäße gestohlen, der Wein floß in Strömen in



### *Ermordete französische Soldaten*

*Radierung von Goya. Aus den Desastres de la Guerra*

den Straßen.“ Die kaiserliche Garde gab das schlechteste Beispiel. Vierzehn Tage lang überließ sie sich in Burgos unter den Augen Napoléons der Plünderung und allen denkbaren Ausschreitungen. Josef schlug seine Residenz in S. Agostin auf, aber das hinderte seine Truppen nicht, die Einwohner zu berauben, viele Häuser in Brand zu stecken. Das Vieh, das sie nicht mitschleppen konnten, wurde erwürgt oder verstümmelt. Deutschen, die wissen, wie die französischen Helden mitten im Frieden am Rhein, an der Ruhr und in der Pfalz hausen, erzählt man ja leider damit nichts, was sie überraschen könnte; sie wissen, was man unter „französischer Kultur“ versteht. Das Beispiel, das die hohen Offiziere gaben, wirkte nach unten, Mordlust und Raubgier lösten alle Bande der Disziplin. „Die größte Unordnung herrschte in der Armee,“ schreibt Graf Girardin; „alle Subordination hatte aufgehört.“ Schließlich bildeten sich aus Deserteuren, Nachzüglern und Troß organisierte Räuberbanden, ein Unwesen, das so überhand nahm, daß Massena reguläre Truppen gegen sie marschieren lassen mußte und ganz bedeutende Streitkräfte aufzubieten hatte. Es gab in Spanien unbotmäßige Elemente genug, die sich die allgemeine



Unordnung gern zunutze machten. „Die Bergbewohner,“ schreibt Rocca, „plünderten Ronda mit der Behauptung, ihre Männer hätten es von den Franzosen erobert und alles, was in der Stadt wäre, gehöre ihnen. Die Gefängnisse wurden gesprengt und die Gefangenen rächten sich im Moment ihrer Befreiung an ihren Anklägern und Richtern. Schuldner erzwangen mit Gewalt von ihren Gläubigern Quittungen und verbrannten alle Papiere der städtischen Kanzlei, um die Akten der Hypotheken zu vernichten.“ So kamen die unglücklichen Spanier zwischen ein doppeltes Feuer.

Von allen den französischen Mordbrennern, die sich in Spanien bereicherten, haben die Generale Soult und Sebastiani sich durch ihre Untaten besonders ausgezeichnet. Sebastiani ist der Vater der später so bekannt gewordenen Fanny, die, von Henriette Mendelssohn erzogen, den Herzog von Praslin heiratete und von ihrem Mann im Bett ermordet wurde. Der Schauplatz von Sebastianis Taten war Granada, das er gründlich ausplünderte. Gefangene ließ er der Tortur unterwerfen; Don Vicente Moreno, einen spanischen Obersten, ließ er erschießen und zwang Frau und Kinder seines Opfers, bei der Hinrichtung anwesend zu sein. Einmal machte er einen Ausflug nach Murcia und gab sein Ehrenwort, daß in der Stadt Personen und Eigentum geschont werden sollten. Nachdem sich die Stadt ihm übergeben hatte, verlangte er, da sie ihn nicht mit den gewöhnlichen Ehrenbezeugungen empfangen habe, 100000 Dollar. Mit diesen und dem Silberzeug der Kirchen und Klöster kehrte er nach Granada zurück.

Als die Franzosen Granada verließen, wollten sie die ganze Alhambra in die Luft sprengen, indes kamen nur acht ihrer Türme zum Einsturz, da der mit Anzündung der Minen beauftragte Don Antonio Farses glücklicherweise davonlief. Soult verwüstete und plünderte Sevilla, bis dahin eine der reichsten Städte Spaniens. Auf 6000000 schätzt Toreno die Beute in dieser Stadt. 150000000 Franken hat die französische Verwaltung allein aus Andalusien erpreßt. Als nach der Schlacht bei Vittoria am 21. Juni 1813 das Gepäck der Franzosen in die Hände der Engländer fiel, 2000 Wagen mit Kunstwerken und Wertgegenständen aller Art beladen, fand man noch 50000000 Dollar bares Geld. Noch jahrzentelang, vielleicht heute noch, bildet Nordspanien das Lieblingsgebiet spanischer Schatzgräber, weil die Kunde von Schätzen, die die flüchtenden Franzosen hätten vergraben müssen, nicht zur Ruhe kommen kann.

Unglaubliche Werte sind auf diese Weise zerstört worden. Die Einbuße an Kunstwerken, die Spanien erlitt, ist durch Zahlen gar nicht zu verdeutlichen. In den Schatzkammern der Kirchen und Klöster hatten sich seit Jahrhunderten die köstlichsten Kunstwerke in edlen Metallen angesammelt. Sie sind fast ausnahmslos in den Schmelztiegel gewandert. Alle Münzen, die der König Josef Bonaparte,

der „Rey intruso“, prägen ließ, stammten von Kirchensilber her. Bory beschwert sich sogar, die Kirchenschätze von Santiago hätten nur 100000 Taler erbracht. Aus den Schätzen der Pilar in Saragossa löste Marschall Lannes 130000 Dollar. Unersetzlich sind die Werte an Kunst und Wissenschaft, die die französische Barbarei vernichtete. Mit S. Pedro de Cerdeña verbrannte eines der ältesten und wertvollsten Archive Spaniens. Soult zerstreute die an alten Dokumenten und Manuskripten reiche Bibliothek von Leon, Belliard vernichtete in S. Felipe in Madrid die Sammlungen des P. Florez zur Fortsetzung der España sagrada. Mit S. Juan de los Reyes, das sie in Brand steckten, gingen Archiv und Bibliothek zugrunde.

Wer je eines der alten spanischen Klöster besuchte und durch Augenschein weiß, was sie heute noch an Kunstwerken bergen, die man nicht wegbringen konnte, der wird sich eine Vorstellung bilden können, was mit denen zugrunde ging, welche die Franzosen in Asche gelegt haben. Wenn man dann noch die Berichte des fleißigen Ponz liest, der einige Jahre vor der französischen Invasion die Kunstschätze Spaniens verzeichnete, so ahnt man den ganzen ungeheuren Umfang des Schadens, den die lateinischen Kulturträger von diesseit der Pyrenäen der „Schwester nation“ jenseit zugefügt haben. In Salamanca allein machten sie 13 große Klöster und 20 Kollegien dem Erdboden gleich, und in ähnlicher Weise haben sie auf der ganzen Halbinsel gehaust. Marschall Victor stellte besondere Detachements auf, die mit Hämmern, Zangen, Sägen und dergleichen zum Zerstören eigens ausgerüstet waren. Vor dem Einzuge der Franzosen war das Franziskanerkloster in Sevilla eines der Wunder dieser Stadt. Die Franzosen haben es ausgeplündert und angesteckt; kein Stein blieb auf dem andern.

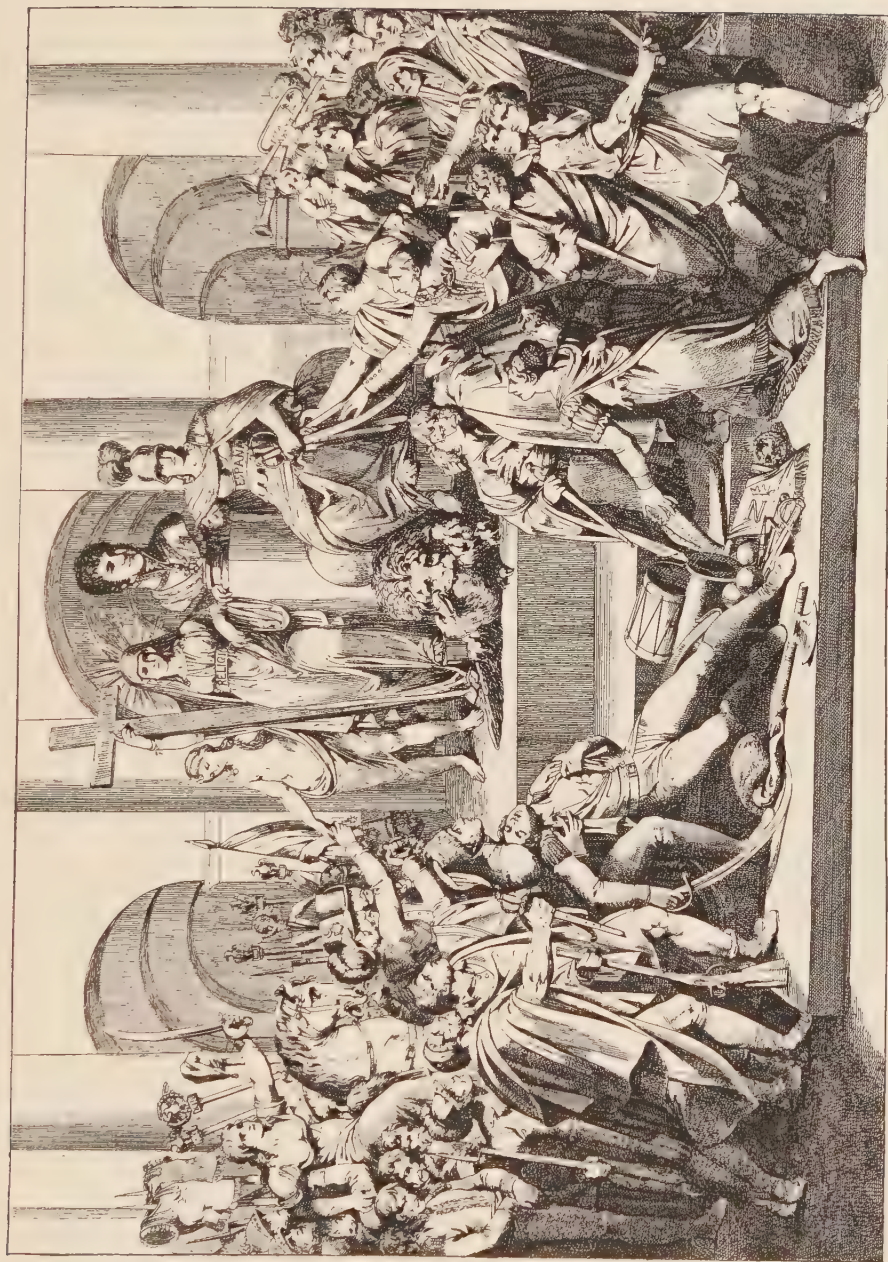
Die geringe Herkunft und die mangelhafte Bildung der französischen Heerführer hat sie nicht gehindert, sich über den Geldwert von Kunstwerken durchaus zutreffende Vorstellungen zu machen. Sie haben auch Sachverständige zu Rate gezogen und aus den Galerien, die sie sich in Spanien zusammenraubten, später noch ein Vermögen gelöst. Allen voran Soult, dessen Sammlung spanischer Bilder lange Zeit berühmt war, dem Besitzer allerdings auch durch die Art ihrer Erwerbung so viel Verachtung eintrug, daß der Marschall sie schließlich dem Publikum nicht mehr zeigte. Er schickte Infanterie in die Klöster und Kirchen, um die Bilder, die ihm gefielen, abzuholen, wobei es wiederholt zu Mord und Totschlag gekommen ist. Als er einmal den englischen Oberst Gurwood durch seine Galerie führte, blieb er vor einer Leinwand stehen und sagte gerührt zu seinem Besucher: „Dieses Bild hat zwei Menschen das Leben gerettet.“ Der erstaunte Colonel erfuhr dann durch den Adjutanten den Zusammenhang. Soult hatte nämlich die Besitzer erschießen lassen wollen, wenn sie nicht vorgezogen hätten, dem kunstfreudigen Marschall

das Gemälde zu schenken. 1835 verkaufte er drei der Bilder Murillos, die er aus der Caridad in Sevilla mitgenommen hatte, für 500000 Franken an den Herzog von Sutherland. Auf der Versteigerung der Galerie Soult's erzielte Murillos Unbefleckte Empfängnis, auf die der Kaiser von Rußland, die Königin von Spanien, der Marquis of Hertford und der Louvre boten, 615300 Franken, den höchsten Preis, der bis dahin überhaupt für ein einzelnes Gemälde bezahlt worden war. General Sebastiani war auch ein skrupelloser Kunstfreund. Als er Murillos H. Thomas von Villanueva aus S. Augustin in Sevilla raubte, wurden drei Personen, die sich der Wegführung widersetzen, erschossen.

In diesen Jahren, in denen das unglückliche Land von Eingeborenen, Freunden und Feinden in gleicher Weise auf das schrecklichste gequält wurde, besaß es zu allem Unglück auch noch zwei Regierungen. Beide betrachteten sich als legal, keine konnte sich Achtung und Gehorsam verschaffen. Josef Bonaparte war weder böswillig noch unfähig, aber er war gezwungen, mit gebundenen Händen zuzusehen, wie die Heerführer, die sein Bruder ernannte, in seinem Lande hausten. Er war der Träger der freiheitlichen Ideen, welche die französische Revolution zur Geltung gebracht hatte, und als solcher fand er unter den gebildeten Spaniern Anhänger genug. Die Minister, die er ernannte, Urquijo, Jovellanos, Cevallos, Cabarrus, waren gute Patrioten, die ihre Heimat durch Einführung zeitgemäßer Reformen der modernen Kultur zuführen wollten. Als der „Rey Intruso“ einmal auf kurze Zeit wieder in Madrid weilte, erließ er Dekrete, die bestimmt waren, Spanien auf diesen Weg zu führen. Zwar hatten seine Minister ihm auf das dringendste abgeraten, die Inquisition aufzuheben; sie sei für eine geordnete Regierung unentbehrlich und müsse mindestens so lange beibehalten werden, bis sie durch etwas Besseres ersetzt sei, aber bloße Ideologen sind die schlechtesten Reformer, weil sie die hitzigsten sind. Josef hob sie doch auf, ebenso die Lehnrechte, die Patrimonialgerichte, die Innungen, und wenn er sich auch nicht getraute, die Klöster ganz aufzuheben, so wurde ihre Zahl doch auf ein Drittel der bestehenden eingeschränkt. Diese Maßregeln machten ihm unter den Aufgeklärten viele Freunde, und es waren nicht die schlechtesten Spanier, die auf seine Seite traten, weil sie hofften, sobald erst einmal ruhigere Zeiten einkehren würden, müsse das Land die Früchte dieser verständigen Innenpolitik ernten.

Es war für Spanien ein Unheil, daß dieser König, der das Gute wollte, ein Ausländer war und den Thron nur so lange behaupten konnte, als fremde Bajonette ihn sicherten. Alle, die ihm widerstrebten, weil seine Maßnahmen ihre Interessen schädigten, konnten sich als beleidigte Patrioten und Vaterlandsfreunde aufspielen und ihre sehr selbstichtigen Motive hinter den edelsten Gefühlen ver-





*Gedenkblatt an den Freiheitskampf der Spanier für ihren Glauben, ihren König und ihr Land*  
*Kupferstich von B. Pinelli nach der Zeichnung von José Aparicio, 1814*



*Französischer Linien солдат in Spanien*

*Radierung von William Bradford, 1809*

bergen. Zudem war König Josef völlig machtlos, er erfuhr das, was vorging, nur aus den Zeitungen. Seine Regierung beschränkte sich auf die Gegenden, die von den französischen Armeen okkupiert waren, und da hatte er gar nichts zu sagen, weil die französischen Generale aus ihrer Mißachtung gar kein Hehl machten. Jeder von ihnen hoffte, in Spanien werde sich auch noch eine Krone für ihn selbst finden; so lag ihnen durchaus nichts daran, den Thron des Bonaparte befestigen zu helfen.

Die nationalspanische Gegenregierung tat soviel wie sie konnte, um der Josefinischen den Wind aus den Segeln zu nehmen. Sie schrieb ebenfalls Reformen auf ihr Programm, und es ist eine sehr bezeichnende Ironie der Geschichte, daß dieselben Männer, die sich gegen die französische Herrschaft mit allen Mitteln zur Wehr setzten, doch den französischen Ideen widerstandslos erlagen. Die Zen-

traljunta, die für den abwesenden Ferdinand regierte, beschloß, der spanischen Monarchie eine konstitutionelle Grundlage zu geben, und so berief sie zum 24. September 1810 eine Versammlung der Cortes nach Cadix ein, um über die Verfassung zu beraten. So sehr auch der Adel und der Klerus, die dabei nur verlieren konnten, dagegen waren, traten die Cortes doch zusammen, und da Cadix von den Franzosen von der Landseite aus belagert wurde, während der Hafen offen war, tagten sie unter dem Donner der französischen Geschütze. Das ist aber auch das einzige, was man zu ihren Gunsten sagen kann. Diese konstituierende

Versammlung unterschied sich in nichts von den Parlamenten späterer Tage anderer Länder. Die Abgeordneten schwatzten endlos hin und her, nahmen Reden für Taten und kamen sich unendlich groß, bedeutend und wichtig vor. In dieser Tagung des spanischen Parlaments kam zum ersten Male der Ausdruck „Liberal“ auf, um eine gewisse politische Denkungsart zu kennzeichnen. Nachdem die Sprechbude Jahr und Tag funktioniert hatte, brachte man endlich eine Verfassung zustande, die nach dem Muster der französischen vom Jahre 1789 gearbeitet war. Man machte sich die schöne Redensart von der „Volkssouveränität“ zu eigen und proklamierte sie als Grundlage des modernen parlamentarischen Rechtsstaates. Die Macht der Krone wurde beschränkt, die Feudalrechte beseitigt, der Einfluß der Kirche stark zurückgedrängt, das Eigentum der toten Hand zum Nationaleigentum erklärt. Da dieses Verfassungs-

instrument die Anzahl der Klöster ebenfalls wesentlich verminderte und die Inquisition auch aufgehoben wissen wollte, bestand zwischen den Tendenzen der Josefinos und der Cortes im Grunde eigentlich gar kein wesentlicher Unterschied. Die einen benutzten den Bonaparte als Aushängeschild, die andern den Bourbon.

Ob wohl jemals das Bedürfnis der Heldenverehrung, das jedem Volke innewohnt, auf ein so unwürdiges Objekt gefallen ist, wie das der Spanier für Ferdinand VII.? Als Mann und König war er ein erbärmlicher Kerl, in allen seinen Hand-



*Französischer Dragoner in Spanien*

*Radierung von William Bradford, 1809*





*Amme mit Kind,  
das als Kapuziner gekleidet ist*

*Radierung von William Bradford, 1809*

lungen schmachvoll und heimtückisch, Napoléon gegenüber so feige, daß er sich dazu erniedrigte, Josef zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. Als Thronfolger hatte er den Vorteil für sich gehabt, daß sein Gegner Godoy allgemein verhaßt und verachtet gewesen war, bei einem Streit zwischen ihnen also alle Sympathien von vornherein ihm gehörten. Als Entthronten umschwebte ihn der Nimbus des unschuldig Gefangenen, des von einem brutalen Fremdling um sein Recht gewalttätig Verkürzten. Dem Freidenker Josef gegenüber erschien er als der gläubige Katholik, der treue Sohn der Kirche, und da er weit weg war, niemand ihn kannte, wurde Ferdinand so etwas wie ein Idol des Guten, Rechten, Wahren, vor allem des Nationalspanischen gegen das aufgedrängte Französische.

Während er sich in Valençay in den Armen gemeiner Dirnen gefiel, wurde in Spanien der Freiheitskampf der Nation in seinem Namen geführt, flossen Ströme von Blut, um ihn in sein Reich zurückzuführen. Gegen 500 Schlachten und Gefechte sind den Franzosen in den fünf Jahren dieses Krieges auf spanischem Boden geliefert worden. Endlich, nach mannigfach wechselndem Glück der Waffen, gelang es Wellington am 21. Juni 1813, die Franzosen bei Vittoria vernichtend zu schlagen. Spanien war frei, die Cortes siedelten mit ihrer Verfassung, die sie am 18. März 1812 veröffentlicht hatten, nach Madrid über und erwarteten ihren vielgeliebten Ferdinand. Er kam auch, und sein erstes Werk war, die Cortes aufzulösen und die Verfassung aufzuheben. Das war noch von Valencia aus geschehen. Erst als der König Mitte Mai 1814 in Madrid eintraf, begann die eigentliche Reaktion. Ferdinand war in den Händen des Adels und der Geistlichkeit, denen



*Inneres einer andalusischen Posada*

*Originallithographie von J. F. Lewis, 1835*

die Verfassung zu starken Abbruch getan hatte, als daß sie nicht hätten ihre Feinde sein sollen. Dem Volke war die Verfassung ein gleichgültiges Stück Papier, sie brachte ihm keine sichtbaren materiellen Vorteile; so kümmerte es sich gar nicht um ihr Schicksal. Freunde und Anhänger besaß sie nur unter den wenigen wirklich Gebildeten, und über sie, die Mithelfer gewesen waren, brach jetzt ein furchtbares Strafgericht herein. Die Inquisition wurde wieder hergestellt, die Klöster ihren ehemaligen Besitzern zurückgegeben, die Tortur aufs neue eingeführt; die Liberalen flohen ins Ausland, wanderten auf das Schaffot oder seufzten in schrecklichen Kerkern. Hemmungslos wütete die Reaktion gegen alle, die im Verdacht standen, den neuen Ideen zu huldigen, am erbittertsten gegen die, die unter Josef geholfen hatten, Spanien auf den Weg des Fortschrittes leiten zu wollen. Nun rächte sich die jahrhundertlang auf das gröblichste vernachlässigte Bildung, es zeigte sich, daß ein großes Volk wie die Spanier nicht reif war, die wertvollsten Gedanken der Zeit aufzunehmen. Die unumschränkte Herrschaft der



*Der Räuberhauptmann José Maria*

*Originallithographie von J. F. Lewis, 1834*

Kirche hatte einen Fanatismus großgezogen, der Geist, Wissen und Nachdenken ersetzte. Jetzt warf er sich von dem religiösen auf das politische Gebiet, um hier nicht weniger verhängnisvoll zu wirken. Hatte er dort die Entwicklung gehemmt und das geistige Leben der Kirche zum Stillstand verurteilt, so trug er dafür in dieses ein Element der Unruhe, welches die Nation im ganzen neunzehnten Jahrhundert nicht zu einer gewissen Stetigkeit gelangen ließ. Die Kämpfe um die Verfassung wurden mit einer Erbitterung ausgefochten, die alle wirtschaftlichen und sozialen Rücksichten in den Hintergrund drängte. Das Schicksal des Landes pendelte zwischen Anarchie und Absolutismus unentschieden hin und her, beide Extreme von Unfähigen mit der gleichen Talentlosigkeit gehandhabt. Als Ferdinand VII. die Inquisition wieder herstellte, die zu den Sitten und Ueberlieferungen der Nation so ausgezeichnet paßt, gerieten die Spanier in einen solchen





### *Spanische Post bei Toledo*

*Nach einer Zeichnung von Alex. Wagner. Aus Theodor Simons. Spanien. Berlin 1880*

Taumel des Entzückens, daß man seine Rückkehr für einen unmittelbaren Eingriff der göttlichen Vorsehung hielt, die über das Heil Spaniens wache, und die gleichen Leute, die dieses Ereignis mit Illuminationen feierten, stürmten sechs Jahre darauf die Paläste des Instituts, befreiten die Gefangenen und rissen die Gebäude nieder.

Wie die wilden Bestien hatten die Spanier sich von 1808 bis 1813 gegen die Franzosen gewehrt und selbst das Gute verschmäht, wenn es ihnen von diesem Feinde kam. Als zehn Jahre darauf der Herzog von Angoulême mit einem französischen Heer die Grenze überschreitet, da quert er mit seiner Armee die ganze Halbinsel von den Pyrenäen bis nach Cadiz, ohne auch nur einen Schuß abfeuern zu brauchen. Keine Hand rührt sich, keine spanische Flinte geht los, und da die Franzosen doch nicht heimkehren wollen, ohne nicht militärischen Ruhm geerntet zu haben, sehen sie sich gezwungen, die befestigte Schanze des Trocadéro vor Cadiz zu stürmen. Schleunigst zu stürmen, denn man wollte sie ihnen eben gutwillig einräumen. Der Palast des Trocadéro in Paris verewigt das Andenken an diese echt französische Heldentat.

Wer die spanische Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts verfolgt, das Unwesen der politischen Parteien, die Geheimbünde, Verschwörungen, die Pronunciamientos und Aufstände, die sich in ermüdender Gleichmäßigkeit wiederholen und die selbst dann zu nichts führen, wenn sie Erfolg haben, der wird nur zu

geneigt sein, denen recht zu geben, welche die Inquisition verteidigen. So lange sie bestand, herrschten Ruhe, Ordnung und Zufriedenheit; seit sie nicht mehr existiert, ist das Volk nicht mehr zu bändigen. Die Schlagworte der Demagogen und Schönredner erhalten den Zustand latenter Unzufriedenheit, weil er den Führern von Vorteil ist. Der dumme Pöbel selbst ist ja jetzt noch weit übler daran, wie früher. Es ging ihm schlecht und es geht ihm schlecht, aber einst hatte er doch die Hoffnung auf eine Vergeltung im Jenseits. Diesen Glauben hat er verloren und nichts dafür gewonnen. Die Kirche war eben doch die klügere.

Die Regierung Ferdinands VII. ist auch insofern epochemachend in der Geschichte Spaniens, weil unter ihm die amerikanischen Kolonien zum besten Teil verloren gingen. Die politischen Ereignisse, die im Gefolge der französischen Revolution Europa erschütterten und 25 Jahre in Atem hielten, konnten nicht ohne Rückwirkung auf Amerika bleiben. Freiheitliche Ideen brachen sich Bahn; Unabhängigkeitsbestrebungen machten sich geltend, Bewegungen, die durch die unterbrochene und sehr unregelmäßig gewordene Verbindung mit dem Mutterlande gefördert wurden. So machten Mittel- und Südamerika sich von der spanischen Vormundschaft los; Mexiko, Peru, Columbia, Chile, Bolivia wurden Freistaaten, das heißt, sie erlangten die Möglichkeit, ohne Recht und Gesetz zu leben; Freistaat bedeutet ja das Gegenteil von Ordnungsstaat.

Zwanzig Jahre trug König Ferdinand die Krone Spaniens in stetem Wechsel zwischen Verfassungsreformen und Despotismus. Wieviel Eide er in diesem Zeitraum geleistet und gebrochen hat, wußte er schließlich gewiß selbst nicht mehr, mit einem Wort: es war kein glücklicher Stern, der ihn aus der Verbannung auf den Thron geführt hatte. Als es mit ihm zum Sterben kam, hinterließ er seinem Reiche noch die Erbschaft eines entsetzlichen Bürgerkrieges, so, als habe er ihm noch nicht Schaden genug zugefügt. Aus vier Ehen hatte er nur zwei minorenn Töchter, und da das von Philipp V. im Jahre 1713 eingeführte salische Gesetz die weiblichen Mitglieder der Familie von der Thronfolge ausschloß, so hätte ihm sein Bruder Don Carlos in der Regierung folgen müssen. Karl IV. hatte 1789 dieses Gesetz wieder aufgehoben, seine Anordnung aber geheim gehalten, und erst im März 1830 wurde die pragmatische Sanktion veröffentlicht, durch welche die Infantinnen wieder für thronfolgefähig erklärt wurden. Am 10. Oktober 1830 erblickte die Infantin Isabella das Licht der Welt, und von diesem Augenblick an war es nicht mehr zweifelhaft, daß es zwischen ihr und ihrem Onkel zum Streit um die Krone kommen würde. Ferdinand VII. starb am 29. September 1833; seine letzten Lebensjahre waren erfüllt von Palastintrigen, die alle die strittige Frage der Thronfolge zum Ausgangspunkte hatten. Schließlich siegte die Partei der Königin Maria Christine.





*Unfall der Fahrpost*  
*Nach einer Zeichnung von Gustave Doré*





*Linien солдат der Karlistischen Armee*

*Lithographie von de Ligny. Um 1836*

Ferdinand hinterließ die Krone seiner ältesten Tochter und setzte ihre Mutter zur Regentin ein. Damit war ein neuer Zankapfel in das ohnehin von Parteiwirren zerrissene Land geworfen, denn Don Carlos, der sich nach Lissabon begeben hatte, verwarf das Testament seines Bruders, nahm den Königstitel an und schritt dazu, seine Rechte mit Gewalt behaupten zu wollen. Die partikularistische Veranlagung der Nation kam ihm zu Hilfe; seine Absicht wurde nicht sobald bekannt, als sich auch schon mehrere Provinzen für ihn erklärten. Wieder einmal trat der uralte Antagonismus zwischen Kastilien und Arragonien zutage.

Kastilien erklärte sich für Isabella und die Königin-Regentin Christine, also traten die Pro-

vinzen der ehemaligen Krone Arragon automatisch zu Don Carlos über. Wenn die karlistische Bewegung hauptsächlich von den Basken getragen wurde und sie die besten Kämpfer für diese Sache stellten, so wäre es doch ein Irrtum zu glauben, daß die Basken gerade von klerikalen und absolutistischen Ideen geleitet gewesen wären, als sie sich für die Rechte ihres „Königs“ erhoben. Es stand um sie wie um die Bergschotten, welche die Partei der Stuarts gegen England nahmen. Alter Stammeshaß, gepaart mit Raublust und Zügellosigkeit, ergriff mit Freuden den Vorwand losschlagen zu können. Das Recht war strittig, und es konnte nur darüber ein Zweifel herrschen, welche von beiden Parteien die unfähigste war. Der gemeine Pöbel und der Klerus standen auf Seite von Don Carlos; die liberale Intelligenz entschied sich für Christine, von der man überzeugt war, sie werde sich der Verfassung eher beugen als ihr bigotter Schwager. So ging ein tiefer Riß durch die Nation; die beiden Parteien haben sich sechs Jahre lang blutig bekämpft. Ueber die reguläre Armee gebot die Königin; Don Carlos rekrutierte seine Truppen aus

Freiwilligen, die Zumalacarregui organisierte und denen er vergeblich Disziplin beizubringen versuchte. Die Karlisten bedienten sich des Kleinkrieges, wie er jüngst erst den napoleonischen Heeren so beträchtlichen Schaden zugefügt hatte, und da die Christinos gegen diese Art der Kriegführung ziemlich machtlos waren, versuchten sie es, wie einst Murat, mit der Einschüchterung. General Quesada dekretierte die Konfiskation aller Güter einer Familie, wenn auch nur eines ihrer Mitglieder zu den Freiwilligen des Königs übergegangen war; alle Gefangenen, die in seine Hände fielen, ließ er erschießen. Die Repressalien blieben nicht aus; die karlistischen Führer taten mit ihren

Gefangenen das gleiche; Zug um Zug nahm dieser Bürgerkrieg immer rohere Formen an. Wohin die Christinos kamen, verwüsteten sie alles; den Haustieren schlitzten sie den Leib auf, aus den lebenden Schweinen schnitten sie sich die Schinken heraus. Die Verwundeten ermordeten sie oder verbrannten sie mit den Hospitälern, aber die Soldaten der Königin waren unparteiisch genug, wenn sie eine Niederlage erlitten, ihre eigenen Offiziere auszuplündern und zu erschießen. Den Höhepunkt der Infamie erreichte doch der General Noguerras, der die 72 Jahre alte blinde Mutter des Karlistengenerals Cabrera erschießen ließ, aus Rache, weil er ihrem Sohne, dem besten und tüchtigsten Manne, den Don Carlos zu seinen Anhängern zählte, nicht beikommen konnte. Die Zustimmung von Mina, dem Generalkapitän von Katalonien, hatte er sich dazu eingeholt. In der Mancha ermordeten die Christinos 40 nahe Verwandte von Don Vicente Rojero, weil sie ihn selbst nicht fangen konnten. Ein Schrei der Empörung hallte durch Europa, und England hielt sich 1835 für verpflichtet, die Kämpfenden zur Beobachtung der unter gesitteten Völkern üblichen Kriegsgebräuche aufzufordern. Ausgerechnet



*Kavallerist der Karlistischen Armee*

*Lithographie von de Ligny. Um 1836*

England, von dem jeder weiß, daß es keine größere Sorge kennt, als beim Kriegführen nicht gegen die Humanität zu verstoßen. Irländer, Inder und andere können es bezeugen.

Der Krieg nahm seinen Fortgang. Die Behandlung der Gefangenen blieb die gleiche. A. von Göben war als karlistischer Offizier monatelang in den feuchtkalten Kasematten von Cadix eingekerkert, die nur durch die immer geschlossenen Türen Luft und Licht empfangen. Die Nahrung wurde ihnen auf das spärlichste zugemessen, das Brot, das man ihnen reichte, absichtlich mit schmutzigen Substanzen durchbacken, die Ekel erregten. Von Zeit zu Zeit wurden 10 Offiziere ausgelost, um als Repressalie erschossen zu werden. Das war sogar noch eine Gnade, denn den karlistischen General O'Donnell, der 1835 mit einigen hundert Mann gefangen worden war, überließen die Behörden in Barcelona dem Pöbel, der sie alle nach entsetzlichen Mißhandlungen ermordete. Königin Christine übersandte der Nationalgarde von Barcelona als Anerkennung dieser Heldentat eine Ehrenfahne. Wenn kranke Gefangene mit dem Leben davonsamen, dankten sie das ihrer eisernen Natur. Göben lag vier Monate im Hospital in Cuenca mit mehreren Patienten in einem Bett, mitten unter Blatterkranken und Sterbenden. Alles starrte von Schmutz, und Legionen von Ungeziefer aller Art bevölkerten die Krankensäle.

Die Unfähigkeit der Christinos verschaffte Don Carlos so viele Vorteile, daß, wäre er nicht noch weit unfähiger gewesen, der Ausgang nicht hätte zweifelhaft sein können. Aber er war ein Mann, der sich vor nichts so sehr fürchtete als vor der Notwendigkeit, eine Entscheidung treffen zu müssen. Im September 1837 stand er vor den Toren von Madrid und hätte keine dringendere Aufgabe gehabt, als sich der Hauptstadt, die wehrlos vor ihm lag, zu bemächtigen. Statt dessen ließ er diese Gelegenheit ungenützt vorübergehen, wie Baron Rhaden erzählt, weil er darauf rechnete, die Königin Christine werde sich mit ihrem Geliebten, dem Sergeanten Muñoz, den sie zum Herzog von Rianzares gemacht hatte, unter seinen Schutz begeben. Das ließ die hohe Frau bleiben; Don Carlos zog ab und die Gelegenheit kehrte nicht wieder. Bei der Einnahme von Segovia fand man außer den Barbeständen der Regierungskassen 200000000 in Staatsschuldscheinen. Der karlistische Intendant aber war der Meinung, diese Papiere hätten nur für die Königin-Regentin Wert und ließ sie öffentlich verbrennen statt sie auszugeben. 1839 stand die Sache von Don Carlos so schlecht, daß er sich über die französische Grenze flüchten mußte. Espartero beendete den Bürgerkrieg durch einen geheimen Vertrag mit dem Karlistengeneral Maroto, demzufolge die Aufständischen die Waffen streckten; 1840 fanden die letzten Kämpfe statt.

Es wäre das natürliche gewesen, den Streit um den Thron dadurch aus der Welt zu schaffen, daß man die kleine Königin Isabella mit dem ältesten Sohn des





*Volkstypen aus Valencia*

*Nach einer Zeichnung von Gustave Doré*

Don Carlos verheiratet hätte; aber eine so einfache Lösung wäre gegen alles Herkommen der internationalen Diplomatie gewesen. Jahrelang stritten England und Frankreich um den Mann, den sie der jugendlichen Königin in die Ehe geben wollten, und sie einigten sich schließlich dahin, die Bedauernswerte, die das heiße Naturell von Vater und Großmutter geerbt hatte, mit ihrem Vetter zu verheiraten, der von einem Manne nichts hatte als den Namen. Die Erwartung, daß dies glückliche Paar kinderlos bleiben würde, erfüllte sich trotzdem nicht; die Krone blieb nach allerlei Wechselfällen der Nachkommenschaft der Königin.

Die Geschichte Spaniens seit der Thronbesteigung der Königin Isabella fällt nicht mehr in den Rahmen dieses Buches. Ein Gewirr wüster Parteikämpfe, in denen Ehrgeizige sich unter allerlei Vorwänden und Schlagworten um die Macht streiten. Fortwährende Kabinettswechsel, die andere Männer ans Ruder bringen, ohne daß die besseren sich Geltung verschaffen können. Das Volk im Grunde gleichgültig, durch parteipolitische Redensarten irregeführt, die Politiker selbststüchtig und herrschbegierig, das Wohl des Landes vernachlässigt, die Regierung ein Glückspiel unter parlamentarischen Formen. Wir sind noch zu nahe, um dies Schauspiel gerecht würdigen zu können; ob es in der Entfernung wohl an Reiz gewinnen wird?

Die Spanier haben die Franzosen niemals mit sehr freundlichen Augen angesehen, dem Einfluß ihres Geistes und ihrer Anschauungen haben sie sich aber darum doch nicht entziehen können. Als die spanische Dichtkunst ihre Blüte erlebte unter Lope, Cervantes, Calderon, Quevedo, trat das französische Element zurück, um mit dem Zusammenbruch der politischen Geltung der Monarchie und dem Versickern der schönen Literatur wieder an die Oberfläche zu kommen. Der Thronwechsel, der die spanische Krone an eine französische Familie brachte, hat dieses Hervortreten nicht einmal sehr verstärkt, er hat nur den technischen Betrieb in die Formen gebracht, die man in Frankreich erprobt hatte. Philipp V., den sein Großvater ermahnt hatte, er möge niemals vergessen, daß er ein französischer Prinz sei, gründete 1713, nachdem er die Kämpfe mit dem Habsburger Prätendenten hinter sich hatte, die Königlich Spanische Akademie, in der er allen literarischen und wissenschaftlichen Bestrebungen des Landes einen Mittelpunkt gab. 25 Jahre darauf entstand die Akademie der Geschichte. Diese beiden gelehrten Körperschaften haben für die Förderung der Sprache und der gelehrten Studien Außer-





*Bestimenta q<sup>ue</sup> usan Los Contrabandistas Españoles*

*Spanische Schmuggler*

*Kupferstich von Marcos Tellez. Um 1790*



ordentliches geleistet. Sie unterstützten die Forschung, indem sie das Interesse für geistige Fragen wachriefen. „Die Residenz ist voll glühender Begeisterung für literarische Projekte,“ schreibt Martin Sarmiento 1752 aus Madrid. „Dutzendweise werden wissenschaftliche und Kunst-Akademien jeder Art errichtet.“ Wenn diese Institute auch die schöpferische Kraft nicht anzuregen vermochten, so haben sie doch für die Anbahnung geistiger Interessen in einem Lande gesorgt, das seit drei Generationen aufgehört hatte zu produzieren. Spanien besaß im achtzehnten Jahrhundert keine großen Dichter mehr, aber der Aufschwung, der die Regierung Karls III. kennzeichnet, ermutigte eine ganze Reihe spanischer Gelehrten von Bedeutung, ihre Forschungen auf einer Sammeltätigkeit von weitestem Umfange aufzubauen. Der Benediktinermönch Don Benito Jeronimo Feijoo hat in seinen periodisch publizierten Schriften einen ganz systematischen Feldzug gegen Unwissenheit, Aberglauben und Dünkel eröffnet, einen Kampf, der ihn in die größten Ungelegenheiten brachte und ihm starke Anfeindungen eintrug, denn seine Hefte fanden einen geradezu reißenden Absatz; 15 rechtmäßige Auflagen sprechen für ihre Beliebtheit. Er ersetzte mit ihnen die Presse, denn selbst unter Karl III. gab es nur gegen zwanzig Zeitungen, und sie standen unter dem Zwange einer Zensur, die sie brutalisierte.

Am stärksten machte sich der Einfluß der französischen Literatur auf der Bühne geltend, bei der man geradezu von einer Krise sprechen kann, die sie durchmachte. Es gab eine Zeit, in der gegen 600 Stücke verboten waren. Wie sich heute die deutschen Bühnen beeilen, das minderwertigste französische Zeug zu spielen, was selbst für Paris zu schlecht wäre, so im achtzehnten Jahrhundert die spanische, und die Marke „Paris“ im Lustspiel war auch damals schon platt und gemein.

Die nationalspanische Bühne, im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert vorbildlich für die ganze Kulturwelt, war im achtzehnten durch die Nachahmung schlechter französischer Muster von ihrer einstigen Höhe gesunken. Erst Tomas de Iriarte, Leandro Fernandez de Moratin und Ramon de la Cruz y Cano haben der Bühnendichtung das zurückgegeben, was sie im Umgang mit den Fremden verloren hatte: Originalität und Nationalcharakter. Wenn auch sie von den Franzosen lernten, so haben sie doch ihre Eigenart bewahrt und Situationen und Dialog mit spanischem Witz behandelt.

Wenn das französische Herrscherhaus auf die Literatur nur einen sehr mittelbaren Einfluß nehmen konnte, so hat es dagegen die ausländische Kunst ganz unmittelbar auf Kosten der heimischen begünstigt; französische und italienische Architekten, Bildhauer und Maler sind herangezogen worden, sobald der Hof über



*Schmuggler in den Bergen von Ronda*

*Nach einer Zeichnung von Gustave Doré*





*Andalusische Contrabandistas*

*Originallithographie von J. F. Lewis, 1836*

künstlerische Aufgaben zu verfügen hatte. Die Akademien, die sein Vater gestiftet hatte, vermehrte König Ferdinand VI. noch um die der schönen Künste, zu deren Direktor er einen französischen Bildhauer ernannte. Nun pflegen Akademien das Ende der Kunst zu bedeuten und nicht ihren Anfang, und von dieser Regel hat die Akademie de San Fernando keine Ausnahme gemacht. Als die Bourbonen die Habsburger auf dem spanischen Throne ablösten, war die Architektur das einzige Gebiet der schönen Künste, auf dem spanische Art und Weise lebhaft und glänzend gepflegt wurde. Der Stil, dem Don José Churriguera und seine Söhne und Schüler huldigten, ist durch

die folgende Periode des akademischen Klassizismus in unverdienten Mißkredit gebracht worden; „Churriguerismus“ wurde so gut wie ein Schimpfwort. Sehr zu Unrecht. Er gehört jener Phase im Barock an, in der ein quellender Uebermut sich der Architektur bemächtigt und mit den Baugliedern ein frivoles Spiel treibt. Alles scheint in Bewegung zu geraten, man möchte beinahe sagen ins Wanken, alle bis dahin geltenden Gesetze werden in Frage gestellt. Die Verhältnisse zwischen den tragenden und getragenen Gliedern ändern sich, alles bauscht und bricht sich, die wellenförmige Linie ersetzt die gerade. Dazu eine Ueberfülle von Ornament; Muscheln und Girlanden, Statuen, Gruppen, Reliefs drängen sich zusammen, in ihrer strotzenden Wirkung durch die Wahl des Materials gesteigert. Der bloße Haustein genügt längst nicht mehr, auch der einfarbige Marmor ist überwunden, Buntmarmor, Onyx, Jaspis, Lapislazuli werden in verschwenderischer Weise angewendet, die Holzintarsie durch Perlmutter, Elfenbein, Schildpatt, Silbereinlagen zu unerhörtem Reichtum der Ausdrucksmittel potenziert. Das Barock der Churriguera-Schule ist das üppige Produkt eines aus dem Vollen





### *Der Bolero*

*Originallithographie von J. F. Lewis, 1835*

schaffenden Künstlertums. Diese Meister besaßen eine Phantasie, der wirklich etwas einfiel; sie waren fähig, die hergebrachten Aufgaben mit neuen Gedanken in Angriff zu nehmen. Ihren Nachfolgern war das nicht mehr möglich, darum erklärten sie die Armut zur Tugend und brachten die Genialität in Verruf, weil sie sich nicht lehren und lernen läßt. Eines der berückendsten Beispiele dieses Stiles ist der sogenannte *Trasparente* der Kathedrale von Toledo, der nach Plänen von Narciso Tomé ausgeführt und 1732 vollendet wurde. Es ist eine Altaranlage, die den Hochaltar vom Chor aus sichtbar macht. Eine geradezu verwegene Schöpfung, bei der Baukunst, Plastik und Malerei zusammenwirken, um einen blendenden Effekt zu erzielen. Ein Meisterstück nach Entwurf und Lichtführung, die Planung frei von jeder Beschränkung durch Regeln und Rücksichten, ein freies Spiel künstlerischer Laune, das alle Mittel in seinen Dienst zwingt. Man nannte ihn zu seiner Zeit das achte Weltwunder.

Indessen war die Zeit der Maßlosigkeit, des ausschweifenden Könnens vorüber. Von Frankreich her machte sich der Einfluß des Klassizismus geltend, ein Maßhalten, demgegenüber man sich nur mit Mühe des billigen Wortspiels mit



### *Der Bolero*

*Nach einer Zeichnung von Gustave Doré*

mäßig enthält. Noch beginnt Fernando Casas y Novoa 1738 die prunkende Hauptfassade der Kathedrale von Santiago im glänzendsten Barock, ein Werk, das man wegen seiner genialen Verbindung gotischer und barocker Formelemente niemals genug bewundern kann; aber es ist das letzte Werk einer Richtung, die für überwunden gilt. Der Klassizismus ist nicht mehr aufzuhalten. S. Francisco el Grande in Madrid kopiert das Pantheon, die schöne Puerta de Alcalá der Hauptstadt entlehnt ihre Gliederung römischen Triumphbogen, aber je älter das Jahrhundert wird, je magerer und dürftiger wird der Accent der Architekten für das, was sie zu sagen haben. Dieser neue Stil eines ärmlichen Bescheidens hat seinen stärksten Ausdruck in der Kathedrale der Virgen del Pilar in Zaragoza gefunden. Juan Ramirez, der sie errichtete, glaubte wohl, die strenge Klassizität erreicht zu haben, nach der die Zeit strebte; mitten in seinen Bau aber hat ihm Ventura Rodriguez die Kapelle der heiligen Säule gesetzt, eine kecke Verhöhnung der Regelgerechtigkeit des öden Puristen. Wo der Hof mitzureden hatte, kamen französische und italienische Meister zu Wort. Das Lustschloß San Ildefonso oder La Granja haben Franzosen





*Zigeunerin Granadas den Zorongo tanzend*

*Nach einer Zeichnung von Gustave Doré*





*Selbstbildnis des Künstlers*

*Radierung von Goya. Aus den Caprichos*

errichtet, und als der alte Alcazar der Habsburger in der Weihnachtsnacht 1734 niederbrannte, wurde Juvara berufen, um die Pläne des Neubaus zu entwerfen. Er hat sie in einer so großzügigen Weise in Angriff genommen, als habe er für die Monarchie Kaiser Karls V. zu bauen, so daß man im Schreck über die Kosten, die eine Ausführung von Juvaras Projekt verursacht hätte, die Weiterführung in die Hände eines anderen Italieners, des Battista Sacchetti legte. Trotz der starken Beschränkung, die Finanzrücksichten dem Architekten auferlegten, ist ein stolzes Werk zustande gekommen, ein Fürstenpalast, von dem Napoléon mit Recht behaupten konnte, er habe in Europa nicht seinesgleichen. Die Gesamtkosten sollen sich auf 74 Millionen Peseten belaufen haben.

Die Bildhauer haben dem klassizistischen Ideal das Opfer ihrer Persönlichkeit bringen müssen. Sie studierten in Rom, um möglichst alles abzulegen, was sie Eigenes und Originales besaßen. Es sind nur wenige, die wie Juan Alonso Villabrille, Zarcillo und andere an dem herkömmlich naturalistischen Stil der spanischen Plastik festhielten und auch die farbige Bemalung nicht aufgaben.

Kam der Hof mit Malerei in Berührung, so waren es wieder Ausländer, denen er den Vorzug vor den Spaniern gab. In erster Linie Franzosen, dann Italiener, wie denn beide Tiepolo berufen wurden, um das neue Königsschloß mit Fresken zu schmücken, schließlich sogar ein Deutscher, der Sachse Anton Rafael Mengs, der manches Jahr in Madrid zugebracht hat. Man kann den Bourbonen aus dieser Vorliebe nicht einmal einen Vorwurf machen, denn wenn es auch im achtzehnten Jahrhundert in Spanien Männer genug gab, die malen konnten,

Künstler von irgend welcher Bedeutung waren nicht darunter. Kaum daß man ihre Namen in der Heimat kennt. Nur ein einziger machte eine Ausnahme, aber auch eine so leuchtende, alle anderen Zeitgenossen so weit überstrahlende, daß sein Name typisch für die ganze Periode wurde, der er angehört. Wer diesseits der Pyrenäen von Spanien im achtzehnten Jahrhundert spricht, der meint Goya.

Geboren 1746, gestorben 1828, steht der Künstler an der Wende zweier Zeitalter. Ein doppelköpfiger Janus, sieht er auf der einen Seite den Untergang einer aristokratischen, schönheitsfrohen, ja schönheitstrunkenen Welt und auf der anderen das Werden einer neuen: demokratisch und materiell, von Schönheit, wie Freude und Frohsinn gleich weit entfernt. Er sieht Spanien im hoffnungsstolzen Aufschwung Karls III. und erlebt wenige Jahrzehnte später, wie ein unwürdiger Günstling das Reich ehrlos und wehrlos dem Erbfeind zu Füßen legt.

In seiner Jugend erbaut man in Madrid das letzte jener gigantischen Klöster, welche die Halbinsel erfüllen, und als er ein Greis ist, da rast der Klostersturm durch das Land und zertrümmert, was lange Jahrhunderte hindurch ehrwürdig war. Er sah Königtum und Inquisition im Vollbesitz ihrer Macht, er hat in seiner Jugend Autos de fé sehen können und erlebte im Alter liberale Verfassungen. Er erhofft von dem „intruso“ Bonaparte die Herbeiführung der Ordnung, und wenige Jahre darauf beginnt der Hexensabbat der Reaktion. In den 82 Jahren seines langen Lebens ist auf der Bühne der Welt eine Tragikomödie vor ihm aufgeführt worden,



*Acaza de duentes*

*Sie bräucht den Zahn eines Gehängten*

(als Amulett)

Radierung von Goya. Aus den Caprichos



*Schon sind sie gerupft!*

Radierung von Goya. Aus den *Caprichos*

überreich an Peripetien, ein echtes Volksstück aus Lachen und Weinen gemischt. Er war nicht Akteur, aber als Zuschauer nicht müßig, er hat uns alles gemalt.

Als Goya seine künstlerische Laufbahn begann, war die Glanzzeit der spanischen Kunst seit zwei Menschenaltern vorüber; mit den Ribera, Zurbaran, Velasquez, Murillo, Cano schien die spanische Kunst selbst zu Grabe getragen. Aber es schien nur so, des großen Velasquez größter Schüler sollte ihm erst ein Jahrhundert nach seinem Tode erstehen, um da weiter zu schreiten, wo jener stehen geblieben. Man kann Goya im Wortsinn einen Velasquezschüler nennen, die, von denen er persönlich gelernt, haben ihm, außer Tiepolo, nichts lehren können, wer war der gute Luzan in Zaragoza, und nun erst der sächsische Schul-

meister, der Raffael aller Zuspätgeborenen? Mengs hat ihm nicht schaden können, so wenig wie ein Aufenthalt in Rom, er blieb, der er war: ein Rassemensch, in der blühenden Ausländerei der Spanier Katexochen. Unter all seinen Zeitgenossen, die malen konnten, von all den Bayeu, Calleja, Castillo, Ferro, Maella und anderen war er der einzige Künstler, weil er allein eine Persönlichkeit war; eine starke Individualität von leidenschaftlichem Temperament, das stellt ihn hoch über diese mittelmäßigen Kümmerlinge. Der akademische Klassizismus, der die Kunst seinerzeit versteinte, hatte über ihn allein keine Macht. Unbeirrt vom Zeitgeschmack sieht er nur in der Natur sein Vorbild, kämpft und ringt er mit dem Leben, um seine wesentlichen Aeüßerungen: Licht, Luft, Bewegung in Farben auf die Leinwand zu bannen. Das ist es, was diesen Spanier des 18. Jahrhunderts so eminent modern macht.



Goya ist Realist, schon weil er Spanier ist, aber in seinem Streben, der Natur nahe zu kommen, sie so einfach und so unmittelbar wie möglich zu interpretieren, offenbart sich sein Genie neu und überraschend. Er scheint auf der Jagd nach Schwierigkeiten, er stellt sich immer neue Probleme, und in ihrer Besiegung bildet sich sein Stil. Mit wunderbarer Schärfe versteht er, das Vorübergehende eines Zustandes, die Flüchtigkeit des Moments, den Uebergang einer Bewegung in die andere festzuhalten und wiederzugeben. Er teilt die Ruhelosigkeit seines Temperamentes seinen Bildern mit, er offenbart uns in der Farbe: Bewegung, Licht, Leben, und ohne im entferntesten sklavische Abschriften der Natur geben zu wollen oder im einzelnen durch Naturtreue zu verblüffen, wirkt



*Courmacher auf der Promenade*

*Radierung von Goya. Aus den Caprichos*

er immer überzeugend, wenn auch nicht immer wahr. Er hat stets etwas Eigenes zu sagen, allen Aeüßerungen seines Pinsels oder Stiftes wohnt eine so starke persönliche Kraft inne, sie bezeugen eine so mächtige Individualität, daß sie dem Beschauer des Künstlers Credo suggerieren. Dabei ist er Maler, er fühlt in Farben und spricht in Farben. Im Beginn seiner Laufbahn ist seine Palette überaus reich, ja gelegentlich bunt; mit dem Fortschreiten seines Könnens reduziert er seine Ausdrucksmittel auf das Wesentliche, er beschränkt sich in der Farbe mehr und mehr, und im Verfolg der von ihm selbst ausgesprochenen Idee, daß die Natur weder Farbe noch Linien kenne, sondern nur allein Licht und Schatten, gelangt er allmählich zu einem summarischen Verfahren und zu ausschließlicher Verwendung von Weiß und Schwarz. Die Art aber, wie er sieht, sein vornehmes Tongefühl und feines Farbenempfinden, die Keckheit in der Behandlung und das



*Die gerupften Hähnchen*

Radierung von Goya. Aus den *Caprichos*

Feuer des Vortrages, die bravouröse Technik seines Pinsels geben allem, was er angreift, das charakteristische Gepräge einer starken künstlerischen Persönlichkeit.

Was er gemalt hat, ist so ziemlich alles, was man malen kann: Religiöses, Genre, Historie, Porträt. In allem ist er originell, wenn man auch nicht leugnen kann, daß seine religiösen Bilder seine schwächsten sind. Ob er persönlich gläubig war oder nicht, ist eine Frage, über die viel gestritten worden ist; darf man aus der Qualität seiner Kirchenbilder einen Rückschluß auf die Stärke seines religiösen Gefühls ziehen, so würde man allerdings sagen müssen, daß er wahrscheinlich nicht zu den Gläubigen gehörte, denn diese Gemälde und Fresken sind recht

mittelmäßig. Man wird in der Pilar zu Zaragoza vergebens die Leistungen Goyas von denen der anderen Maler zu unterscheiden versuchen, und seine Staffeleibilder in den Kirchen Madrids, in den Kathedralen zu Sevilla und Valencia verraten nirgends die Klaue des Löwen, im Gegenteil: sie sind in hohem Grade konventionell. Nur allein die Fresken, mit denen er die Wände von S. Antonio de la Florida in den Manzanares-Auen vor Madrid schmückte, sind eine Leistung von hoher künstlerischer Kraft. Er hatte hier darzustellen, wie der heilige Antonius einen Toten erweckt, und diesen Vorwurf bewältigt er in der unbefangenen Weise, indem er für den Blick das Gewölbe sprengt, ein Gitter zieht und nun den Vorgang gleichsam unter freiem Himmel im Marktgewühl einer spanischen Stadt sich vollziehen läßt. Im hohen religiösen Stil wäre er an dieser Aufgabe gescheitert; so war er in seinem Element, und in der glänzenden Lösung dieser ihm gewiß unsympathischen Aufgabe hat er der kirchlichen Malerei neue Wege gewiesen.

Goyas ganzes Talent entfaltet sich in seinen Sittenbildern, hier erst ist er ganz er selbst, in Auffassung und Ausführung Vollblutspanier. So wie er das Spanien seiner Tage gesehen, so wird es fortleben; er hat die Formel gefunden, die seiner Zeit Unsterblichkeit verlieh, ewiges Leben, so lange es Kunst geben wird. Ob er seine Landsleute bei der Arbeit oder beim Vergnügen schildert, ob aufregende Schauspiele sie elektrisieren oder



### *Ueberfall durch Straßenräuber*

*Nach dem Gemälde von Goya in der Alameda der Herzoge von Ossuna*

sinnlose Wut sie erfaßt, ob er Maskeraden oder Straßenkämpfe, die Inquisition oder den Fasching darstellt, immer faßt er energisch und eigentümlich zu und weiß die ganze Frische des ersten Eindrucks auf seine Leinwand hinüber zu retten. Er vernachlässigt das Detail, um das Wesentliche mit schnellen Strichen treffend zum Ausdruck zu bringen, er kennt keinen festen Umriß, mit breitem Pinsel werden die Farbflecken in heftigen Kontrasten unverrieben nebeneinander hingehauen, seine Technik ist renommistisch, der Effekt aber ist höchste Lebendigkeit. Die Anfänge dieses Genres liegen in den Entwürfen zu Tapisserien, die der Künstler im Auftrage des Hofes zu liefern hatte, es sind Szenen im Genre der Watteau, Lancret, Pater. Wohl sind es Spanier und Spanierinnen, die wir vor uns sehen, aber sie leben in Utopien, wo den immer Glücklichen vom ungetrübten Himmel ein ewiger Sonnenschein lacht, Spiel und Tanz die einzige Beschäftigung bilden, die ganze Existenz auf eine heitere Festesfreude gestimmt scheint. Diese Entwürfe sind außerordentlich dekorativ; Meisterwerke schafft Goya aber erst, wenn er sich dem realen Leben zuwendet, das Volk bei der Arbeit aufsucht, wenn er Scherenschleifer, Wasserträgerinnen, Milchmädchen, Wäscherinnen oder Mönche, Banditen, Bauern darstellt, Prozessionen, Jahrmärkte oder gar Stierkämpfe vorführt. Da ist er stets interessant und versteht es, durch immer neue malerische Effekte zu blenden; ja, je schwieriger der Vorwurf, je leidenschaftlicher bewegt die Szene ist, um so größer zeigt er sich, wie er denn die beiden Bilder vom dos de mayo, wo er den Beschauer mitten in das furchtbare Gemetzel jener Schreckenstage führt, zu gemalten Dramen von erschütternder Tragik gestaltet hat.

Auf die volle Höhe der Meisterschaft gelangt der Künstler aber erst als Porträtist. Weit über ein halbes Jahrhundert hinaus ist ihm die spanische Gesell-





*Verwegenheit Martincho's in Zaragoza*

*Radierung von Goya. Aus der Tauromaquia*

schaft Modell gestanden, er hat der Nachwelt die Züge aller aufbewahrt, die als Könige, Infanten, Minister, Günstlinge, schöne Frauen, Gelehrte, Künstler oder Banausen eine Rolle gespielt. Eine gemischte Gesellschaft, der die Qualität dieser Bilder entspricht. Hat ihn die Persönlichkeit oder das malerische Problem interessiert, so schafft er Meisterwerke; ging seine Kunst aber nach Brot, da ist er banal bis zum Unerträglichen; er hat in den Bildnissen sein Bestes und sein Schlechtestes gegeben. Mit einer unbestechlichen, hart an Schadenfreude grenzenden Wahrheitsliebe charakterisiert er. Er gibt seinen Frauen Grazie und Charme, seinen Männern Charakter, aber die Hysterie einer Herzogin von Alba, die heimtückische Bosheit einer Königin Marie Louise, die kleinliche Nörgelei eines Bayeu, der Fanfaron im Guillemardet, die Hohlköpfigkeit in den Ossunas kommen daneben voll zum Ausdruck. Kein Schönmalers, aber wie schöne Malerei! Eine Schwelgerei der Farbe! Ob er, wie in der unbedeckten Maja, das schimmernde Inkarnat eines jugendfrischen Leibes oder in der Familie Karls IV. den strahlenden Glanz der Brillanten und Juwelen, die weichen Reflexe seidener Stoffe malt, immer ist er der souveräne Könnner, für den es gar keine Schwierigkeiten gibt. Er gießt eine Fülle von Licht über seine Bilder und malt dann weiß auf weiß, schwarz auf schwarz oder faßt



*Juanito Apañani im Stierzirkus in Madrid*

*Radierung von Goya. Aus der Tauromaquia*

die disparatesten Töne zu leuchtender Harmonie zusammen. Er ist einer der ersten Koloristen Spaniens und nur mit dem größten der Großen, mit Velasquez zu vergleichen.

Und dieser selbe Künstler, der uns in seinen Gemälden die Wunder von Leben und Licht und Farbe in wahren Hymnen daseinsfreudigen Schaffens vorträgt, den wir ganz ausgefüllt wähnen von den glänzenden Bildern froher Wirklichkeit, dessen Blick nur dem Diesseits anzugehören scheint, der enthüllt uns plötzlich, daß seine Phantasie in Gegenden weilt, die mit dieser Welt nichts gemein haben. In ganzen Serien von Bildern und Radierungen läßt er die entsetzlichen Träume, die sein Dasein verdüstern, Gestalt annehmen. Zwangsvorstellungen eines kranken Geistes, für den das Uebernatürliche nur Schrecken und Grauen besitzt, der seinen Tag mit den Nachtgespenstern des Wahns bevölkert, auf unentrinnbarer Flucht vor den Schrecken, die ewig neu dem eigenen Hirn entspringen. Wir stehen an jenem grausigen Abgrund, der die Vernunft vom Irrsinn trennt, und sehen die qualvolle Marter, in welcher der Geist dem Wahnsinn erliegt. Diesen schaurigen Träumen, diesen entsetzlichen Visionen leiht der Künstler Formen, welche dem Grauenhaften das Groteske mischend, jede Unwahrscheinlichkeit verlieren und um so furchtbarer

wirken, je wahrer sie „gesehen“, je wirklicher sie gepackt sind. Seine schrankenlose Phantasie bereichert die Natur mit Wesen, deren Schöpfer er ist; Wesen, die er greuelvollen Finsternissen entrissen zu haben scheint, um sich an ihren Zuckungen zu weiden. Diese Vorstellungen müssen Goya sein ganzes Leben hindurch verfolgt haben, sie durchziehen sein Oeuvre von den kleinen Staffeleibildern an, die er für die Ossunas malte, bis hin zu den großen Fresken seines eigenen Landhauses, und noch im Alter gestattet er in den „Proverbios“ einen Blick in jene letzten geheimnisvollen Tiefen seiner Phantasie, in denen unerforschliche Rätsel einer anderen Welt ruhen.

Dieser düstere, fast an Gemütskrankheit grenzende Zug in des Künstlers Wesen tritt am deutlichsten in den Radierungen hervor. Die Caprichos zumal reden die Sprache des Menschenfeindes, des in Einsamkeit Verbitterten. Goya lebte jahrzehntelang an einem Hof und am spanischen Karls IV., wie hätte er da nicht die Menschen verachten lernen sollen! Er war sein halbes Leben hindurch völlig taub, wie wäre er da nicht vereinsamt? So schildert er in den Caprichos die Menschen, wie er sie kennen gelernt hat: dumm, boshaft, eitel, in Stumpfsinn, Aberglauben und Oberflächlichkeit befangen. Diesen Bildern gegenüber weiß man nicht recht, haßt der Künstler die Menschen wegen dieser Eigenschaften oder befriedigt es ihn, sie so schildern zu können? Ein wunderliches Gemisch gering-schätzender Trauer und grimmiger Verachtung gelangt in ihnen zum Ausdruck. Man hat diesen Blättern einen politischen Text untergelegt und Satiren auf das Treiben Marie Louisens, des Friedensfürsten und ihrer Clique herausgedeutet. Es ist möglich, daß einzelne von ihnen politische Anspielungen enthalten, die Kommentare indessen, die der Künstler selbst und zum Teil im Ausland, also in völliger Sicherheit geschrieben hat, sprechen dagegen; dagegen sprechen aber besonders die Verhältnisse der Zeit. In Spanien von damals war es unmöglich, sich geistig so weit zu befreien, um blutige Satiren auf Thron und Altar zeichnen zu können; der Wunsch, das Licht der französischen Aufklärung bis nach Spanien scheinen zu lassen, hat die Biographen hier zu weit geführt. Was wir heute von den politischen Zuständen jener Tage wissen, was uns klar vor Augen liegt, das war den Zeitgenossen verborgen. Es gab keine unabhängige Presse, keine unzensurierte Literatur, die spanische Aufklärung aber, man denke nur an den zahmen Feijoo, stand auf dem Boden der Kirche und des Absolutismus. Im Zerrspiegel der Karikatur zeigt der Künstler allgemein Menschliches in spanischem Gewand mit so viel treffendem Witz, mit so charakteristischer Schärfe, daß die Folge der Caprichos dadurch zu einer Berühmtheit gelangt ist, welche die rein künstlerischen Qualitäten der Blätter gar nicht rechtfertigen. Wohl ist auch in der Radierung



Goyas Auffassung energisch und eigentümlich, der Vortrag leidenschaftlich; mit wenigen Strichen bringt er den Eindruck von Leben und Bewegung hervor (man sehe nur in der *Tauromaquia*, wie die heftig bewegten Menschen und Tiere gepackt sind!), aber die Technik ist bis zum Eigensinn vernachlässigt. Welcher vornehmen Wirkung ist die Nadel in Verbindung mit der Aquatinta fähig, und man sehe, was Goya daraus gemacht hat! Er scheint einen rein künstlerischen Eindruck geradezu vermeiden zu wollen, er hat nur seine Idee im Auge, je brutaler sie zum Ausdruck kommt, je lieber ist es ihm; er scheint die Wahrheit nicht roh, nicht plump genug verkündigen zu können. Daß er diesen Effekt wollte, daß künstlerische Erwägungen ihn lenkten, beweist der Umstand, daß seine radierten Blätter nach Vorlagen ausgeführt sind, die bereits genau die beabsichtigte Wirkung zeigen, das Improvisierte, was seinen Radierungen einen so starken Reiz gibt, ist Mache. Nicht das allein erschwerte es, Goya als Radierer völlig gerecht zu werden; man darf auch nicht vergessen, daß die Mehrzahl seiner Platten, bevor Abzüge gemacht wurden, Jahre, ja Jahrzehnte unbenutzt lagen, daß sie dann überarbeitet und wieder geätzt worden sind, so daß das Ursprüngliche völlig verloren ging. Die erste Stelle in Goyas Oeuvre gebührt nicht seinen Radierungen, sondern seinen Bildern; mag sein, daß er als Radierer ein Denker und ein Philosoph ist, nur als Maler ist er ein großer Künstler.

Goyas ganze Kunst war eine zu eminent persönliche, als daß er hätte Schüler oder Nachfolger haben können; man konnte ihn fälschen, auf der von ihm eingeschlagenen Bahn weiter zu schreiten, war nicht möglich. Die Spanier des neunzehnten Jahrhunderts haben ihr malerisches Glaubensbekenntnis in Paris abgelegt, und sie haben in geistreicher Auffassung und blendender Technik ihre französischen Vorbilder oft genug übertroffen, aber die nationalspanische Note, auf die das Werk Goyas abgestimmt ist, fehlt ihnen; die Franzosen rechnen Mariano Fortuny, Diaz und andere der großen Könner unbedenklich zu den ihren.

Soweit das Kunsthandwerk in Frage kommt, handelt es sich um Schöpfungen, die unter dem Patronat der Könige entstanden und von ihrer Gunst abhängig blieben. Dazu gehört außer den Manufakturen von Glas und Gobelins auch das Porzellan, dem König Karl III. seine Vorliebe zuwandte. Er hatte eine sächsische Prinzessin zur Frau, und da diese Damen in ihren Trousseaus große Vorräte des schönsten Meißner Fabrikates mitbrachten, wurde seine Aufmerksamkeit vielleicht durch ihre Mitgift auf dieses köstliche Material gelenkt. Die Porzellane, welche die Dauphine mit nach Versailles nahm, haben auch in Frankreich viel zur Anbahnung einer eigenen Industrie beigetragen. Karl III. hatte noch als König von Neapel eine Porzellanfabrik in Capodimonte angelegt und ihr die regste Aufmerk-

samkeit geschenkt. Als er den Thron mit dem spanischen vertauschte, nahm er nicht nur die Arbeiter, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach auch das Kaolin mit nach Spanien, und er hat auf spanischem Boden im Buen Retiro von deutschen und italienischen Arbeitern weiter modellieren und brennen lassen.

Karl III. hat der Tätigkeit seiner Manufaktur ein ganz persönliches Interesse zugewendet, das in sehr merkwürdigen Schöpfungen hervortrat. Wie man sich in den Anfangsstadien der Porzellankunst auch in Meissen Ziele steckte, die weit über alles hinausgriffen, was Material und Technik leisten können, so hat der königliche Dilettant seiner Fabrik Aufgaben gestellt, deren Erfüllung hart an der Grenze des Möglichen liegt. Er verlangte die Wanddekoration ganzer Zimmer. An anderen Orten hat man die sogenannten Porzellankabinette dadurch hergestellt, daß man Figuren und Gefäße von Porzellan auf Konsolen vor Spiegeln zur Aufstellung brachte. Karl III. wollte die Wände ganz mit reliefierten Platten von bemaltem Porzellan belegen, und er hat in den Schlössern von Aranjuez und Madrid seine Ideen auch verwirklicht. Sie sind einzig in ihrer Art, aber die schwierige technische Lösung ist mehr zu bewundern, als die ästhetische Wirkung. So ohne weiteres ist Porzellan nicht in den Dienst der Innenarchitektur zu stellen.

Die Könige aus dem Hause Bourbon haben in den ersten anderthalbhundert Jahren ihrer Herrschaft kaum das gekannt, was ihre französischen Vettern in Versailles unter Hofleben verstanden; ein Hof als Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens existierte nicht. Das hat nicht gehindert, daß der Einfluß, der von ihnen und ihrer Umgebung ausging, sich nicht in den Sitten und Gebräuchen trotzdem geltend machte. Die Bourbons stießen gewissermaßen eine Tür auf, durch die ein frischer Luftzug in die stickige Atmosphäre des spanischen Lebens eindrang. Auf Schritt und Tritt kollidierten da zwei Weltanschauungen, die sich gegenseitig ausschlossen. Spanien war unter den Habsburgern von der Außenwelt fast völlig abgesperrt gewesen und hatte sich in Trachten und Manieren Eigenheiten gewahrt, die höchst absonderlich gewirkt haben müssen. Dazu gehörte das Tragen großer Brillen bei den Herren, je höher der Rang, je größer die Brille; man brachte sie sogar auf Porträtbüsten an. Sich beständig in den Zähnen zu stochern, war guter Ton; bei den Mahlzeiten saßen nur die Herren am Tisch, Damen und Kinder aßen auf der Erde hockend. Wenn die Granden den König begrüßten, so knixten sie dabei, wie heute die Backfische. Der Aberglaube war kraß. Noch unter Philipp V. gab die Herzogin von Alba ihrem erkrankten Sohn eine Reliquie ein. Sie verschaffte sich von Mönchen einen Finger des Heiligen Isidor. Sie ließ ihn pulverisieren, und der Knabe mußte ihn teils als Medizin schlucken, teils als Klystier zu sich nehmen. Um sich vor Blitzschlag zu bewahren, trug man kleine

silberne Glöckchen bei sich. Bei seiner Reise nach Spanien wurde Philipp V. von einem furchtbaren Gewitter überfallen. Die Kavalierseines Hofes knieten nieder, zogen ihre Glöckchen aus der Tasche und fingen aus Leibeskräften an zu klingeln. Bei diesem überraschenden Anblick konnte sich der König nicht halten und brach in ein schallendes Gelächter aus. Die Spanier hielten diesen Ausbruch der Heiterkeit für den Beweis einer ganz ungewöhnlichen Seelenstärke ihres Monarchen. Am auffallendsten war die Verschiedenheit der Kleidung, da Spanien der französischen Mode nicht gefolgt war, sondern sich im Anzug der Herren und Damen Besonderheiten bewahrt

hatte, die man ja auf den Bildnissen aus der Zeit König Karls II. deutlich erkennt. Schon die erste Frau dieses Königs hatte vergebens gegen die Uniform der spanischen Damenmode angekämpft; es gelang erst der Gemahlin Philipps V., Louise von Savoyen, eine Bresche in diese Festung zu legen. Bis dahin trugen die spanischen Damen Kleiderröcke, die vorn und an beiden Seiten auf dem Boden lagen, hinten nicht. Sie mußten lernen, darauf treten zu können, ohne hinzufallen, denn man hätte einer spanischen Dame eher alle sieben Todsünden verziehen als das Sehenlassen ihrer Füße. Die höchste Gunst, die ein weibliches Wesen dem Manne erweisen konnte, den sie liebte, war, ihm ihren Fuß zu zeigen. Es war eine Haupt- und Staatsaffäre, ehe die Königin durchgesetzt hatte, daß sie diese Röcke nicht mehr zu tragen brauchte, sondern der französischen Mode folgen durfte.

Von dem Augenblick an hat die französische Mode dann auch ganz allmählich Spanien erobert, und es ist selbst der Inquisition nicht möglich gewesen, sie fernzuhalten. Am Ende des 18. Jahrhunderts ergehen sich die Spanierinnen in den gleichen völlig fußfreien Kleidern wie die französischen Schönen, und die vor-



*Junge Mädchen aus Ronda*

*Originallithographie von J. F. Lewis, 1834*



nehmen Damen kennen nichts Wichtigeres, als die Besorgung der neuesten Pariser Modelle. In der guten Gesellschaft herrscht die gleiche Französerei wie damals in Deutschland, man trägt französische Kleider und wirft mit welschen Brocken um sich. In die niederen Stände dringt diese Unsitte nicht ein. Die Frauen der niederen Klasse tragen gern ihre Kleidung nach dem Schnitt der Mönchskutten. Manche verpflichten sich sogar durch ein Gelübde dazu, sich anzuziehen wie das Gnadensbild des Heiligen Anton von Padua, aber sie machen wenigstens die Konzession, die Kleider aus feinem Tuch oder Seidenstoff herstellen zu lassen.

Um die Reinlichkeit war es übel bestellt; sie war mit den Mauren aus dem Lande vertrieben worden. Mit dem größten Erstaunen sah Lady Elizabeth Holland in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, daß ein Liebespaar sich auf der spanischen Bühne beileibe nicht küssen durfte. Sollte Zärtlichkeit demonstriert werden, so suchten die Liebenden sich die Läuse ab, das war der augenfälligste Beweis ihrer Zuneigung. Schon zweihundert Jahre früher war in dem Prozeß, den die Inquisition gegen den Staatssekretär Marques de Villalba anstrebte, als höchstes Zeichen seiner sittlichen Verworfenheit geltend gemacht worden, er habe sich von einer Nonne die Läuse absuchen lassen.

Wie mit der Thronbesteigung Philipps V. in Spanien so manches anders wurde, so auch der Stierkampf. Bis dahin war er ein Sport gewesen, ein ritterliches Spiel vornehmer Herren, die den Stier mit der Lanze vom Pferde herab zu erlegen hatten. König Karl I. hatte sich darin ausgezeichnet, und die Reisenden, die Spanien besuchten, pflegten stets die Zahl und die Namen der Granden anzuführen, die sie an der Arbeit gesehen hatten. Als August der Starke in Madrid war, hat er sich durch seine riesige Körperkraft auch im Stiergefecht ausgezeichnet. Das Publikum, erzählt Gräfin d'Aulnoy, pflegte sich sehr unzufrieden zu äußern, wenn eine Corrida ohne Verlust an Menschenleben ablief. An Schauspiele, die Mut, Kraft, Gewandtheit und Todesverachtung erforderten, waren französische Prinzen natürlich nicht gewöhnt, und seit der Hof an den Stierkämpfen keinen Gefallen mehr fand, war die Aristokratie schwach genug, sich ebenfalls davon zurtickzuziehen. Das Volk aber hat auf sein Lieblingsvergnügen nicht verzichtet; so ging im 18. Jahrhundert der Betrieb der Corridas an Professionals über, die das Spiel zur höchsten Kunst ausgebildet haben. Welcher Besucher des heutigen Spanien könnte sich wohl dem zwingenden Reiz dieses großartigen Schauspiels entziehen? Früher hatte man den Stierkampf auf den öffentlichen Plätzen der großen Städte vorgenommen, wie es noch heute in kleinen Orten der Fall ist. Im 18. Jahrhundert wurden dann die besonderen Amphitheater dafür gebaut. 1773 besaß Spanien schon vier Häuser für diesen Zweck, in Madrid, Aranjuez, Granada und Sevilla.



*Bäuerinnen aus der Gegend von Avila*

*Lithographie von V. Berquer nach der Zeichnung von L. H. Pellicer. Um 1865*

Von demselben Verfasser erschienen früher und sind durch jede Buchhandlung zu beziehen:

## SPANISCHE REISEBILDER

VIII und 239 Seiten. Mit 14 Federzeichnungen

Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, 1904

Der Verfasser, ein Kunstfreund und Kunstkenner, hat in diesem Buche die auf einer längeren Reise in Spanien gewonnenen Eindrücke niedergelegt. Es sind keine bloßen Beschreibungen, sondern Stimmungsbilder voll Licht und Farbe, die auf jeder Seite durch die Feinheit des Empfindens und die kritische Sicherheit des Urteils den Leser anziehen und fesseln. Alles, was die Pyrenäische Halbinsel an Naturschönheiten, an Sonderbarkeiten der Bevölkerung, vorzugsweise aber an Kunstdenkmälern, Kirchen, Galerien und Palästen in beinahe verschwenderischer Fülle bietet, spricht uns hier, von einem künstlerisch feingebildeten Reisenden als persönlich Erlebtes und Erschautes in geistvoller Weise dargestellt, oft mit unmittelbarer Gegenständlichkeit an.

Das Buch dürfte nicht nur alle diejenigen, die Spanien bereist haben oder bereisen wollen, sondern namentlich auch jeden Kunstfreund interessieren. Daneben bildet es eine wertvolle Ergänzung zu den mehr das Materielle des Reisens berücksichtigenden Reisebüchern über Spanien.

Schöne Federzeichnungen begleiten den Text des Buches, das auch sonst gut ausgestattet ist.



## STÄTTEN DER KULTUR TOLEDO

VIII und 184 Seiten. Mit 44 Abbildungen

Leipzig, Verlag von Klinkhardt und Biermann, 1910

August L. Mayer schreibt in den „Monatsheften für Kunstwissenschaft“ Juli 1910:

„Der Verfasser entwirft ein ebenso getreues wie reiches, farbenprächtiges Bild von den politischen, kirchlichen, wirtschaftlichen und künstlerischen Verhältnissen in der alten Kaiserstadt Toledo während mehr denn anderthalb Jahrtausenden. Abgesehen davon, daß v. Boehn eine Fülle geschickt verarbeiteten historischen Materials bietet, brennt er noch zu des Lesers Erbauung ein Brillantfeuerwerk höchst amüsanten Anekdoten ab. So wird man sich niemals bei der Lektüre des Buches gelangweilt fühlen, zumal das Ganze überaus flüssig, manchmal sogar etwas zu feuilletonistisch geschrieben ist“.

J. Sievers schreibt in der „Deutschen Literatur-Zeitung“, Leipzig, 20. Mai 1911:

„Die Arbeit gibt mehr als eine Stadtgeschichte, es ist beinahe eine spanische Geschichte, deren Ereignisse sich in Toledo wie in keiner zweiten Stadt des Landes konzentriert haben. Nicht nur in historischer und künstlerischer Beziehung zeichnet der Verfasser die Entwicklung Toledos, er rundet das Bild auch noch durch seine gründlichen Kenntnisse des literarischen Lebens in den Glanzzeiten der Stadt ab und verschafft dem Leser einen Einblick in die reizvollen Wechselbeziehungen die das Zusammen- und Gegeneinanderwirken der mohammedanischen und christlichen Kulturwelten ergab“.



*Von demselben Verfasser erschienen in gleicher Ausstattung und Format in unserem Verlage:*

# **R O K O K O**

## **FRANKREICH IM XVIII. JAHRHUNDERT**

*Vierte vermehrte Auflage*

Mit 300 Abbildungen im Text und 18 Tafeln in Vierfarbendruck,  
sämtlich nach französischen Gemälden, Kupferstichen, Ornamenten,  
Möbeln, Gefäßen und Geräten der Zeit.

611 Seiten Quart. Einband in reicher Vergoldung  
nach einem Original von Derome aus dem Jahre 1772

Inhalt: Die Regentschaft. Der König und der Hof. Der Adel und die  
Armee. Der Klerus und die Kirche. Das Bürgertum. Das Volk. Re-  
gierung und Verwaltung. Die geistige Bewegung. Die Bureaux d'Esprit.  
Der Stil des Lebens. Die Kunst. Das Theater. Die Kleidung.

★

*Professor Dr. Georg Witkowski sagt in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“, Januar-Februar 1921:*

Nachdem Boehn unter dem Titel „Vom Kaiserreich zur Republik“ das Frankreich des 19. Jahrhunderts geschildert hat, beschenkt er uns nun mit einer ähnlich umfangreichen und gleich vortrefflichen Darstellung der unmittelbar vorübergehenden, mit dem Tode Louis XIV. beginnenden Epoche. Der Titel „Rokoko“ ist insofern dafür zu eng, als ja eigentlich nur dem Stil der Régence und allenfalls noch des Louis XV. dieser Name gebührt, während mit dem Regierungsantritt Louis XVI. schon der erneute Klassizismus einsetzt. Indessen repräsentiert freilich der Frankreich im 18. Jahrhundert beherrschende Geist keine Formenwelt so vollkommen, wie die des Rokokos, und da das Werk Boehns nicht nach der Zeitfolge, sondern nach den Lebensgebieten angeordnet ist, tritt in jedem Kapitel der spielende, alle festen Elemente auflösende Stil in den Mittelpunkt. Gerade auf belehrende Unterhaltung bedachte Leser werden dies Werk, gleich den früheren Max von Boehns, mit Freude begrüßen. Von neuem breitet er eine fast unübersehbare Fülle von Stoff in sorgsamer Anordnung so aus, daß das Erdrückende des Materials kaum fühlbar wird. Die geschmackvolle Sprache, die sichere Wahl der Belege, das sparsame Aufsetzen anekdotischer Glanzlichter und vor allem die selbständige Verarbeitung und das unabhängige Urteil geben dem Werke einen Wert, der weit über eine Zusammenstellung von Tatsachen hinausreicht. Man liest jedes dieser gut gerundeten Kapitel mit nie ermattender Teilnahme und bedauert immer am Schlusse, daß nicht noch mehr über den besonderen Gegenstand gesagt ist. Dabei bleibt Boehn nicht auf der Oberfläche; er geht überall den Ursachen nach und weis mit sicherem Blick auch dort, wo die Quellen spärlich fließen, wie z. B. für die Lage der unteren Stände, aus ihnen das Notwendige zu erschließen. Die Bilder sind wieder ebenso gut gewählt wie zahlreich und schmücken das Buch, indem sie zugleich den Wortlaut aufs beste erläutern. Die Wiedergabe, zumal der zahlreichen Farbendrucke, genügt hohen Ansprüchen und läßt, gleich der sonstigen Ausstattung — Papier, Druck, Einband — nichts von der Not der Zeit spüren. Autor und Verlag dürfen auf diese Leistung stolz sein. Hoffentlich gesellen sich ihr bald die in Aussicht gestellten Nachfolger: England und Deutschland im 18. Jahrhundert.

G. W.

# *D E U T S C H L A N D*

## *I M X V I I I . J A H R H U N D E R T*

*Erster Teil*

### **Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation**

*Zweite verbesserte Auflage*

Mit 350 Abbildungen im Text und 18 Tafeln nach Zeichnungen. Gemälden und Stichen von Chodowiecki, Bause, Füger, Angelika Kauffmann, Pesne, Ridinger, Rugendas, Tischbein, Ziesenis u. a. 610 Seiten Quart

Einband in reicher Vergoldung nach einem Original, das 1744 in Wien für die Bibliothek Maria Theresias gebunden wurde.

Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation. Die Verwaltung. Ackerbau und Industrie. Das Militär. Der Kaiserhof. Der preußische Hof. Kursachsen. Kurbayern und Kurpfalz. Die kleinen Höfe. Die geistlichen Höfe. Adel und Bürgertum. Der Bauer.

★

# *D E U T S C H L A N D*

## *I M X V I I I . J A H R H U N D E R T*

*Zweiter Teil*

### **Die Aufklärung**

Mit 270 Abbildungen im Text und 8 farbigen Tafeln nach Gemälden, Bauten, Innenräumen, Ornamenten, Geräten und Gefäßen der Zeit. 512 Seiten Quart

Einband in reicher Vergoldung nach einem Original, das 1744 in Wien für die Bibliothek Maria Theresias gebunden wurde.

Die Aufklärung. Die Presse. Der Aberglaube. Die katholische Kirche. Die protestantische Kirche. Die Schule. Die Kunst. Innenkunst. Das Theater. Die Musik. Das gesellige Leben. Die Kleidung.

★

# *E N G L A N D*

## *I M X V I I I . J A H R H U N D E R T*

*Zweite Auflage*

Mit 36 Tafeln und 326 Abbildungen im Text, Reproduktionen zeitgenössischer Gemälde, Schabkunstblätter, Bauten, Möbel, Ornamente usw. 678 Seiten Quart

Einband in reicher Vergoldung nach einem Originalband von Charles Mearne aus der Sammlung Edward Almack

Inhalt: Regierung und Parlament. Verwaltung. Handel und Industrie. Kronländer und Kolonien. Die Welt des Geistes. Die Schule. Das Ende der Stuarts. Das Haus Hannover. Die Gesellschaft. Horace Walpole. Die Geselligkeit. Kunst und Theater. Mode und Tracht.











